Die Einsamkeit

von

August Tiedge.

Leipzig
in der Sommerschen Buchhandlung.

DIE EINSAMKEIT.

Vorbericht.

Ueber die nachstehende Epistel hätte ich dem Publikum eigentlich nichts zu sagen, wenn mir nicht die Ursache ihrer Erscheinung ein paar Worte abnöthigte, die mich sehr die Verlegenheit fühlen lassen, von mir selbst reden zu müssen. Ich gehe damit um, meine

zum Theil noch ungedruckten, zum Theil aber seit 1783 zerstreut erschienenen Episteln, nach einer strengen Auswahl und Durchsicht, in einer Samlung den Händen des Publikums zu übergeben, wovon nun schon eine nähere Ankündigung erschienen ist. Mancherlei Ursachen bestimmen mich, den freilich oft gemisbrauchten Weg der Pränumeration einzuschlagen. Sehr viele meiner Freunde haben sich indessen für mein Unternehmen interessirt. Und wenn mich die Aussicht eines entspre-

chenden Erfolgs bei den ersten Schritten nicht durchaus verläßt, so wird die ganze Samlung meiner epistolarischen Gedichte Michaelis dieses Jahres ohnfehlbar erscheinen, unter Bedingungen, welche die bereits ausgegebene Anzeige darlegt. Die gegenwärtige Epistel über die Einsamkeit soll eine Vorläuferin der ganzen Samlung seyn, um dem Publikum, dem ich nur aus früheren Ausstellungen bekannt bin, den Erwartungspunkt an die Hand zu geben. Ich glaube dies un-

sern Zeiten schuldig zu seyn, die mit einem sehr begreiflichen Widerspruche zu sehr und zu wenig poetisch sind.

Halberstadt, im Januar 1792.

An

L i n a.

Es giebt auf Gottes schöner Welt
Gewis noch manche schöne Stelle,
Wo ich mir wol ein Hirtenzelt
Hinbaut', an einer kleinen Quelle,
Verstekt in einem Schweizerthal,
Wo, wenn die Wind' aus Norden stürmten,
Vertraute Pappeln mich beschirmten,
Und wo ein Wäldchen, wenn der Stral
Aus Südens Feuerschoos die Schwinge
Dem West versengte, mich empfinge:
Wo ich, vom Drang und Schein der Dinge,
Von Lug und Trug der Menschen fern,

Mich vest an meine Stille schmiegte;
Wo ich den lezten Hang zum Spott,
Den ein bethörter Donquixott
Sonst leicht in Flammen blies, besiegte.
Ja solch ein Plätzchen liegt noch hier
Und da verstekt; allein vor allen
Hat Dein geliebter Hügel mir
Im Schlehenkranze wohlgefallen,
Wo friedlicher die Lüfte wehn;
Wo durch das Thal der Nachtigallen
Sich lieblicher die Bäche drehn;
Wo silberner die Blüten wallen,
Die von des Frülings Schoose fallen.

Wie einsam steht er da! wie schön!
Im frischgewebten Feierkleide,
Als hätt' er sich zum Tanz geschmükt;
So schön, wie in der grünen Seide
Kaum Minnas weisser Finger stikt,

Und welche Aussicht in die Auen,
Die er beherrscht! — O Freundin, hier,
Hier möcht' ich mir die Hütte bauen,
Wo Turteltauben über mir
In schönen Zweigen traulich girrten,
Und zu der Hand des stillen Hirten
Herunter flatterten, und sich
Vertrügen unter meinem Zelte,
Und mich umschmeichelten, wenn ich
Zur Botin eines Briefs an Dich
Die kleine Tejerin bestellte.

Da legt' ich mir ein Gärtchen an,
Und flüsternd sollten, wie Gedanken
Der Liebe Deine Seel' umranken,
Die Sprößlinge der Rebe dann
Mein kleines Ohnesorg' umschwanken.
Da wär' ich erst ein freier Mann,
So frei, wie meine Nachtigallen;

Da lüd' ich aus dem nahen Hain
Die Sänger in die grünen Hallen,
Zu süssen Wettgesängen, ein.
Wir sängen, bis am dunkeln Hain
Uns Cynthia von fern begrüste:
Nun führe selbst die Königin
Der Sterne durch die graue Wüste
Des Aethers, minder eilend, hin.

Gern würde mich der Wald verstekken;
Da könnte mir den heitern Sinn
Kein Hasser aus dem Herzen nekken;
Da sollte wol die Schwäzzerin,
Die Neugier selbst, mich nicht entdekken;
Mich würd' ein immer froher Muth
Zu lauter Freudenliedern stimmen;
Entfernt von jeder Lasterbrut,
Würd' ich zum Zorne nie entglimmen;
Nie würde mir in seinem Blut

Ein guter Nam' entgegen schwimmen.
Auf einer stillern Lebensfluth,
An deren Ufern, überhangen
Mit Rosen, unbelauscht von Schlangen,
Ein reines Herz so selig ruht,
Würd' ein entwölkter Himmel spiegeln;
Und leise würde hinter mir
Ein Genius der Ruh die Thür
Zum Tempel der Natur verriegeln;
Damit in meiner Einsamkeit
Mich nicht die tausend Dinge störten,
Die einst an Blüten meiner Zeit,
Gleich gierigen Insekten, zehrten,
Bis sie zur Abgeschiedenheit,
Zum Selbstgenus, mein Herz bekehrten,
Und mich durch ihren Unbestand,
Den meine Ruh so oft empfand,
Die Kunst, sie zu verachten, lehrten.
Von jedem Weltgetös' entfernt,

Und fern vom Pöbel niedrer Freuden,
Der täuschend gute Seelen körnt,
Würd' ich mich an der Einfalt weiden,
Die selbst vom Hänfling Weisheit lernt.
O welche Wollust, auszuruhen
Vom Wirbeltanz der Unnatur!
Dann würden Thal, und Hain, und Flur,
Beredter als die Bourdaloues,
Die goldnen Sprüche der Natur
Mir in die stille Seele flüstern;
Nie würd' ich nach der Täuschung lüstern,
Die alles, nur nicht glüklich, macht.

Nein, ich beneide nicht die Pracht,
Die manches Elend überschimmert,
Und, wie der stolze Blik auch lacht,
Die Ruh im Herzen niederträmmert!
O der betrügerischen Pracht!
Ein frohes Herz, frei von Verschuldung,

Ist warlich mehr, als die Vergüldung,
Die keinen Gek zum Weisen macht.
Schau hin auf jene Vorgemächer,
Wo man einander quälend ehrt!
Die liebe Langeweile leert
Auf diese Gruppen einen Köcher,
Der nie mit seines Pfeiles Gift
Das Leben Deiner Stunden trift.
Tritt näher, Freundin, den Geräuschen,
Nach welchen man sein Daseyn misst,
Das, klein und kriechend, wie die List,
Durch die es Nichts, und Alles, ist,
Sich martert, um sich selbst zu täuschen.

O wie verliert sich das Gefühl
Der Wahrheit auf dem Welttheater,
In Nachahmung und leeres Spiel!
Vergönnt mir nur der gute Vater
Des Lebens, die Zufriedenheit,

Mein Herz mit jener Heiterkeit
Und Wahrheit der Natur zu nähren:
So weilt im Schattenmeiner Zeit
Das stille Glük, das selbst der Neid
Nicht würdig achten wird zu stören.

Dich, Vater, find' ich überall
In der Natur! Der Wasserfall,
Das Lüftchen, das mit seinem Flügel
Die Blüt' umarmt am Schlehenhügel,
Das hohe Lied der Nachtigall,
Selbst das Gekreische froher Raben,
Ja Alles spricht so gut von dir,
Und nichts verläumdet dich, als — wir!
Wir Menschen, voll von deinen Gaben,
Und dennoch von dir selbst so leer!
Was Menschen erst entgöttert haben,
Nur darin find' ich dich nicht mehr!

Ja, Freundin, es ist warlich schwer,
Zur Unnatur sich zu gewöhnen,
Und durch die trügerischen Szenen
Der Klugheit, die so freundlich hasst,
So höflich mordet, froh die Last
Des Lebens vor sich herzuwälzen.
Im Schuz der Einfalt einer Flur,
Und zwischen friedlichen Gehölzen,
Verstatte mir nur die Natur,
An ihrem Tisch mich zu vergnügen!
Bei ihr ist Wahrheit! Ihre Flur
Straft jeden Fürstenteppich Lügen;
Bei solchem Freudenmale nur,
Trank ihr geliebter Epikur,
Ihr Priester, einst, in langen Zügen,
Die unvermischte Wollust ein.
O er verstand's, im grünen Hain,
An ihrem Busen sich zu wiegen!
Und das wär' ihm nicht zu verzeihn?

Nicht zu verzeihn, dafs er die Schale
Des Lebens aufschloss, und den Kern,
Von allem Weltgetöse fern,
In einem kleinen Rosenthale,
Das seine Hand erzog, genoss?
Nicht zu verzeihn, dafs auf der Stelle
Der Veilchen seine Weisheit spross?
Dafs ihm in grün umwebter Quelle
Die Lehre seiner Tugend floss?
Verzieh doch er dem grossen Tross
Der Thoren, die an Schalen käuten,
Die Armuth ihrer Schwelgerei!
Las sich die Streitsucht müde streiten,
Die ewig fragt: was Freiheit sey?
Mein Epikur war weis' und frei!
Und war er's nicht: wo würd' ein Leben,
Und wär's an Götterfülle reich,
Im Himmel und auf Erden, euch
Bericht auf eure Frage geben?

Oft hört' ich auch: ein weiser Mann
Ist immer frei! wie leicht gesprochen,
Nur nicht so leicht gethan! Wie kann
Auch selbst ein Weiser sich entjochen
Von manchem Niederdruk, woran
Die Sorg' ihn knüpft, mit allen Härten
Des Misgeschiks, und wenn er dann
Zur Einsamkeit in seine Gärten,
Wie Epikur, nicht flüchten kann,
Wo ihm der Freiheit Mirten blühen?
Was bleibt ihm nun? Etwa der Welt,
Worin ihm manches nicht gefällt,
Wie Jakob Rousseau, zu entfliehen,
Und von den Possenspielen fern,
Worin sie wirbelt, aus dem Kern
Sich eine bessre Welt zu ziehen?
Wo Hass und Unruh nie das Fest
Der Unschuld und der Freude stören?
Ich rathe nicht dazu! Es läst

Sich immer noch die Frage hören:
Ob wir bei einem ew'gen Fest
Der Freude wol beglükter wären,
Als diese Welt uns werden läst,
Die freilich uns noch manche Zären
Und Seufzer aus dem Herzen prest,
Dem schöne Pflanzungen verwildern,
Die schönste Hofnung Täuschung giebt.
Was hilfts, nach rosenfarbnen Bildern
Zu haschen, die ein Hauch zerstiebt?
Man schafft, empört von dem Tumulte,
Der um uns her sein Wesen treibt,
Sich eine Welt, bei seinem Pulte,
Die glüklicher im Pulte bleibt.

So hab' auch ich, in schönen Träumen,
Mir manches Paradies geträumt,
Und seinen Horizont mit Säumen
Des schönen Morgenroths besäumt,

Aus dem, mit Lichtgeström umschäumt,
Im Schimmer seines Glanzgeschmeides,
Der Tag den Elisäern keimt,
Und das Phantom des Weltgebäudes,
Das ich für meine Ruhe schuf,
War lieblich anzusehn! Des süssen,
Des reinen Daseyns zu geniessen,
War hier der einzige Beruf
Der Göttermenschen, die ich schuf.
Sie waren alle Virtuosen
Der Tugend, und die Unschuld lag
Auf Blättern hingewehter Rosen,
So ruhig, wie der Feiertag,
Der ewig meinen Fluren glänzte,
Vollauf von der Natur beschenkt,
An deren Busen, ungekränkt,
Der Friede sich mit Epheu kränzte,
Mit keiner Fessel mehr bekannt,
Auf welche Trug und Bosheit pochten,

Als nur mit der, die, von der Hand
Der Treu im Mirtenhain geflochten,
Sie nur im Schoos der Liebe fand.
Kurz meine Welt, das Vaterland
Der Ruh, war eine schöne Welle,
Die in den Strom der Welten rann;
Da lächelte aus jeder Quelle
Ein Engel einen Engel an.

Der Freundschaft süsse Rosen glühten
So unverwelklich durch den Hain
Des Lebens, so von Gifthau rein,
Wie sie nur auf der Insel blühten,
Die, ohne Stolbergs Phantasie,
Im grossen, unbegrenzten Meere
Der weiten Idealogie,
Wol unentdekt geblieben wäre.
Man lebt' in süsser Harmonie.
Sanft athmete, durch alle Triebe

Des Strebens; nur der Geist der Liebe,
Der Geist der holden Sympathie,
Der meinem Volke, fern vom stolzen
Aufstrebungsgeist, den Sinn verlieh,
Mit welchem, Herz in Herz verschmolzen,
Die allerreinste Melodie,
Der Wohllaut eingestimmter Saiten,
Den Plato selber nur vom weiten
Im Traum empfunden haben soll,
Ins grosse Chor der Wesenheiten
So zauberisch hinüber quoll.

Bei diesem ungestörten Liede
Der Seelenharmonien, lag
In seinem Palmenhain der Friede,
Und feierte, der Flucht nun müde,
Den feierlichsten Ruhetag,
Der jemals auf dem Augenliede
Der jungen Morgenröthe lag.

Und ausgesöhnt war Erd' und Himmel,
Ein nie umwölkter Sonnenschein
Beschien das frolichste Getümmel,
Beschien den ewig grünen Hain.

Die von der Weisheit selbst verehrte,
Nicht leichte Kunst, sich stets zu freun,
Die sonst kaum Weisen glükte, hörte
Ganz auf, die schwere Kunst zu seyn,
Die Vater Utz im Mirtenhain
Der Unschuld und der Liebe lehrte,
Und Gleim, den jede Rosenflur
Der Musen liebt, und immer liebte,
Durch vierzehn schöne Lustren übte:
Sie war blos Gabe der Natur.

Das Heiligthum der Gabriele
Gab meinem Volke jeden Zug,
So wahr, dafs er das Bild der Seele,

Aus welcher er gequollen, trug;
Und Sanftheit sprach aus jedem Zug.

Kein Wild durchächzte die Gebüsche,
Vor wildern Menschen auf der Flucht;
Man war noch menschlich; kein Gemische
Vergossnen Bluts und grüner Frucht
Lies man zu seinem Mahle tragen —
Der Mensch, aus unschuldvollern Tagen,
Der fiel gewis das Thier erst an,
Eh er es über sich gewann,
Sein eignes Wesen zu erschlagen. —
Noch lebten meine Lotophagen
Mild, wie der Hain, sanft, wie die Flur,
In süsser, unschuldvoller Frohheit,
Weit zwar entfernt von wilder Rohheit,
Doch dicht am Busen der Natur,
Umwebt mit friedlichen Oliven;
Den Segen der Zufriedenheit

Lies ich von allen Zweigen triefen,
In deren Schatten, überstreut
Mit Blumen jener goldnen Zeit,
Die Unschuld und die Liebe schliefen.

Vielleicht, wenn mein Vielleicht nicht irrt,
Erwartest du, wie hell die Wahrheit,
Im ganzen Aufwand ihrer Klarheit,
Durch meine Schöpfung leuchten wird?
Sie kam von selbst, auf allen Wegen,
Die sich durch mein Elisium
Hinschlangen, meinem Volk entgegen,
Man irrte nie um sie herum;
Man pflükte nicht aus Dorngehegen,
Nicht mühsam ihren Rosenkranz;
Sie warf ihn jedem Wunsch entgegen;
Sie mischte sich in Spiel und Tanz:
Da ward sie, trotz dem ofnen Segen,
Den sie durch meine Götterwelt

Hinströmen lies, in leichten Spielen
Verstekt, zum Wettkampf aufgestellt. —
Wie doch die Wahrheit den Gefühlen
Des Herzens, nur verhüllt, gefällt!
Mit Mühe wollen wir sie haschen!
Die Freude, sie zu überraschen,
Ist das, was ihren Reiz erhält.

Und streng und freundlich wog die Waage
Der offensten Gerechtigkeit,
Von keiner Frevelhand entweiht,
Das Recht der Wahrheit zu, und Tage
Voll Einfalt, Still' und Heiterkeit.

Die reizende Bescheidenheit,
Der reinen Wahrheit treu, verhüllte
So tief sich in sich selbst hinein,
Dafs meine Welt der Wiederschein
Von ihren Thaten nur erfüllte.

Die Duldung — himmlisch hold erschien
Sie im erhabnen Schmuk der Demuth,
Und um ihr Lächeln lies die Wehmuth
Ein sanft verhüllend Wölkchen ziehn.
So führte sie in jede Hütte
Die stille Sanftmuth selbst hinein,
Die schloss den Druk, durch den sie litte,
Geheim in ihrem Busen ein.
Den Druk? — Woher denn Druk und Pein
In einer Welt, der die Verschuldung
Nichts zu verzeihn, zu dulden gab?
Wie kam denn Sanftmuth, wie kam Duldung,
Wie kam Zufriedenheit herab
Auf eine Welt, die, von Verguldung
Der Thorheit weit entfernt, sich froh
Im Sonnenschein des Friedens sonnte,
Vor welchem jedes Laster floh;
Wo man durchaus nicht anders konnte,
Als nur zufrieden seyn und froh?

Bedurften jene stillen Tage
Der Unschuld, die kein Unrecht kennt,
Der Tugend jener gleichen Waage?
Der Hand, die Recht und Unrecht trennt?
Man lebt' in einer süssen Jugend
Der Kindheit noch, zu kindlich rein,
Zu fromm, um tugendhaft zu seyn;
Du siehst denn, Freundin, manche Tugend
Kann unter Lastern nur gedeihn!
Der Sturmwind, der den Feldern wütend
Die tiefsten Narben hinterläst,
Errettet, tausendfach vergütend,
Das Land vielleicht von einer Pest.
Nimm zwanzig Laster weg, so schwinden
Vielleicht zehn Tugenden dahin!
So las uns denn, für den Gewinn,
Auch immer den Verlust verwinden,
Und stets der Tugend Blumen streun!
Der Kranz, den wir der Tugend winden,

Wird einst ein schönes Erbtheil seyn,
Das wir in ihrem Schoose finden,
In irgend einem Friedenshain,
Wo sich die Knoten von den Dingen
Vielleicht ein wenig anders schlingen,
Als in dem Erdenlabyrinth,
Das uns, wie weit wir immer dringen,
Mit seiner Schattennacht umspinnt.

Verzeihe denn, du gutes Kind
Der Unschuldwelt, daſs an den Frieden
Der bessern Zukunft, die hienieden
Gehofft wird, ich nicht glauben kann!
Vom Schauplaz, wo an wilden Dolchen
Manch edles Leben blutig rann,
Schwing' ich zur Gottheit mich hinan,
Die dies Gewebe nur aus solchen,
Und nicht aus andern Faden spann,
Wie sie vielleicht der Mensch ersann,

Der weise Thor, der, in der Mitte
Der Schöpfung da zu stehn, sich deucht,
Und mit der Schöpfung seine Hütte,
Sich mit der Gottheit selbst vergleicht,
Die er noch, Wunder! glaubt zu ehren,
Wenn er so gütig für sie sorgt,
Und, zu der Haushaltung der Sphären,
Ihr seine Hüttenweisheit borgt.
Nach tausend aufgeklärten Jahren,
Wird noch die Sonne Menschen sehn,
Wie, unter längst verschwundnen Schaaren,
Die Borgia's und Alba's waren,
Und Titusseelen, gross und schön,
Die unverletzlich die Gefahren
Der Zeitenpestilenz bestehn.

Die Welt rollt stets in Einem Gleise:
So schleicht auch Menschenleben fort,
Sich immer gleich, von Ort zu Ort,

Als dreht' es sich in einem Kreise.
Wir hoffen, hoffen! und das Dort
Wird endlich hier, dieselbe Reise,
Derselbe Weg, dieselben Gleise,
Bald Wiesenplan, bald eingeengt;
Nun einsam, izt vom Tross gegängelt;
Hier blumig, dort vom Stral versengt,
Der über unserm Haupte hängt;
Und die Gefärten, nie verengelt,
Ein Haufe, der sich immer drängt,
Bis sich der Weg ins Dunkle schlängelt,
Und uns das öde Thal empfängt,
An dessen stille, dumpfe Schatten
Die lichte Heimathflur sich schmiegt,
Die den Ermüdeten, den Matten
Im mütterlichen Schoose wiegt.

Doch, wie die Ruhe nun erlangen,
In einer Welt, wo Laster sind,

Auch wol seyn müssen; die durch Schlangen
So viel Vollkommenheit gewinnt,
Als durch die sanfte Ringeltaube,
Die, aus den Zweigen deiner Laube,
Durch holdes Girren mit dir spricht?
Wie läst sich da die Ruh erringen,
Die unserm Herzen doch gebricht? —
O! dazu führt, vor allen Dingen,
Die schöne, menschlichschöne Pflicht:
Alliebend, wie das Sonnenlicht,
Ein jedes Wesen zu umschlingen,
Das sich in unser Daseyn flicht;
Die bessern Seiten aufzuspüren,
Die jedes Wesen trägt, und schön
Den Sphärenraum damit zu zieren,
In dem sich unsre Tage drehn;
Zu sorgen, daſs kein Tag vergebens
Für uns die Schwalbenflügel regt,
Weil jeder einen Theil des Lebens

Von uns auf seinen Schwingen trägt;
Frisch fort zu gehn, was unsern Tritten
Auch in den Weg sich wirft, und dann —
Die Gottheit selbst um nichts zu bitten,
Was man sich selber geben kann.
Ein reines Herz, ein Herz voll Ruhe,
Kann uns die Gottheit nicht verleihn,
Was ihre Huld auch für uns thue!
Der Mensch soll selbst, er soll allein
Der Schöpfer seiner Seelenruhe,
Der Gott in seinem Himmel seyn!

Doch wird uns oft die Ruh' entrissen;
Die Ebb' und Fluth, die uns umringt,
Läst nur zu oft sie uns vermissen;
Doch, Lina, desto süsser schlingt
Der Friede, von der Lind' umdüftet,
Und fern von allem eitlen Schmuk,
Um uns den Engelarm, und lüftet

Dem müden Pilger jeden Druk,
Wann endlich von verbrannten Haiden,
Durch welche seine Bahn sich krümmt,
Der blaue Wald, voll Lebensfreuden,
In seine kühle Ruh ihn nimmt.

Nun seyd gegrüst, geweihte Schatten
Der Einsamkeit! Nun sey gegrüst,
Du frische Quelle, die dem matten
Verschmachteten entgegen fliest,
Die, unter grün umflohrten Schatten,
Die weitre Wallfarth ihm versüst.
Die kleinen lieblichen Sirenen
Der Waldgesänge laden nun
Den Pilger ein, bei ihren Tönen,
Am Bachgeriesel, auszuruhn.
Und endlich giebt er seinen Segen
Dem Rasen, wo er ausgeruht,
Und eilt mit hofnungsvollerm Muth

Dem vorgestekten Ziel entgegen.
Denn diese Ruhe, diese Kühle,
Die seine Flammen löschte, macht
Der Pilger nicht zu seinem Ziele;
Gestärkter eilt er nur, gelehnt
Auf seinen Stab, durch die Gefilde.
Sprich! kennst du nicht in diesem Bilde
Das Herz, das sich nach Stille sehnt?
Das, oft verkannt, sich selbst nur kenntlich
Durch manche Hofnung hingeharrt,
Durch manche Täuschung, bis es endlich
Sein eigner Gott, sein Schutzgott ward!

O Ruhe! wenn im Abendgolde
Zu Dir des Haines Athem stieg,
Und feiernd die Natur, du Holde,
Vor deinem Altar stand und schwieg:
Wie strebte dann aus dem Getümmel
Mein Herz hinaus, um hinzufliehn

Zu dir, und deinen ganzen Himmel
Dicht um mein Wesen herzuziehn!
Wo an vergötternden Gedanken
Die edlern Lebensfrüchte schwanken,
Die nur in deinem Schoose blühn,
Wo rein, und unberührt vom Neide,
Durchs Haar der unentweihten Freude
Die königlichen Rosen glühn:
In diesem stilleren Geschmeide
Flieht sie den Stolz und wandelt nur,
Mit jenem Sinn der Unschuld freier,
Und seliger, durch Hain und Flur;
Da wischt sie jede dunkle Spur
Des Grams, mit ihrem reinen Schleier
Hinweg vom Antliz der Natur.

Die Einsamkeit, die hohe Stille
Vergöttert und erhebt den Geist,
Daſs er sich kühn, aus dieser Hülle

Der engen Sinnlichkeit, zur Fülle
Der Feier seines Himmels reisst.
Hier blühn ihm ewige Naturen
Aus der Unendlichkeit hervor;
Hier tönt der Welten grosses Chor,
Hier spriest auf reinen Aetherfluren
Ein junges Sonnenheer empor;
Hier blizzen heller ihm die Spuren
Der Gottheit auf. Ein stilles Licht,
Unsichtbar dem profanen Volke,
Versilbert jede Schattenwolke,
Die sich um seine Ruhe flicht,
Und ihm die Aussicht in den Spiegel
Der schönen Zukunft unterbricht,
Die auf dem weichen Taubenflügel
Der Ahndung um den Rasenhügel
Geliebter Urnenreste schwebt,
Und nun, entfesselt von dem Zügel
Des Erdensinnes, sich zum Spiegel

Der reinern Fluth der Wahrheit hebt.
Er hüllt sich tiefer ein ins Grauen
Der Mitternacht, dem Ernst geweiht,
Und auf die Blumen seiner Zeit,
Auf seine schönsten Stunden thauen
Die Tropfen der Unsterblichkeit.
Er sieht am Ufer, wo die Zeit
Ihr Laub noch fallen läst, mit Schweigen
Das Wogenfluthen, und das Steigen
Und Sinken der Vergänglichkeit.
Der Vorwelt graue Schatten zeigen
Von fern ihm jedes grosse Ziel,
Von welchem jede Krone fiel,
In der sie noch den Strom umschimmern,
Der über Piramiden siegt,
Sie wegspült, und mit ihren Trümmern
Vorbei an seinem Ufer fliegt.
Zum Lispelton der Laubenrosen,
Die um den stillen Denker blühn,

Tönt lieblich das entfernte Tosen
Der Wellen, die vorüber fliehn.
Er nimmt zur Stille seiner Rosen
Die Welt- und Menschenkunde mit,
Die er aus jener Fluth erstritt;
Die leitet dann zu dem Gebiete
Der Wahrheit, wo die stille Blüte
Der Ruhe duftet, seinen Schritt.
Gerettet von den Truggestalten,
An die der Wahn der Thorheit glaubt,
Uebt er die Kunst, sich vest zu halten,
Dafs ihn kein Trug ihm selber raubt.

Komm! las mich jedes Harms vergessen,
Der mit der Welt mich oft entzwei't,
Und folge mir zu den Zypressen,
Zur Stille meiner Einsamkeit!
Ein Plätzchen sey mir zugemessen,
Wo nie ein Stolz den andern drängt;

Wo still, wie eine Sabbathfeier,
Und heilig, wie ein Altarschleier,
Der Schatten der Zypressen hängt.
Geheiligt sey die Feierstille,
Die Ruh, die von den Zweigen tröpft,
Aus der das Daseyn erst die Fülle
Des wahren, reinen Lebens schöpft,
Dem nie die stillen Freuden fehlen,
Die Gott in unser Daseyn warf!
Das Leben, nicht das Daseyn, darf,
Nach Tagen, seine Summe zälen.

Die Luft der Welt ist rauh und scharf;
In ihrem Sturm wird manche Blume,
Voll Frucht des Geistes, abgestreift,
Wenn ihre Pflanz' im Heiligthume
Der Stille nicht zur Dauer reift.
Befruchtung, die der Still' entträuft,
Die kann den Sonnenschein vergüten,

Den Thau, der sich auf Nesseln senkt,
Und seltner die bescheidnen Blüten
Des Geistes und des Herzens tränkt.

Sie ist das Land der Geistessaaten,
Der Herzensblüten! Reiften nicht
In ihrem Schatten jene Thaten,
Die leuchtend, wie ein flammend Licht,
Hinstralen durch so manch Jahrhundert,
Von einer Ewigkeit bewundert,
Die dankbar ihre Frucht noch bricht?
Sie trug von jeder schönen Pflanze
Die schönste Blume zu dem Kranze,
Der sich um Friedrichs Namen flicht.
Ihm galten Kron' und Zepter wenig;
Mit tausend Sorgen überstreut,
Fühlt' er in ihrem Prunk den König,
Sich fühlt' er — in der Einsamkeit!
Mit eignen Stralen sich bekränzend,

Gieng still sein Geist, so still und glänzend
Wie sein Gestirn, aus ihr hervor,
Aus ihrem Hain, den zum Asyle
Für ihre seligern Gefühle
Sich seine Königssorg' erkor.

Das Laster brütet nur Verderben
In ihrem Schoos, tränkt hier mit Gift
Den Mörderpfeil, der noch den Erben
Des kommenden Jahrhunderts trift.
Doch wird sie die Entweihung rächen;
Sie hält das fliehende Verbrechen,
Das ihrer Rache lang' entrann,
Noch an des Lebens Gränzen an;
Und macht die lezte Lagerstelle,
Wenn's nun umsonst nach einer Quelle
Des Trostes und der Ruhe lechzt,
Zu einer fürchterlichen Hölle,
Vom Wehgewinsel laut umächzt;

Und stösst es endlich von der Schwelle
Des Lebens wütend in die Gruft!

Du, Unschuld, komm zu ihrem Schatten!
Komm, athme diesen Lilienduft,
Worin sich Fried' und Tugend gatten!
Wie heilig! selig! ist die Luft,
In der ein Tugendtrieb erwachte!
Empfind' es, von ihr wach geküsst;
Dafs nirgendwo ein Himmel ist,
Den Unschuld nicht zum Himmel machte.

Dein Tasso athmete so rein,
In hoher Unschuld, aus dem Hain
Der Einsamkeit, die grossen Triebe
Geweihter grosser Seelen ein:
Und dennoch blühte seiner Liebe
Kein Zweig in ihrem Mirtenhain,
Um seinen Lorbeer sich zu winden,

Zu überduften seine Ruh.
Er sang, er glühete den Gründen
Und Hügeln Phyllis Namen zu.
Ach! ihn umstrikten die Geflechte
Der Tyrannei; und Bosheit rächte
An seinem Herzen, was der Kranz
Verschuldet hatte, der den Glanz
Der Sklaven eines Fürsten schwächte.
Verstossen floh er zu dem Glük
Der Einsamkeit — von den Medusen
Des Neides weit entfernt — zurük,
Und sie empfieng, mit seinen Musen
Gern ihren Liebling, ihren Sohn;
Und er entschlief an ihrem Busen,
Getränkt mit ihrem süssten Mohn.

Ihr ruhevoller Athem näret
Den Funken Geist, der in uns glüht,
Den Frieden, welcher, oft gestöret,

Am zarten Halm des Lebens blüht;
Nur wilde Leidenschaft verheeret
Ihr stilles, seliges Gebiet.
In dieser ungestörten Stille
Rafft sich mit ihrer ganzen Fülle
Die Leidenschaft empor, und reisst
In ihre Flammen Herz und Geist.
Und flieht ein Thor zu ihrer Stille,
Weil er den Weg zum Glük verlor:
So kommt aus ihrem Hain der Thor,
Mit jedem Wahn, mit jeder Grille,
Die ihn hinein trieb, auch hervor.

Die Weisheit nur streut edlen Saamen
In dies, oft zwar entweihte, Feld;
Ihr wuchsen da die grossen Namen,
Die, über Welt und Enkelwelt,
Herab von lichten Sternenhöhen,
Mit ihren Lorbeerkronen wehen,

In deren Schatten, angeglüht
Vom Feuergeiste jener Weisen,
Die junge Kunst bescheiden blüht.
Fern, von des Lebens Wirbelkreisen,
Mit Wettlaufstaube schwarz bestreut,
Tief in den Hain der Einsamkeit
Hinein zu flüchten, ziemt dem Weisen,
Der gern mit seinem Herzen spricht:
Nur sich, und Schätze seiner Gaben,
In ihrem Schoose zu begraben,
Wie Diogen, das ziemt ihm nicht.
Sie stärk' ihn nur zur edlen Pflicht,
Für's Wohl der Menschheit aufzustreben;
Die Ruhe sey's, die hier sein Leben
Zur Reife schöner Thaten nährt,
Um es der Welt zurük zu geben,
Der auch ein Theil von ihm gehört.

Die Kraft, die sich, für die Pachome *),
So mild, und doch umsonst, ergoss,
Die wars, die, gleich dem Tiberstrome,
Von jenes Römers Lippen floss,
Und einen silberhellen Spiegel
In stille Blumenthäler goss;
Dann aber, aufgestürmt vom Flügel
Der Leidenschaft, die sieben Hügel
Errettend in die Arme schloss.
Als Katilina schon die Ketten
In ihre freien Thäler trug;
Da konnt' ein Tullius nur retten,
Der mächtig das Gespinst zerschlug;
Der Weise, welcher in den Fluren
Des stillen Tuskulums die Spuren
Der Wahrheit fand, an deren Quell,
Der durch die Wiesenblumen schäumte,

*) Einer der ersten Anachoreten.

Sein Geist, in stiller Laube, hell
Den grossen Traum der Zukunft träumte;
Der Weise, der uns jede Pflicht
Der ungeschminkten Tugend malte,
Die er mit seines Geistes Licht
Warm, wie mit Lebensglut, umstralte;
Die, nur in eignem Daseyn froh,
Aus dem zu rauschenden Getümmel,
Mit ihrem Kato zu dem Himmel
Der süssen Lebensstille floh.

Hier brach Lukrez auch manche Blume
Der keuschverhüllten Wahrheit ab,
Die dann aus ihrem Heiligthume,
Troz ihm, Unsterblichkeit ihm gab.
Hier sah er manches Glied der Kette
Der grossen Unermessenheit,
Werth, dafs er auch Unsterblichkeit
Geglaubt, gefühlt, gesungen hätte!

Und du, mein Maro, holtest du
Nicht deinen Lorbeer aus dem grünen,
Vertrauten Grottenhain der Ruh,
Wo jene Bilder dir erschienen,
Womit du, wahr, wie die Natur,
Die Lieder deiner Hirten schmücktest,
Und, wie die Schäfer deiner Flur,
Den üppigen Mäzen entzücktest,
Den längst die Grazien verwöhnt,
Und nun zu ihrem Richter hatten?
In deinem süssen Mirtenschatten,
Von deiner hohen Laut' umtönt,
Schwelgt' er in deines Geistes Fülle.

Wer aber schöpft' aus deiner Stille,
Geliebte Einsamkeit, so tief
Die feine Kunst, des Narrn zu spotten,
Der sich auf Ahnenschaft berief,
Und träg auf fremdem Lorbeer schlief?

Wer war's, der aus den Venusgrotten
Der Griechenflur die Scherze rief,
Die nun auf Tiburs Hügeln tanzten,
Und in die todten Wüstenei'n
Den Liedervollen Opferhain
Der schönen Grazien verpflanzten?
Dein Flakkus! der, am Lenzgesträuch
Froh hingegossen, süss und weich,
Wie das Geseufz' im Hain des Taubers,
Für Lalage die Flöte blies;
Und nun, mit allem Pomp des Zaubers,
Den hohen Hymnus rauschen lies;
Und nun auf einer Rasenstelle,
Beim leisen Flüstern seiner Quelle,
Den Himmel reiner Seelen pries!
Dein Flakkus fand erst in der Stille,
Von Roms Tumulten ungestört,
Die Ruhe, welcher keine Grille,
Die sich in falscher Hoheit ehrt,

Das Rieseln ihrer Tag' empört.
Er schöpft' aus ihr die ganze Fülle
Der Lebensweisheit, die uns lehrt,
Den Werth der Dinge, nach Gesezzen
Der richtenden Vernunft, zu schäzzen,
Die, was ihr minder angehört,
Als fremde Güter, leicht entbehrt.
So schlich er, nur mit Stunden geizend,
Die frohe Leier in der Hand,
Durch seinen Wald, den er so reizend,
Vor allem Erdgepränge, fand;
Zufrieden, wenn ihm nur die Mirthe,
Durch welche sanft die Sympathie
Verliebter Turteltauben girrte,
Zum Abendschmaus den Kranz verlieh.

Katull — auf Nachtigallenflügeln
Flog seine Phantasie empor,
Wenn sich auf stillen Schattenhügeln,

Mit Lesbia, sein Geist verlor.
Fern von dem Taumel, der, halb thierisch,
Den gröbern Sinn für sich erkor,
Sang er den Lüften, welche lyrisch
Um seine Leier schwärmten, vor.
Noch blühn die Rosen, die den Sizzen
Der Freundschaft ihren Purpur streu'n;
Noch grünt der schöne Mirtenhain,
Worin, auf zarten Blumenspizzen,
Sein Lied, das keine Zeit begräbt,
Weil es die Grazien beschüzzen,
Leicht, wie ein Zephyr, hingeschwebt;
Und lieblich, wie die Blüt' im Thale,
Das nie Petrarka's Lied vergisst,
Wo, wie bei einem Liebesmahle,
Ein Veilchen sanft das andre küsst;
Wo das Vermälungsfest der Düfte
Ein süsser Seelenwechsel ist,
Und selbst der Athemzug der Lüfte,

Von jenem Zauber noch berauscht,
Melodisch in den Zweigen schmachtet,
Von deren Schatten grün umnachtet,
Und von der Stille nur belauscht,
Der Sänger jenen Blütenregen
Besang, der sich auf Laura goss,
Daſs, unter seinen Harfenschlägen,
Der stille Bach noch stiller floss.

Und Thomson — welche Hymnustöne
Entquillen seiner Einsamkeit!
Die über jede Frülingsszene
Die Jugend eines Lebens streut,
Das, angehaucht von einem Gotte,
Die Welt, wie eine Braut umschlingt,
Die Haine stimmt und bis zur Grotte,
Worin ein Wesen schlummert, dringt.
Durch alles weht der Geist der Liebe,
Die aus den Nachtigallen singt,

Und sich mit ihrem Schmeicheltriebe
Selbst um die grauen Eichen schlingt.
Wie rauschen jene Wasserfälle,
Gleich dem Gewühl der wilden Lust!
Wie schmiegt sich um die Silberbrust
Der Nymphe sanft die Rasenstelle,
Um die der Ahornschatten hängt!
Wie sich der Nymphentanz der Quelle
In krausen Reihen, Well an Welle,
Von Veilchen angelächelt, drängt!
Nun blüht die Ros', und Sommerlüfte
Wehn um die heitre Königin,
Und bringen ihre frischen Düfte
Zum Opfer einer Schäferin,
Die, von der Mittaghitze glühend,
Zu einem Ulmenwäldchen irrt,
Wo Liebe flüstert; wo ein Hirt,
In vollen Jugendlokken blühend,
Sie freundlich überraschen wird.

Gern flieht der Dichter das, mit Schiefer
Und mit Statü'n beschwerte, Dach;
Er schleicht Gedankenfreuden nach,
Zur Hainesstill', und dringet tiefer
Zum Sizze der Begeisterung:
Er sieht durch grüne Dunkelheiten
Tief in des Waldes Heiligung
Die feierlichen Geister schreiten *),
Die, nah mit unserm Geist verwandt,
Ins Land der Ruh hinein geflüchtet,
Wo keine Zeit, und keine Hand
Des Frevels mehr den Kranz vernichtet,
Den sich die stille Tugend wand.

Nun tritt sein Herbst auf, in Gesange
Der lezten Stimme jeder Flur;
Und an der Waldung blühet nur

*) Siehe Thomsons Sommer.

Das Schwindsuchtroth noch auf der Wange
Der ruhig sterbenden Natur!
Nun schleicht zur röthlichgelben Laube,
Zur dichterischen Einsamkeit
Des Denkers Abgeschiedenheit.
Willkommen, Ruhe! wo die Traube
Den Lippen ihren Nektar beut.
Schon ziehn die Vögel, und begleiten
Den längern Tag zur wärmern Welt;
Und grosse Wolkenschatten schreiten
Nun Riesenmässig übers Feld;
Und ihnen folgt dann öd' und traurig
Die Todesfeier der Natur.
Horch! ihre Manen ächzen schaurig
Um den gestorbnen Halm der Flur!
Der Hain verschied; den grünen Schleier
Des Lebens warf er seufzend ab!
Dort sinkt der Jubel seiner Feier
Zu den Verwesungen hinab!

Sag! welcher Spiegel zeigt wol treuer
Dem Menschen sein gewisses Grab?
Doch wird er leben, wieder leben!
Der Wald wird wieder auferstehn!
Dann wird ein geistigleises Wehn
Sein wallendes Gewand umschweben;
Begeistert werden Thal und Höh'n
Den Auferstehungspsalm erheben,
Und ihr Verklärungsfest begehn!

Nun folge mir zu jenen Nächten,
Wo neben Young der Tiefsinn wacht,
Der, troz der schwarzen Mitternacht,
Aus labyrinthischen Geflechten
In eine heitre Sphäre blikt,
Und unter Ahndungsvollen Lüften,
In heiligen Zypressendüften,
Von Gräbern Himmelsfreuden pflükt.
Hier sah' er leuchtender den Stempel

Der Gottheit, Welten aufgedrükt;
Und Welten waren nun sein Tempel,
Die Wahrheit seine Priesterin.
Mit welchem feierlichen Sinn
Trat er an ihren Altar hin!
Wie himmelvoll! wenn nun das kühnste
Der Lieder diese Szene sang,
Und zu dem grossen Gottesdienste
Der feiernden Natur sich schwang!
Das Grab, das seinen Tag verschlang,
Sah er im Schatten ruhig modern;
Sie, die sein süsses Leben war,
Sie sah er stehn am Glanzaltar,
Auf welchem glorreich Sonnen lodern.
Ein Himmel der Unsterblichkeit,
Die zu den eingesunknen Trümmern
Verblühter Tag' ein leises Schimmern,
Durch Mondgewölk, hernieder streut,
Entstieg dem theuren Aschenkruge,

Auf den des Sehers Thräne fiel.
Die Einsamkeit gab seinem Fluge
Den hohen Schwung zum Palmenziel.

Sie führte Popen durchs Gewühl
Der Erdenszenen, bis zum Throne,
Wo er, in einer sichern Hand,
Das erste Glied der Ordnung fand.
Die Stille wars, die diesem Sohne
Der Weisheit, mit geweihter Hand,
Die grosse Epheulorbeerkrone
Des hohen Mäoniden wand.
Die Stille wars, die keinen Störer
In seine werthe Grotte lies,
Wo sie den Denker an den Lehrer,
Den grossen Lehrer, Tod! verwies;
Der, unter Palmendämmerungen,
Von Knoten, die ein Gott geschlungen,
Ihm die Entwikkelung verhies.

So flog, in den Begeisterungen
Der hohen Abgeschiedenheit,
Dein Kronegk zu der Seligkeit,
Zu den erhabnen Huldigungen
Der reinen Geisterwelt empor,
Wo er der Erde Dämmerungen
Aus dem entzükten Blik verlor.
Hell trat aus einem Götterchor,
Mit ihrem Stralenkranz umschlungen,
Serena's lichte Seel' hervor.
Er fühlte kaum noch vom Getümmel
Des Lebens eine leichte Spur;
Serena's Gottheit fühlt' er nur.

Und er, mein Opitz, welchen Himmel
Fand er auf Zlatnas goldner Flur!
Im Stolz am Arme der Natur
Der höhern Freude nachzuschleichen,
An der ein Stral von Seele blizt,

Verachtet' er den Stolz des Reichen,
Der arm ist, und nur Gold besizt.
Hier war der weise Sänger freier,
Und liederreich, wie Zlatnas Hain.
Die Stille hauchte seiner Leier
Die hohe Lebensweisheit ein.
Ihm hat der Genius den reinen
Einweihungskuss zuerst geküsst:
Begeistert sang er nun den Hainen
Germaniens, das ihn — vergisst.

Noch stolzer gieng, wie eine Blüte
Des Aethers, den sie früh erhellt,
Die Sonne Leibnitz auf, und glühte
Den jungen Stral durch ihre Welt.
Da flohe vor des Denkers Strale
Die dumpfe kalte Dunkelheit!
Ihn lud ein Wink der Einsamkeit
Zum hohen Geistesbakchanale,

Dem aus dem schönsten Quellenthale
Die Wahrheit ihre Blumen streut.
Im Innersten des Heiligthumes
Der Nacht, erzog die Einsamkeit
Die schönen Kränze seines Ruhmes.

Wenn wir uns in des Lebens Hain
Weit von uns selbst verloren hatten:
Sie samlet uns in ihrem Schatten,
Und führt uns in uns selbst hinein.
Weh aber! weh dem Wahn des Thoren,
Der da in eine Wüste tritt!
Wie fremd ist's rund um seinen Schritt!
Er fühlt sich nur noch mehr verloren.
Nun flüchtet er voll Ungeduld
Aus sich hinaus, hin zum Getöse,
Dafs ihn der rauschende Tumult
Wohlthätig von ihm selbst erlöse:
Erlöse vom Gefühl der Pein,

Sein eigener Gefährt zu seyn,
Durch irgend eine Flur des Lebens.
Und wenn nun ihn der Rausch verläst:
Ganz einsam sucht er dann vergebens
In sich ein stilles Friedensfest!

Wo blüht ihr feierlichen Rosen,
Dem Denkerbakchanal geweiht?
Empfangt mich von dem wilden Tosen
Der Flut in eure Einsamkeit!
Nimm mich, gedankenvolle Ruhe,
In deine Abgeschiedenheit,
Die dann auf alles, was ich thue,
Die Blumen ihrer Stille streut!
Geliebte, süsse Einsamkeit,
Auf alles drükst nur du den Stempel
Der dauernden Vollkommenheit!
Von nun an sey ein Göttertempel
Von meinem Herzen dir geweiht!

Wie leicht wird jede Wunde heilen,
Die irgend eine Hand mir schlägt:
Wenn mich der Wellenström, zuweilen
Nur, an ein stilles Ufer trägt,
Wo jene tausend Stimmen schweigen,
Von welchen, wie's der Zufall schikt,
Die Eine gleich die Andr' erstikt;
Wo unter leis' umhauchten Zweigen
Die Ruhe mir entgegen nikt;
Wo keine Blüte meiner Jahre
Die Flut des Weltgewühls verschlingt,
Von dem ich dann nichts mehr erfahre,
Als was ein Schiffbruch zu mir bringt,
Der sich, von Sturm und Tod umringt,
Ans Ufer meiner Stille rettet,
Wo, jedem Herzenszwang' entkettet,
Das Leben dem Gewässer gleicht,
Das, nie von einem Sturm erreicht,
In Veilchenufer hingebettet,

Durch singende Gebüsche schleicht;
In deren Schatten das Vergessen
Des Harms auf seidnem Rasen liegt.

Wo grünt ihr dämmernden Zypressen,
Um die kein Wunsch der Thorheit fliegt;
Die ihr, zu still dem wilden Schwarme,
Im Liebgekose grüner Arme
Mein Eremitenhüttchen wiegt.
Da tritt, mit manchem Kranz umschlungen
Entflohne Zeit, da tritt hervor!
Hervor mit den Beseligungen
Des Thals, in dessen Dämmerungen
Mein Leben sich schon halb verlor.
Bring alle deine Jugendtänze;
Bring alles, was ich that und litt,
Die Rosen und Zypressenkränze,
Selbst meine Thorheit bring mir mit,
Samt ihren Träumen, ihren Spielen,

Und alles, was mein Herz bereut:
Denn auch auf Stellen, wo wir fielen,
Zurük zu schaun, ist Seligkeit.
Die Hoffnung hat mir oft gelogen;
Je glühender mein Herz gehofft,
Je kälter hat sie mich betrogen;
Die Gegenwart selbst täuscht uns oft;
Wir stehn uns dann noch viel zu nahe,
Um uns, so wie wir sind, zu sehn;
Wer hat wol — las es uns gestehn! —
So gut er in der Fern' auch sahe,
Nie seine Nähe falsch gesehn?
Erinnrung ist der treue Spiegel,
Der uns, so wie wir sind, uns zeigt,
Wenn viel zu hoch mit uns der Flügel
Der allzuraschen Hoffnung fleugt.
Sie führe mich zum stillsten Hügel
Der Ruhe, den ihr Geist umweht,
Wo, Schritt vor Schritt, das Herz am Zügel

Den ihre Warnung führet, geht;
Das Herz, das nur zu gern am Riegel
Der dunkeln Zukunft horchend steht.
Auch mein Herz stand mit Wunsch und Klage
Vor der, mit Recht verschlossnen, Thür,
Nicht achtend, daſs es traurig hier
Den Tag der Gegenwart verschlage.
Die nächste Zukunft meiner Tage
Gehört der Zukunft und nicht mir!
Und doch, wenn je zum Reiz der Ferne
Mein Geist hinaus zu fliegen strebt,
So sey's ein Blik zum Abendsterne,
Wo meine Seelenfeier schwebt;
Wo unter seligen Gesträuchen
Der Liebe sich mein Geist verlor,
Wenn sich den Schatten dunkler Eichen
Zum Tempel meine Seel' erkor.

Ihr seelevollen Schwärmereien!
Ihr Geister meiner schönsten Zeit!
Verlast nie meine Einsamkeit,
Um sie zum Tempel mir zu weihen,
Um den, im Lispel junger Maien,
Der Ulmbaum seine Arme schlägt!
Die Priesterin in diesem Tempel
Sey nur die Freude, die den Stempel
Des hohen Götterfunkens trägt.
Las michs — in seiner höchsten Fülle
Mit Zittern fühlen, süsse Stille,
Die unter meinen Ulmen thront,
Dafs tief in meiner Blütenhülle
Die Gottheit einer Seele wohnt!

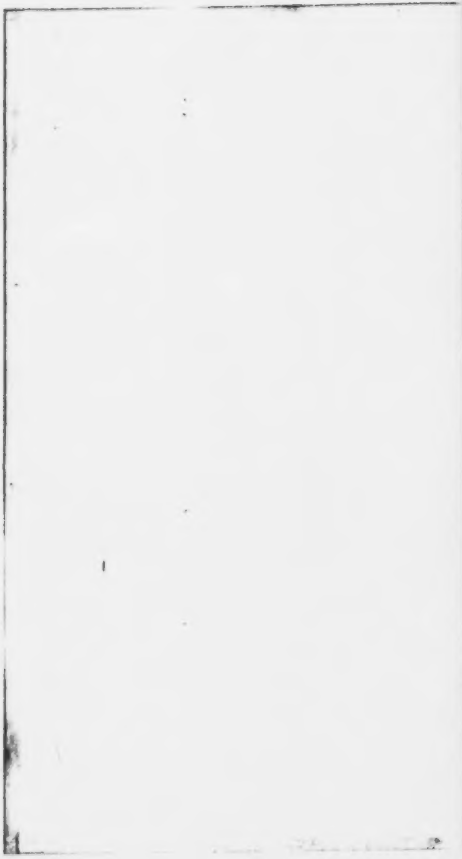
Gedruckt bei W. O. SOMMER in LEIPZIG.

Frauenspiegel

von

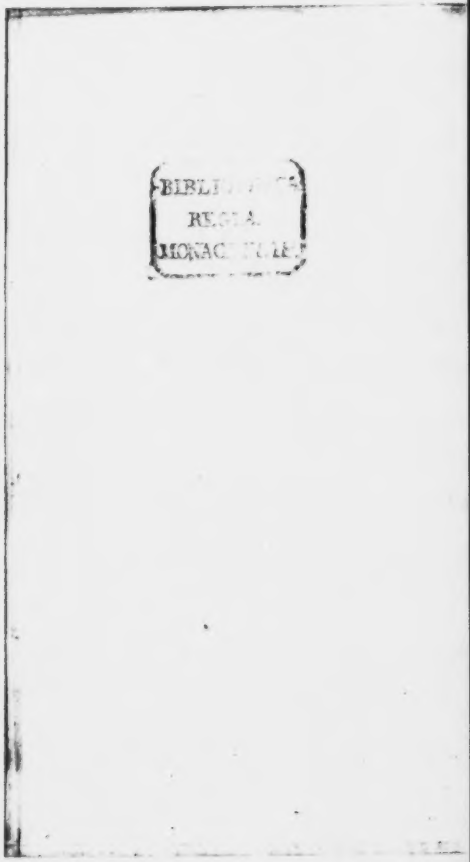
C. A. Tiedge.

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1827.



Frauenspiegel

In vier Abtheilungen.


BIBLI
RUSSIA
MONAC

I.

Die schöne Gegend.

Lina, denkſt du immer
Noch der großen Stadt,
Die mit ihrem Schimmer
Dich bezaubert hat?
Was der Glanz auch immer
Deinem Blick verheißt,
Doch beherrſcht ein Geiſt
Dieſes Prunkgetümmel,
Der das Herz bethört,
Und den ſtillen Himmel
Reiner Seelen ſtört.
Mit Gepräng' umgeben,

Iſt er — nur Geſtalt;
Leer an wahrem Leben,
Und an Herzen kalt.
Säh'ſt du jene Feeen
Der berühmten Stadt,
Säh'ſt du ſie das Rad
Langerweile drehen:
O du würdeſt fliehn,
Würdeſt zu den Tauben,
In die großen Lauben
Deiner Wildniß ziehn!
Laß den Zug der Feeen,
Laß vor der Natur
Ihn vorüber gehen,
Tochter deiner Flur!
Und was wirſt du ſehen?

Leerheit! Unnatur!
Hin, wo die Pagode
Sich in Glanz verliert,
Die, als Göttin Mode,
Ihre Welt regiert,
Ziehn die Huldigungen
Dieſer bunten Schaar;
Und am Glanzaltar
Der Verwandelungen
Bringt die bunte Schaar
Theure Opferungen
Heil'ger Schätze dar.

Chloe naht — wir ſehn
Eine junge Hore;

Ihre Rosen stehn
Schon in vollem Flore.
Stumm ist ihr Gesicht,
Obs auch ganze Tage,
Nach der Mutter Sage,
Mit dem Spiegel spricht.
Wenn ihr näher tretet:
O ihr staunt sie an,
Jüngling, oder Mann!
Doch am meisten betet
Sie sich selber an.
In dem Glanz des Balles
Strahlt sie, wie ein Licht.
Sie hat ein Gesicht,
Und nun wißt ihr alles.

Agathe hat keins;
Und für Ort und Stelle,
Für den Glanz der Bälle,
Macht sie sich erst eins.
Niemand darf der langen
Morgenweihe nahn,
Bis sie ihre Wangen
Auf, und angethan.
Sie verwahrt in Dosen,
Wundersam zu schaun,
Lichte Wangenrosen,
Dunkles Augenbraun,
Sanfte Aderbläue,
Zartes Lilienlicht,
Und das ganze, neue
Frühlingsangesicht.

Wohl mit schönen Lügen
Prangt ihr Kunstgesicht;
Ueber Chloen siegen
Kann es dennoch nicht.
Dafür nun, daß Chloe
Schön und reitzend ist,
Weiß die Schadenfrohe
Eine böse List,
Sich an ihr zu rächen,
Die ihr leicht gelingt,
Und die ist — sie bringt
Chloen nur zum Sprechen.

Eine andre Schöne
Macht sich reitzend krank.

Schmachtend trinkt Amöne
Dort den Brunnentrank.
Wie die matte Stille
Die Geſtalt verſchönt!
Und ihr Lispel tönt,
Gleich dem Laut der Grille.
Blaß und geiſtig ſchwimmt
Sie im Morgenflore,
Wie die Abendhore,
Die in Duft verglimmt. —
Weil, wie Roſ' und Nelken,
Jede Bäurin blüht:
So iſt ſie bemüht,
Reizend zu verwelken.
Auf der weichen Bahn
Einer feidnen Matte,

Darf Alint, ihr Gatte,
Sich nur still ihr nahn.
Dennoch tritt sie leise
In die lauten Kreise
Der geschmückten Welt.
Das Gewühl erschüttert
Sie zu stark; sie zittert!
Treten zu! sie fällt! —
Doch sie hat, vor allen,
Einen Arm bestellt,
Dem sie, wenn sie fällt,
Wird entgegen fallen.
Himmlisch zu vergehn,
Schließt sie, o wie schön!
Ihre Augenlieder. —
Aller Kraft beraubt,

Sinkt ſie endlich nieder,
Wie ein Lilienhaupt.
Bald erwacht ſie wieder,
Wie ein ſchöner Harm,
Der am Schmerz erblaßte,
Drückt Alzinders Arm,
Der ſie leiſ' umfaßte.
Zu dem Freund hinauf
Blickt ſie immer weicher;
Und ihm geht ein bleicher,
Sanfter Himmel auf.
O, der Reiz des Falles,
Und das Schmerzgetön,
Und das Athmen — alles
Iſt entzückend ſchön!

Zwanggefühl und Plagen
Lehrt die Eitelkeit
Beſſer, als die Zeit,
Und die Liebe, tragen.
Adelide kann,
Ohne ſchwer zu klagen,
Nie von ihrem Mann
Eine Laun' ertragen;
Doch ſie trägt den Druck
Und den Trotz der Zofe:
Iſt ihr Schmuck am Hofe
Nur der ſchönſte Schmuck.
Strahlen, zum Verblenden,
Nimmt ſie freilich mit,
Wenn ſie aus den Händen
Ihrer Elſa tritt.

Das hilft viel erdulden.
Furchtsam schweigt sie still,
Elsa mag verschulden,
Was, und wie sie will.
Und Frau Adelide
Nimmt die Zofe in Schutz;
Leidet auch ihr Friede:
Glänzet nur ihr Putz.
Darum nimmer wehret
Die Gebieterin
Elsa's frechem Sinn;
Denn sie fühlt und ehret
Ihre Schöpferin.

Laß den Blick uns hin
Zu der Huldin wenden,
Die, ſo muſterhaft,
Und mit eignen Händen,
Ganz ſich ſelbſt erſchafft!
Kennſt du dieſe Feindin
Aller Künſtelei'n?
Eine liebe Freundin
Iſt ihr Schmuck. Allein
Häßlich, wie das Fieber,
Darf die Freundin lieber,
Als zu reizend, ſeyn. —
Wenn ſie, wie die warme,
Aechte Freundſchaft pflegt,
Ihre weißen Arme
Um die Freundin ſchlägt:

O dann träumt Arinen
Auch von weitem nicht,
Daß ſie Odalinen,
Dieſem Roſenlicht,
Muß zum Schatten dienen.
Solch ein Gegenbild
Iſt ein Schönheitmeſſer,
Der die Schönheit beſſer
Kleidet und enthüllt,
Als die Eitelkeiten,
Die der Mod' entwehn,
Und, wie Tagszeiten,
Auf- und untergehn.
Wer empfänd' und ſähe
Wohl Aurorens Pracht,
Schwebt' in ihrer Nähe
Nicht ein Reſt der Nacht?

Manche Schöne trachtet
Nach der Eigenheit
Andrer, und verachtet
Sich aus Eitelkeit.
Sieh nur, wie Alwine,
Mit gezwungner Miene,
Nach Bewundrung haſcht!
Sieh nur, wie ſie immer,
Mit erborgtem Schimmer,
Neu uns überraſcht!
Alles iſt erleſen.
Stieß Alwine nicht
Selbſt ihr Angeſicht
Weg mit ihrem Weſen,
Als ſie, Zug vor Zug,
Wie des Kopfes Federn,

Weit aus allen Böden
Sich zuſammen trug?
Nun iſt nichts ihr eigen,
Nicht das kleinſte Neigen,
Nicht der Lippenhauch,
Einen Tanz zu nennen.
Möchteſt du ſie kennen?
Freilich wohl! ich auch.
Doch wer ſah Awipen?
Wer hat ſie gekannt,
Eh' ſie, wie verbannt
Hinter fremden Mienen,
Aus ſich ſelbſt verſchwand?
Auch ihr leiſes Sehnen,
Und die Zärtlichkeit,
Die ſie Molly weiht,
Hat geübte Thränen.

Molly kann durch Schmerz
Unſern Sinn nur rühren:
Drum läßt ſich ihr Herz
Lieber Freud' und Scherz,
Als den Gram, entführen.
Sanft zum Himmel auf
Blickt die Seelenſieche.
Ja, die zarte Pſyche
Sucht den Amor auf.
Dieſe Huldgebärde
Schmückt den ſanften Schmerz.
Auf die harte Erde
Fiel ein weiches Herz!
Schaal ſind alle Freuden;
Süßer iſt die Pein;
Süßer, himmliſch leiden,

Als, ſich irdiſch freun!
Gönnt ihr doch die Pein
Ihrer Lebensbürde!
Sie würd' elend ſeyn,
Wenn ſie glücklich würde.
Kalte Menſchen, kühlt
Nicht das heiße Sehnen,
Wenn mit ſchönen Thränen
Dieſe Pſyche fühlt,
Was im Thal der Mängel
Ihr Gefühl vermißt,
Und daß ſie ein Engel
Ohne Himmel iſt.

Dina's Huldgebärde
Zieht noch stärker an,
Denn sie greift zu Pferde
Männerherzen an.
Hell mit Glanz umflossen,
Prangt ihr schlanker Wuchs,
Mit dem muntern Fuchs,
Wie in Eins gegossen.
Und ihr Auge blickt
Siegend, gleich Heroen,
Aber schön vom hohen
Federbusch umnickt.
Mit verhängtem Zügel,
Wild, wie Sturmes Flügel,
Jagt die Ritterin
Durch Eroberungen

Süßer Huldigungen
Stolz und glorreich hin.
Amorinen ſcherzen,
Ob auch Hymen klagt,
Wenn durch offne Herzen
Die Centaurin jagt.
Soll's die Frau nicht leiden?
Iſt's ihr Unnatur,
Sich am Roß zu weiden?
Es zerrit ja nur
Ihre Mutterfreuden.

Jene Tänzerin
Fliegt, mit leichtem Sinn,
Und noch leichterm Kleide,

Durch den Saal der Freude,
Wie ein Zephir, hin.
Seht, wie junge Blüten
Um den Frühlingsbach,
Flattern Liebesgötter
Ihrem Finge nach!
Hulda, frisch umgeben
Mit dem Jugendglanz,
Mache zum wilden Tanz
Ihr umblühtes Leben,
Ach! ein Schicksal droht,
Und es droht nicht lange!
Auf der holden Wange
Brennt ein böses Roth! —
Doch, ins Grab zu sinken,
Ist nur zu gemein;

Statt, hinein zu hinken,
Tanzen wir hinein.
Fern vom Griechenlande,
Siegt die Huldgeſtalt
Durch die Allgewalt
Griechiſcher Gewande.
Kalte Winde wehn,
Drohen ihr Verderben!
Sey's! — es iſt zu ſchön,
An der Griechheit ſterben!

Schau, wie Seraphine
Sich am Spiegel quält,
Wo ſie eine Miene
Für den Abend wählt.

Endlich ruft sie klüglich
Ihre Zof' herbei.
Diese weiß untrüglich,
Welcher Blick wol süglich
Heut' der beßre sey.
„Wenn's zur Cour bei Hofe,
Wenn's zur Galla geht,
Braucht es„ — meint die Zofe —
„Etwas Majestät;
Aber bei den Theen
Kleiner Assembleen
Nicht Naivetät.
Die naive Miene
Wirkt oft wundertief:
Fräulein Seraphine,
Seyn Sie heut' naiv!„ —

„Ha du meinst das Lachen,
Ueber nichts? Wohlan!
Heute will ich dann
Die Naive machen.„ —
Festlich dekorirt,
Macht nun Seraphine
Ihr Gesicht zur Bühne,
Wo der Blick agirt.

Mehr noch wirst du staunen,
Wenn dein Aug' erblickt,
Wie mit holden Launen
Sich Philinde schmückt.
Gestern war sie kindlich,
Wie die Unschuld, heut' —

Leicht gereizt, empfindlich,
Wie die Eitelkeit.
Bald iſt ſie gefällig,
Freundlich mild, und bald
Wieder ungeſellig,
Stolz und ernſt und kalt.
Heut' iſt ſie ſo innig,
Zärtlich, wie die Huld;
Morgen eigenſinnig,
Wie die Ungeduld.
Jetzt ein froh Geſchöpfchen,
Luſtig und naiv;
Doch bald hängt ſie tief
In den Schooß das Köpfchen,
Wandelt ab und auf,
Sich im Stillen härmend;

Plötzlich fliegt sie schwärmend
In den Himmel auf.
Jetzt ein Blick der Sünde,
Dann ein Blick des Lichts;
Alles ist Phrase;
Darum ist sie — nichts.

Gut ist Gabriele,
Liebevoll ihr Herz;
Ihre weiche Seele
Fühlet fremden Schmerz.
Gabriele eilte
Oft schon, still und zart,
Zum Verlust, und theilte,
Was sie aufgespart.

Sie vernimmt das Leiden
Einer Noth, und nun
Greift, sie nach den Freuden,
Himmlisch wohlzuthun.
Heimlich fliegt die Holde,
Fliegt, mit frohem Sinn
Und geweihtem Golde,
Zu der Armuth hin.
Auf dem Weg' empfindet
Sie die fromme Lust,
Die den Schmerz verbindet,
Tief in ihrer Brust.
Nach, der Modenjude,
Winkt ihr mit der Hand,
Und aus seiner Bude
Flattert neues Band.

Unſre Gabriele
Hat ſchon Aug' und Seele
Siegend weggewandt.
Soll ſie's erſt beſehen?
Nur beſehen? — Nein!
Sie muß weiter gehen;
Doch — ſie ſchlüpft hinein.
Da nun kämpft ſie lange,
Steht, wie feſt gebannt.
Zwiſchen Drang und Zwange,
Brennt das Geld der Hand
Heißer, als die Wange.
O das böſe Band!
Dieß allein entführet
Sie dem beſſern Pfad!
Kurz, es ſtrangulieret
Eine ſchöne That.

Aber Trotz dem Tadel,
Meinst du, schmücke doch
Reiner Seelenadel
Manches Mädchen noch;
Und du nennst die gute,
Sanfte Holdy mir.
Mit Entzücken ruhte
Oft dein Blick auf ihr.
Manche Fürstin stöhle
Gern für ihr Gesicht
Holdy's Blick voll Licht,
Diesen Blick voll Seele,
Den dein Herz empfand.
Welchen Wohllaut weben
In ihr Jugendleben
Einfalt und Verstand!

In den Harfentönen,
So die Abendruh
Ihres Tags verschönen,
Ist's, als hörtest du
Rührungsvollen Scenen
Ihres Lebens zu.
Was sie auch entbehret!
Reich belohnt der Preis,
Den es ihr gewähret,
Daß ihr edler Fleiß
Eine Mutter nähret.
Heilig ist der Kreis
Ihrer frommen Sitte,
Den, so unbefleckt
Von der Welt, die Hütte,
Wie ein Schatten, deckt.

In bescheidner Hülle
Birgt sie mädchenhaft,
Still und zart die Kraft
Ihrer Seelenfülle.
Doch du weißt den Sieg,
Den sie, tief umschlungen,
Der Gefahr entrungen,
Und so still verschwieg.
Heil dem Myrtenschatten,
Wo sie einst, entzückt,
Den erkornen Gatten
An den Busen drückt!
Diese zarte Blume
Pflegte die Natur
In dem Heiligthume
Jener kleinen Flur,

Wo sie, unbekümmert,
Ob die Welt sie sieht,
Für den Himmel blühe,
Und für Engel schimmert.

Holdy's sanfter Güte
Gleicht, an zartem Sinn,
Jene Alpenblüte,
Deine Schweizerin.
Schau', in Leda's Blicken
Brennet Sonnenlicht,
Wenn sie vom Entzücken
Edler Thaten spricht.
Böses sehn, das tödtet
Ihren frohen Muth;

Fromm ist sie und gut;
Weich und zart erröthet
Ihre sanfte Huld
Schon bei fremder Schuld.
Doch die Augen glühen
Freiheitmördern Trutz;
Frei will sie im Schutz
Ihrer Felsen blühen.
Am Natur-Altar,
Fern von eitlem Ruhme,
Schmückt ihr braunes Haar
Eine Alpenblume.
Höher noch entzückt
Mildigkeit der Sitten,
Wenn sie, wie die Hütten,
Fürstensäle schmückt.

Die Geſtalt der Liebe,
Daura, ſey gegrüßt!
Sanfte Mild' umfließt
Alle Blumentriebe,
So ihr Leben trägt.
Eine ganze Flore
Blüht aus jeder Hore,
Die ihr Huldſinn pflegt.
Jugendreize fliehen;
Alles raubt die Zeit:
Ihrer Lieblichkeit
Wurde Reiz verliehen,
Der aus innen ſtammt.
Eine Götterſtunde,
Voll Entzücken, flammt
Auf dem ſanften Munde,

Wenn mit leisem Schritt,
Engelweiß gekleidet,
Sie zur Hütte trit,
Wo ein Wesen leidet.
Ihre Grazien
Bauen Friedensstätten,
Zu beseligen,
Oder zu erretten.
Glanz, wie Morgenroth,
Floß um sie zusammen;
Aber sieh! die Flammen
Einer großen Noth
Löscht sie augenblicklich,
Opfernd ihre Pracht!
O, sie ist nur glücklich,
Wenn sie glücklich macht!

Nähmet ihr die leere,
Kalte Fürstenehre,
Nähme ihr sie dahin:
Durch erhabnen Sinn,
Durch sich selber wäre
Daura Herrscherin.
Fern vom Hofgetümmel,
Fern vom Prunkgemach,
Leuchtet ihr ein Himmel
Schöner Thaten nach.

Schöne Thaten wehen
Auf das stille Grab,
Wo wir untergehen,
Himmelsduft herab.

Darum, Lina, hülle
Dich in deine Stille!
Wandle, mit dem Sinn
Aechter Lebenstreue,
Durch das Leben hin!
Blumig überstreue
Liebe dir den Weg!
Ihre sanften Blüten
Schmücken und vergüten
Auch den Felsensteg.
Aber rette beyde,
Rette Blüt' und Frucht
Aus der Stunden Flucht!
Lebensblüt' ist Freude;
Heil ist Lebensfrucht.
Nichts hienieden weilet!

Zeit hat keine Raſt!
Sie iſt nur ein Gaſt,
Der von hinnen eilet;
Doch ſie krönt mit Heil,
Krönſt du ſie mit Thaten.
Es iſt Mordes Gräul,
Sie dem Nichts verrathen.
Kennſt du das Geſpenſt,
Das mit offnem Munde
Durch den Prunkſaal glänzt?
Nenn' es das Geſpenſt
Der gewürgten Stunde!
Richtend hängt die Zeit,
Sonder Huld und Schonen,
An die Ewigkeit
Vorwurf, oder Kronen.

Deine Zeit wird ſich
Nicht im Wahn verlieren;
Sie wird triumphiren:
„Lina krönte mich.„

II.

Das gelobte Land.

Heil der Einſamkeit
In der Roſengrotte,
Die dem ſanftern Gotte
Grüne Schatten weiht!
Herrlich auserkoren,
Dämmernd, wie ein Stern,
Schön aus Licht geboren,
Steht dort, nicht mehr fern,
Deine Myrtenfeier.
O, dieß ſanfte Bild
Trägt den weißen Schleier,
Der die Unſchuld hüllt!

Vor dir liegt das Leben,
Wo die Freude tanzt,
Und die Scherze ſchweben.
Doch mit Dorngeweben
Iſt es auch bepflanzt,
Und die Wandrer ritzen
Sich am Dorngeſträuch.
Liebe macht es reich,
An beblümten Sitzen.
Nur die Täuſcherin
Wird auch dich belauſchen,
Wird den ſtillen Sinn
Deiner Lieb' umrauſchen.
Keiner Heiligkeit,
Wo ein Engel thronte,
Keines Tempels ſchonte

Je die Eitelkeit.
Um die Myrtenlaube
Flattert ſie und girrt,
Wie die Frühlingstaube,
Die den Hain durchirrt.

Huldig, wie die Liebe,
Lieblich, wie die Huld,
Schon bereit, die Schuld
Jenem ſüßen Triebe,
Deſſen Reitze laut
In dem Buſen ſchlagen,
Zärtlich abzutragen,
Wand Leanders Braut
Ihre Myrtenkrone;

Liebt' und ward geliebt,
Mit dem ſchönſten Lohne,
Den die Liebe giebt.
Sahſt du je auf Erden
Ein beglücktres Paar?
Und Leander war
Werth, beglückt zu werden.
„Stürb' ich doch mit dir!„
Flüſtert zärtlich, ihr
An der Bruſt, Leander.
Dora ſeufzet: „Wir
Sterben mit einander!„ —
Sieh! da kam ein Tropf,
Ohne Herz und Kopf,
Und ward Dora's Gatte;
Weil er, ſtolz und leer,

Einen Titel mehr,
Als Leander, hatt.

Ganz voll Zärtlichkeit,
Innig liebt Alide
Den beglückten Veit;
Aber zu viel Friede
Tönt im Doppelliede
Dieser Zärtlichkeit.
Keine Mutter drünget
Ihren Liebesplan,
Und kein Vater hänget
Seinen Fluch daran.
Einer schlichten Kette
Gleicht ihr Stundenreihn;

Und Alide hätte
Gern ein wenig Pein.
Ach! kein Händeringen!
Sie kann's nicht einmal
Bis zur Ohnmacht bringen!
O, der öden Qual!
Traurig ſchleicht die leere
Lebenseinigkeit!
Wie romantiſch wäre
Nicht ein holder Streit
Mit dem lieben Veit! —
Tröſte dich, Alide!
Kommen wird der Streit;
Fliehen wird der Friede.
Dein geliebter Veit
Wird zu ſeiner Zeit,

Was, bei ſeinen Küſſen,
Noch dem Herz nicht träumt,
Einzuholen wiſſen,
Was er itzt verſäumt.

Aber welche Plane,
Welche Kunſt erſinnt
Fräulein Heliane,
Der kein Herz entrinnt?
Sich empor zu ſchmücken,
Augen zu entzücken,
Iſt die höchſte That
Ihres ganzen Lebens;
Dennoch, wer ſich naht,
Huldigt ihr vergebens.

Und was kann es ſeyn,
Daß durch Liſtgewinde,
So verſteckt und fein,
Sich zum Hofgeſinde
All' ihr Treiben drängt?
Luſtig iſt zu ſchauen,
Wie ſie dort den ſchlauen
Fürſtenliebling fängt.
Feine Spiele ſcherzen
Seine Sinne wach;
Durch dies Vorgemach
Schleicht ſie nur dem Herzen
Seines Fürſten nach.

Marianne wählte
Bloß nach Gold und Stand;
Und mit ihr vermählte
Sich ein Ordensband,
Das ein goldnes Alter
Feierlich umfing,
Und an dem ein kalter,
Schwacher Ritter hing.
Weh dem Ehrenmanne!
Feurig, wie ein Blitz,
Fährt nun Marianne
Durch den Rittersitz.
All die theuren Sachen
Seiner Leidenschaft
Werden ihm entrafft,
Neuern Raum zu machen.

Und er selbst gehört
Zu dem alten Jammer.
Alles wird durchstört;
Fern in eine Kammer
Fliegt der Schmutz hinein,
Wie ein grauer Nebel
Vor dem Sonnenschein.
Auch der Rittersäbel,
Dieses Kleinod, dort
An der Wand muß fort;
Und der alte Ritter,
Ganz betäubt und schwach,
Hinkt nun, mit Gezitter,
Seinem Säbel nach.
Dort ist er vergessen;
Martann' indessen

Schafft sich für sein Geld
Eine neue Welt.
In der öden Kammer
Starrt der Rittersmann
Sich und seinen Jammer,
Und die Mauern an.
Dank' er's seinem Golde!
Seine theure Holde
Nahm nicht ihn zum Mann.
Er ist der Verschmähte.
Mit dem Glanzgenuß,
Den er gern verhäte,
Doch bezahlen muß,
Mit dem Prachtgeräthe
Von der neusten Art,
Hat sie sich gepaart.

Und, dem edlen Glauben
An die Mode treu,
Paart sie sich, wie Tauben,
Alle Monat neu.

Marianne weidet
Sich an fremdem Glanz,
Den, im eignen Kranz,
Eddi nicht beneidet.
Schau! sie läßt sich sehn.
Blick' empor! wer könnte
Stumm vorüber gehn?
Glänzende Talente
Läßt uns Eddi sehn,
Die so schalkhaft witzelt,

Dann die Mondſcheinnacht
Einer Landſchaft kritzelt,
Dann in bunter Pracht,
Wie Herrueker Baſen,
Seine Reime macht,
Aus erfrornen Phraſen.
Jedes Reitzes Macht
Iſt in ihr vereinet,
Die, wie Clairon, weinet
Und, wie Gurli, lacht;
Jetzt, mit weißem Arme,
Hold die Laut' umſchlingt,
Und vom ſüßen Harme
Schöner Herzen ſingt;
Dann auf dem Kothurne
Pomphaft deklamirt,

Und an einer Urne
Schauerlich tragirt.
Jetzo wird sie stummer,
Wirft den Schleier um,
Sieht betäubt sich um:
Und wir sehn den Kummer,
Sehn das tiefe Weh
Einer Niobe.
Aber welche Haltung!
Wie das Haupt sich neigt,
Wenn sie die Gestaltung
Einer Juno zeigt!
Gebt ihr Hirtenkränze!
Seht! arkadisch froh,
Macht sie alle Tänze
Einer Vigano.

Welche Kunſt des Sprunges,
Und des Körperſchwunges!
Welch ein tiefer Geiſt
In dem Fuße waltet,
Als Magnet geſtaltet,
Der nach Norden weiſ't!
Freilich braucht ſie, leider!
Schmuck und Götterkleider;
Doch wenn ſie entzückt,
Muß ihr Mann verſtummen,
Ob es ihn auch drückt,
Daß ſie große Summen
Nach dem Ruhme ſchickt.
Wirf, Ariſt, den Schleier
Ueber Eddi's Werth,
Daß man nicht erfährt,

Wie unendlich theuer
Deine Gattin iſt!
Aber dir, Ariſt,
Blieb es nicht verborgen,
Was der Mann vermißt,
Der, gepreſt von Sorgen,
Heute Gurli, morgen
Eine Clairon küßt.

Mit der Jugendſünde,
Stolz auf Huldigung,
Nichts zu ſeyn — als Jung,
Mahet ſich Dorinde.
Siegend glänzt ſie da
Durch die Sommergänge,

Eine Zynthia
In dem Sterngedränge.
Schimmernd, aber leer,
Schwebt um ſie ein Heer
Von geſchmückten Thoren.
So, im Rauſch verloren,
So, mit Geiſt und Sinn,
Dem Gewühl ergeben,
Flutet ſie dahin
Durch ein ſonnig Leben.
Kommt ſie endlich an
In dem ſtillen Schatten
Reifer Jahre, dann
Will ſie Einem Gatten
Ungetheilt ſich weihn,
Aber unterdeſſen

Sich des Wechsels freun.
Darf sie schon vergessen,
Jung und froh zu seyn?
Trotz ist ihre Rache,
Trotz dem Ruf der Welt,
Der die strenge Wache,
Bei der Sitte hält.
Leichtsinn führt zu lichten,
Heitern Lebenshöhn;
Und man ist mit nichten
Lange jung und schön.

Mira ist nicht schön;
Drum sucht ihr Bemühen,
Reihe zu erhöhn,

Welche nicht verblühen.
Weil es rühmlich iſt,
Gutes Herz zu haben:
So beſitzt ſie Gaben,
Die ſie nicht vermißt,
Wenn die Roſe lange
Schon von Chloe's Wange
Weg geblühet iſt.
Elternloſe Mädchen
Kleidet Mira's Fleiß,
Daß es Niemand weiß,
Niemand, als das Städtchen,
Wo ſie, ſtill und mild,
Ihre That verhüllt.
Menſchen zu beglücken,
Setzt ihr Herz in Brand;

Halb erſtarrte Mücken
Wärmt ſie in der Hand.
Sieh doch! mit Entzücken
Heilt ſie fremden Schmerz,
Ob ihr gutes Herz
Auch das Haus erſchüttert.
Daß ihr lieber Mann
Selbſt ein wenig zittert,
Läßt ſie dann und wann,
In verworrnen Fällen,
Ihm durch Wort und That
Ihren ſanften Rath
In die Ohren gellen.
Doch, laß immerhin
Mich die Edle preiſen!
Der Beglückerin

Unbeglückter Waiſen,
Der Beſchützerin
Unbeſchützter Mücken,
Ihrem Engelſinn,
Freunde zu beglücken,
Kann, — was Spätere'n
Auch von ihr erzählen —
Wohl vergönnet ſeyn,
Einen Mann zu quälen.

Freiheit, die uns Blätter
Schöner Blüten ſtreut,
Iſt das Sommerwetter
Unſrer Lebenszeit.
Ach, Pedrill verſchwunden

Iſt der Sommerhain
Deiner Roſenſtunden!
Hymen riß ihn ein!
Klelia gebietet;
Und ihr Herrſcherſtab
Iſt oft ſtreng, und wüthet
Auf den Mann herab.
Gold und theure Kleider
Brachte ſie ihm zu;
Und Pedril ihr, leider!
Nichts, als ſeine Ruh.
Wie von einem Platte,
Lieſt ihr, vom Geſicht,
Der bedrängte Gatte
Sclaviſch ſeine Pflicht.
Schlafen, Eſſen, Trinken,

Was er iſt und ſcheint,
Was er glaubt und meint,
Hanget an den Winken
Der Gebieterin.
Laß ihn etwas wollen:
Fried' und Friedensſinn,
Alles iſt dahin!
Worte, Thränen rollen;
Krämpfe drohn! — Pedrill
Muß nur ja nicht wollen,
Wenn er etwas will,
Sonſt iſt ſie darwider;
Denn ihr lezes Ja
Legte Clelia
Auf dem Altar nieder,
Vor dem ſchwarzen Mann

Und den Ehetagen,
Um dafür fortan
Immer Nein zu ſagen.

Mirons Gattin ſtrebt
Nach dem Kranz der Blüte,
Die vom Ruf der Güte
Und der Sanftheit lebt.
Mit geprieſener Milde
Trägt und duldet ſie
Selbſt des Hauſes wilde,
Rauhe Anarchie;
Denn, um gut zu ſcheinen,
Wagt ſie kaum, zu meinen;
Zu gebieten, nie.

Doch ihr Hausgesinde
Herrsche gesetzlos frei,
Wenns nur heißt, wie linde
Berta's Herrschaft sey.
Alles wird vergessen;
Und ihr lieber Mann
Weiß nur selten, wann,
Oder ob er essen
Wird, und essen kann.
Dort, Pedril's Verderben
Naht mit wildem Streit;
Miron's Häuslichkeit
Wird an Sanftheit sterben.

Ehren wie Malwihen,
Die den milden Geiſt
Edler Harmonieen
So pathetiſch preiſ't!
Nie war ſie entzückter,
Als an Lindors Hand;
Und kein Eheband
Feſter und beglückter.
Aber ach! das Glück
Wankt und ſchwankt hienieden!
In Malwihens Frieden
Stürmt ein Mißgeſchick!
Ein gefährlich Fieber
Fällt den Gatten an!
Sie erkrankte lieber
Selbſt, wenn nur ihr Mann

Dadurch Lindrung fände.
Hört! ſie klagts der Welt,
Ringet wund die Hände;
Thrän' auf Thräne fällt!
Ja, ſie muß vergehen!
Ihre Liebe kann
Den gequälten Mann
Nicht mehr leiden ſehen!
Die Verzweiflung droht!
Solche Angſtgefühle
Stürzen — in den Tod? —
Nein, in die Gewühle,
Die Paris ihr bot.

Mit gepreßter Bruſt,
Klagt, in ſternem Schatten,
Lida den Verluſt
Des erblaßten Gatten;
Und ſie klagt ſo ſchön,
Mit verhülltem Schimmer,
Daß man wünſcht, ſie immer
So betrübt zu ſehn.
Wie ein dunkler Schauer,
Hängt um ihr Geſchick
Die erleſne Trauer;
Und ihr Feuerblick,
Samt dem Huldgeſichte,
Strahlt in ſtiller Pracht,
Gleich dem Nordſcheinlichte,
Durch die ſterne Nacht.

Grazien umgeben
Ihren Trauerſtan;
O, ſie ſchwebt dahin,
Wie ein geiſtig Leben,
Wie ein Liebestraum
In geheimem Schatten.
Amorinen hatten
Keinen liebern Raum,
Als im holden Kummer
Dieſer ſchönen Pein. —
Solche Schmeicheleien
Bringt der Todesſchlummer
Eines Gatten ein.
Darum ſey's! wir laſſen,
Für ſo viel Genuß,
Gern ein Haupt erblaſſen,
Das doch ſterben muß

Hymen, sagt man, grübe
Der geliebten Liebe
Ein zu frühes Grab.
Eine wackre Schöne,
Huldin Kalimöne,
Wehrt den Tadel ab;
Denn vor allen Leuten
Trägt die brave Frau
Ihre Zärtlichkeiten
Oeffentlich zur Schau.
Hildor's Lebensfeier
Muß ein Festtag seyn;
Nichts ist ihr zu theuer,
Diesen Tag zu weihn.
Hundert frohe Gäste
Lader sie zum Feste

Ihres Hildar's Ah;
Alle Freudengötter,
Samt dem Amor, nahn.
Duftet, Myrtenblätter,
Um die lichte Bahn!
Mit gerührten Blicken
Der ergoßnen Luft,
Taumelt ihr Entzücken
An des Gatten Bruft.
Nur ein milder Schatten,
Trotz dem Kerzenlicht,
Dunkelt das Geſicht
Des verehrten Gatten;
Und verſtohlen rauſcht
Seine treue Taube
In die Gartenlaube,
Wo ein Amor lauſcht.

Lora warf gezwungen,
Und mit lautem Harm,
Sich den Huldigungen
Lickas in den Arm.
Lickas Thun und Sinnen
Strebte nur dahin,
Seine Königin
Endlich zu gewinnen.
Was sein Herz auch trieb,
Welches treu und lieb
Huld zu Huld gesellte:
Die Decemberkälte
Seiner Ehe blieb.
Doch zuletzt erliegen
Hoffnung und Geduld;
Chloras Reitze siegen,

Und er findet Huld.
Lora wirds ertragen;
Denn, ſie liebt ja nicht.
Aber weint ſie bricht
Aus in Wuth und Klagen:
„Solch ein leer Geſicht,
Darf es ſich erfrechen,
Sy mir Hohn zu ſprechen?
Nein, ich duld' es nicht! —„
Lora wird zum Schatten,
Der verſchloſſen ſchweigt,
Und, empört, dem Gatten
Finſtre Blicke zeigt.
Düſter, wie der Kummer,
Eiferſüchtig wach,
Horcht ſie immer ſtummer

Seinen Tritten nach.
Lickas wähnt nun freilich,
Diese Eifersucht
Sey wohl sehr verzeihlich,
Sey der Liebe Frucht.
Er, mit voller Reue,
Lieb' und Schmerz im Blick,
Kehrt zur Pflicht der Treue
Und zu ihr zurück.
„Laß an deinem Herzen,„
Spricht er, tief gerührt,
„Mich den Wahn verschmerzen,
Der mich dir entführt!
Laß uns nicht mehr feindlich,
Nicht getrennt mehr seyn! —„
Sie empfängt ihn, freundlich

Kalt, wie Mondenſchein,
So, als ob allein
Zwanggefühl ſie triebe. —
Alſo keine Liebe? —
Armer Lukas, nein!
Du haſt nichts errungen!
Sie liebt eifriger
Nur die Opferungen,
Nicht den Opferer.

Größern Opfern ſtrebte
Frau Selinde nach.
Manche Gattin bebte;
Mancher Mann war ſchwach. —
Mit der frommen Gabe

Deiner Thränenflut,
Nahe dich dem Grabe,
Wo Armina ruht!
Drei umblühte Lenze
Brachten dem Altar
Ihres Hymens Kränze
Holder Stunden dar.
O, sie war des Gatten
Höchstes Erdenglück,
Und kein Mißgeschick
Warf noch seinen Schatten
Auf dieß stille Glück!
Ach! Selinde sandte
Ihr den Todesschmerz!
Ja, Selind' entwandte
Ihres Medon's Herz!

Tief und tödtlich trübte
Sie der Gram; ſie ſchwieg.
Doch Selinde liebte
Nicht den Mann, den Sieg.
Und die Rettungsloſe,
Ganz in Gram erdrückt,
Fällt, wie eine Roſe,
Die der Sturm zerknickt. —
Mit der Thränengabe,
Mit erweichtem Sinn
Nahe dich dem Grabe
Dieſer Dulderin!
Find' Armina's Gatten,
Der, dem Leben feind,
Dort im dunkeln Schatten
Seine Schuld beweint!

Sein Gemüth erwachte;
Laut verrieth die Zeit,
Daß die Eitelkeit
Sich dieß Opfer brachte.
Kalt verschlang das Grab,
Was sein Leben würzte;
Seine Ruhe stürzte
Schrecklich mit hinab. —
Siegend fliegt Selinde
Noch von Herz zu Herz.
Darf die kleine Sünde,
Dieser leichte Scherz
Ihren Ruf verschatten?
Blieb sie doch dabei
Ihrem eignen Gatten
Immer noch getreu.

Zwiſte mancher Ehen,
Mancher Gattin Pein
Weiht ſie zu Trophäen
Ihres Reitzes ein. —
Einem Wollüſtlinge,
Cleon, legte ſie
Endlich ihre Schlinge,
Doch ſie fing ihn nie.
Dieſe Kälte feuert
Nur ſie an, ſie ſteuert
Mehr und mehr auf ihn.
Kann ſie das ertragen?
Darf ein Mann es wagen,
Kalt ihr zu entfliehn?
Immer ſchärft Selinde
Ihres Reitzes Kraft;

Aber — ſelt und' linde
Faßt ſie Leidenſchaft.
Fliehend, wie bezwungen,
Naht der ſchlaue Held
Ihren Huldigungen,
Und — Selinde fällt.
Fällt hinab zur Schande,
Die den ſtolzen Geiſt
Hin zum grauſen Rande
Der Verzweiflung reißt.
In den Sturmgewühlen
Hält kein Troſt ſie feſt.
Cleon überläßt
Sie den Quaalgefühlen.
Und der finſtre Blick
Des erzürnten Gatten
Stößt ſie kalt zurück.

Um ihr Mißgeſchick
Wankt Armina's Schatten.
Ihr Gemüth erfüllt
Manch bekanntes Bild
Von zerſtörten Ehen. —
Laſſen wir ſie nun
Unter den Trophäen
Ihrer Siege ruhn!
Männer zu beſtricken,
Iſt ein leichtes Spiel;
Einen zu beglücken,
Iſt das größte Ziel. —
Wende von Selinden
Den empörten Blick!
Du wirſt Aſta finden;
Welch ein Gegenſtück!

Dort, im ſtillen Schatten,
Steht die Dulderin,
Die, mit feſtem Sinn,
Launen ihres Gatten
Und des Schickſals trägt,
Das, mit Nacht umgeben,
Ihr ein hartes Leben
Auf die Seele legt.
Selber tief getroffen
Von ſo manchem Schmerz,
Steht ihr ſanftes Herz
Fremden Thränen offen.
Sonn' iſt ihr Geſicht,
Wenn ſie, wie das Licht,
Finſtre Wolkenſtanden
Eines Grams zertheilt,

Oder wenn ſie Wunden,
Wie die Liebe, heilt.
Hat die Erde Kronen?
Nichts hat ihr Gewühl,
Aſta zu belohnen.
Aſta's beßre Kronen
Trägt das Selbſtgefühl,
Das, wie ſtiller Segen,
Ihre Seele füllt. —
Aber ihr entgegen
Prangt ein ſtolzes Bild.

Mit erhabner Miene,
Nimmt von ihrem Mann
Göttin Adeline

Huldigungen an.
Sie nur anzublicken,
Ihr die Hand zu drücken,
Naht er sich ihr scheu,
Wie ein blöder Jünger;
Und sie reicht ihm zwei
Deputirte Finger.
Nur ein Grandison
Trüge mehr davon,
Gegen den sie spöttlich
Ihren Gatten mißt,
Und nun nie vergißt,
Daß sie viel zu göttlich,
Ihn zu lieben, ist.

Drängen ſich auf Erden
Nicht genug Beſchwerden,
Quaalen, die uns drähn,
Wie verſteckte Räuber,
In des Lebens Hain?
Muſten oben drein
Göttlich unſre Weiber,
Und nicht weiblich ſeyn?

Lina, laß die Strahlen
Eines falſchen Lichts
Das erhabne Nichts
Pomphaft übermalen!
Laß ſich um dieß Nichts
All den Lebenshandel

Oder Herzen drehn:
Deinen ſtillen Wandel
Werden Engel ſehn!
Gleiche du Meliden!
Selig, wie die Ruh,
Führet ſie den Frieden
Ihrem Gatten zu.
Ihres Geiſtes Kerze
Hellt das Dunkel auf;
Und in lichte Scherze
Löſt ſich jede Schwärze
Seiner Sorgen auf.
Sie und ihr Leander,
Liebend und geliebt,
Tragen mit einander,
Was das Schickſal giebt.

Von dem Loos der Mängel,
Das auf Menſchen ruht,
Fodern ſie nicht Engel;
Sie ſind menſchlich gut.
Jenes zu verlangen,
Dieſes nicht zu ſeyn,
Nährt im Lebenshain
Giftgewächs und Schlangen.
Keine Leidenſchaft,
Wo Melida handelt;
Feſt und ruhig wandelt
Sie in eigner Kraft,
Welche jede Würde
Still und heiter trägt;
Und in alles legt
Ihre Tugend Würde.

Ernſt und ſanft iſt ſie,
Wenn ſie Schuld vergiebet;
Lauter Huld iſt ſie,
Wenn ſie lohnt und liebet.

III.

Rückreise.

Ueber Götterauen
Fliegt der muntre Sinn
Unſrer holden Frauen
Leicht und luſtig hin.
Ihre erſten Götter
Sind ſie ſelbſt, zur Zeit,
Welche Roſenblätter
In das Leben ſtreut.
Feierkränze pflegend,
Hüpfen ſie vergnügt
Durch die ſchöne Gegend
Die im Spiegel liegt;

Dann zur Myrtenfeier,
Wo das Herz erwacht;
Alles — alles lacht
Hier im Rosenschleier;
Diesem folgt die Pracht;
Ihre spätern Götter
Sind — wenn sie verzeihn —
Schmähsucht, Kartenblätter,
Etwas Tugendschein,
Tagesneuigkeiten,
Die Philosophie,
Und die Melodie
Der vergangnen Zeiten.
Endlich, Trotz dem Spott
Unberufner Spötter,
Schließt an diese Götter
Sich der liebe Gott.

Die erblickt Oenonen;
Für ihr nickend Haupt
Hat sie alle Zonen
Der Natur beraubt,
Und in neuer Hülle
Die Natur versteckt.
So, mit Glanz und Fülle
Prächtig überdeckt,
Teilt sie in die Reihen,
Die sich alles, nur
Einfalt nicht verzeihen,
Einfalt und Natur.
Wie des Sieges Krone,
Gießt nun Frau Oenone
Volle Strahlen aus.
Modekünste zogen

Schön sie an — ihr Haus
Und den Gatten zogen
Sie zuvor erst aus.

In des Kleides Wellen,
Gleich dem hohen Meer,
Wenns die Winde schwellen,
Wogt Mandan' einher.
Pomp ist um Mandanen;
Ihres Dünkels Traum
Bauet hoch auf Ahnen
Seinen leeren Raum.
Darfs ihr Herz nicht weiten,
Daß ihr Stammeshaupt
Schon in grauen Zeiten

Ritterlich geraubt?
Ihres Stammes Blume
Wuchs, im Zeitenlauf
Vor dem Chriſtenthume
Bis zu uns herauf.
Feſtlich trit ſie auf;
Doch zum Judenthume
Kehrt zurück, was ſie
Für das Feſt, zum Ruhme
Ihrer Ahnen, lieh.
Tochter edler Ritter,
Ja, dein Stolz iſt ächt!
Wir, nur ſchlecht und recht,
Haben Väter, Mütter;
Du haſt ein Geſchlecht.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Gönnen wir Mandanen„
Spöttelt Nora's Neid,
„Jene Eitelkeit,
Die mit dunklen Ahnen
Ihre Würde ſtützt!
Mag ihr Dünkel prahlen,
Der auf Todtenmahlen,
Wie ein Leichhuhn, ſitzt!
Kränze, die verdorrten,
Sind ein ſchlechter Kauf;
Reichthum ſchließt die Pforten
Jedes Himmels auf.„ —
Nora hat, vom Morgen
Bis zum Mittag, traun!
Ihre großen Sorgen,
Tief ſich zu verbaun.

Endlich hängt die Dame,
Stolz in reicher Tracht,
Hängt im goldnen Rahme,
Wie ein Bild der Nacht.
Einſt verbarg ein Winkel,
Tief im finſtern Schacht,
Dieſe goldne Pracht:
Nun ſteckt Nora's Dünkel
Tief im goldnen Schacht.
Heut' muß alles Beſte
Glanz und Sitz ihr leihn;
Heute lud zum Feſte
Ihrer hohen Gäſte
Milvia, ſie ein!

Dame Milvia
Bittet oft zum Essen,
Denn man könnte ja
Sonst die Pracht vergessen,
So die Eitelkeit
Um ihr Leben streut.
Diese Dame blendet
Durch ein reiches Glück.
Zwar die Freude wendet
Ab von ihr den Blick:
Wenn ihr Mahl nur pranget,
Braucht es Fröhlichkeit?
Milvia verlanget
Weiter nichts, als Neid.
Welch ein Prunk der Gäste!
Freudenleer und reich,

Ganz dem Leichenfeste
Eines Königs gleich!
Wie an einer Kette,
Trabt, von Sitz zu Sitz,
Kalte Etikette,
Samt dem Aberwitz.
Doch der Ekel necket
An dem Stundenlauf;
Unsre Dame wecket
Die Verläumdung auf.
Rinnt der Quell den Damen:
O, dann Wort auf Wort
Spühlet gute Namen,
Wie die Stunden, fort!
Sprich, was fehlt dem Schmause?
Nur an Geist gebrichts;

Und die Frau vom Hause,
Die besteht aus nichts,
Als aus ihrem Schmause:
Aus den langen Reihn
Duftender Gerichte,
Aus den Leckerei'n
Weit gereister Früchte.
Aber, grün umlaubt,
Drohet, wie das Schrecken,
Unter Blumendecken,
Eines Ebers Haupt,
Das aus den Gemischen
Recht symbolisch ragt,
Und an einem frischen
Jungen Lorbeer nagt.

Drei verschmauste Stunden
Sind dahin geschwunden:
Nun zum Kartenspiel!
Dieser Zeitverschlinger
Führt in ein Gewühl
Diamantner Finger.
Diese Herrlichkeit,
Diese Pracht der Hände,
Ach! verspielt am Ende
Pflicht und Lebenszeit.

Mirtha kann die Karten
Und den Kartenfreund
Schon nicht mehr erwarten,
Wenn die Stund' erscheint.

Die so heiß ersehnte,
Der sie, seelenlos,
Beide Händ' im Schooß,
Bang' entgegen gähnte.
Mirtha spielt, und nun
Ist ihr Haus vergessen;
Alles mag indessen
Fortgehn, oder ruhn!
Ob es draußen hagelt,
Regnet, oder blitzt,
Weiß sie nicht; sie sitzt
An den Tisch genagelt,
Mischt die Karr' und schwitzt.
All' die süßen Triebe,
So die Unschuld fühlt:
Mutter-, Gattin-, Liebe

Hat ſie längſt verſpielt.
Daß ihr jüngſter Knabe
Manche Aehnlichkeit
Mit Pikbuben habe,
Sagt der böſe Neid,
Seinen Witz zu üben;
Doch ich glaub' es nie:
Denn ſonſt würde ſie
Ja den Knaben lieben.

Heiliger, als dieſe,
Leuchtet, wie ein Licht,
In der hohen Pflicht,
Fromm zu ſeyn, Alliſe,
Die, weil dieſe Welt

Sie mit stolzer Lache
Von sich stieß, aus Rache
Sich zum Himmel hält,
Dem sie, bei den Freuden
Mancher Lust, entfloh.
Dabei hofft sie froh
Auf die Quaal der Leiden,
Die der bösen Welt
Ihre tollen Freuden
Strafend einst vergällt.
Und in jener Welt
Hofft sie, mit zu richten.
Darum übt sie sich,
Zu den großen Pflichten,
Hier so ritterlich,
In der Kunst, zu richten.

Und, von Jahr zu Jahr,
Baut ihr frommer Glaube,
Nach der Mode zwar,
Ihre Todtenhaube.
Daran thut er recht;
Denn wer kann so schlecht
In die Assambleeen
Der Verwesung gehen?
Dennoch, Trotz dem Streit
Mit der bösen Zeit,
Will sie sich bequemen,
Mit der argen Welt
Und dem Wein aus Bremen
Noch vorlieb zu nehmen,
Wenns Gott so gefällt.

Aber edle Thaten,
Wenn sie durch den Druck
Sich der Welt verrathen,
Sind kein übler Schmuck.
Wehn nicht Palmenreiser
Um Argühens Bild?
Wie sich Hallers Weiser
In die Tugend hüllt:
So hüllt Frau Argühe
Sich, mit aller Pein
Der gespannten Mühe,
In den Tugendschein.
Schau, wie sie Luzillen
Liebevoll umfaßt,
Die sie doch im Stillen
Weder liebt noch haßt!

Mitleid, Huld und Liebe,
Jeden Weihaltar
Sanfter Herzenstriebe,
Stellt sie täuschend dar.
Armenhäuser beten
Laut für ihre Ruh:
Abgebrannten Städten
Wirft sie Summen zu:
Nur den armen Frohner
Drückt sie mit dem Frohn,
Und dem Tagelöhner
Schmälert sie den Lohn.
In des Ruhms Begleitung,
Findet sie dann oft,
Zwar nicht unverhofft,
Sich in einer Zeitung.

Die den Ruf von ihr
Fremden Ländern preiset.
Ihre Tugend reiset
Mit dem Postkurier.
Arbeit, Furcht und Mühe
Kostet ihr der Schein:
Warum strebt Argühe
Nicht, mit gleicher Mühe,
Lieber gut zu seyn?
Aengstlich muß sie lauschen,
Ob kein Blick durchschaut,
Was sie heuchelnd baut:
Leere Schaalen rauschen,
Wenn nicht wohl, doch laut.
Sieh, das ganze Leben
Ihres Thuns umspinnt,

Wie ein Labyrinth,
Sich mit Truggewoben.
Ihre Engel ſind
Schleichende Geſpenſter;
Und ihr Tugendkreis —
Schön gefrorne Fenſter,
Blumenſchmuck, von Eis.

Mila handelt frei;
Sie beſpottet witzig
Dieſe Heuchelei.
Auch ihr Lob iſt ſpitzig,
Iſt getaucht in Gift,
Wenn es Chloen trift.
„Dieſer ſchönen Seele,„

Meint die Spötterin,
„Dieſem Engel fehlt
Nur der Engelſinn,
Und ein wenig Seele.„
Mila's Witz erſchlägt
Freunde, ſonder Schonung,
Wenns nur die Belohnung
Eines Lächelns trägt,
Welches hinterm Sitze
Den Lakai'n entwiſcht,
Und zu neuem Witze
Ihre Laun' erfriſcht.

Zartgefühl umwindet
Dona's heitern Witz;

Nie iſt er ein Witz,
Welcher glänzend zündet.
Scherz, von Ernſt bewacht,
In beſcheidnen Gränzen,
Iſt das ſchöne Glänzen
Einer Sommernacht.
Alle Freudengötter
Nahen ſich bekränzt,
Wo, wie Frühlingswetter,
Dona's Laune glänzt.
Ihre Laune ſcherzet
Den Gedrückten froh,
Den das Leben ſchmerzet
Und die Freude floh.
Augen ſcheinen trunken,
Wangen friſch zu blühn,

Wo die lichten Funken
Ihres Geiſtes ſprühn.
Doch kein Hohngezische!
Jedes Wort entquille
Ihrem Geiſt ſo mild,
Wie am Lenzgebüſche
Die erquickenden
Abendlüfte fächeln;
Denn die Grazien
Lachen nicht, ſie lächeln!
Selbſt ein Diogen
Würd' aus ſeiner Tonne
Heiter in die Sonne
Dieſes Geiſtes ſehn.
Wer in einem Herzen,
Das lebendig ſchlägt,

Zartgefühle trägt,
Der nur weiß zu ſcherzen.
Aber Spott entweiht
Jede Roſenlippe,
Wenn auch Aganippe,
Wenn die Lieblichkeit
Selbſt auf ihr entquillet. —
Dona's Witz umhüllet
Zarte Sittſamkeit.

Clara iſt nicht witzig;
Ihre Läſterung
Iſt die Huldigung,
Die ſie, eigennützig,
Andern Frauen raubt;

Denn ihr Dünkel glaubt,
Wenn sie Ehre schändet,
Sie beehre sich:
Drum ihr Tadel endet
Stets mit: „Aber ich!„
Wenn auf offnem Meere
Die Korsarin streift,
Und nach fremder Ehre,
Wie nach Beute, greift;
Wenn sie eigne Mängel
Dreist an Andern rügt:
Glaubt sie hoch zum Engel
Sich hinauf gestiegt.

Streng' an Zucht und Sitte,
Finster, wie die Pein,
Schreitet Frau Melitte
Durch' die Jugendreihn.
Ihre schwarzen Augen
Blitzen Haß, und saugen
Gift aus Blumen ein.
Kanns ihr nicht gelingen,
Durch des Reihes Macht
Sich empor zu schwingen:
Gut! so will sie Nacht
In die Freude bringen.
Ernst, und kalt, und blaß,
Wie das' bleiche Schrecken,
Sucht ihr schwarzer Haß
Unschuld zu beflecken.

Neidisch blickt ihr Haß
Hin nach jedem Glanze,
Der vorüber schwebt,
Greift nach jedem Kranze,
Der die Freud' umwebt.
An der heitern Jugend
Rächt sie, daß kein Fat
Ihre feste Tugend
Angefochten hat.

Aber Freundin Blande
Klagt nur heimlich an,
Zeigt erst fremde Schande,
Und bedeckt sie dann.
Ob Corinnens Falle

Trauert sie so schwer,
Trägt ihn dann in alle,
Weite Welt umher,
Gleich dem Wiederhalle,
Welcher hundert Mal,
Wenns am Steff nicht fehlet,
Jedem Felsenthal,
Was er weiß, erzählet.
„Ach! Corinnens Herz„
Seufzet sie mit Schmerz,
„Ging auf schwachen Füßen;
Jeden freien Scherz
Muß sie hart nun büßen. —„
Aber jedem Ohr
Trägt sie, mit Geflüster,
Noch ein ganz Register

Heimlichkeiten vor.
Ihre Mild' entſchuldigt
Auch wohl Fehler an;
Doch der Sanftheit huldigt
Ihr Gefühl auch dann.
Sie erwürgt nie feindlich,
Wenn ſie tödten muß;
Sie vergiftet freundlich —
Nur durch einen Kuß.
Weh der grauſen Schlange,
Die Verläumdung heißt!
Welche tückiſch, lange
Ihren Raub umkreiſ't,
Bis es ihr gelungen,
Bis ſie, nimmer ſatt,
Ihre Beut' umſchlungen

Und vergiftet hat.
Fiel ein Herz im Drange
Zwischen Reiz und Pflicht:
Lina, richte nicht!
Weißt du, welchem Zwange,
Welchem Unglückstag
Solch' ein Herz erlag?

Frau Sibilla heuchelt
Lauter Zärtlichkeit;
Doch die Schlange schmeichelt
Fremder Eitelkeit
Nicht umsonst; sie angelt,
Mit gewählter Kunst,
Nach ein wenig Gunst.

So ihr nie gemangelt,
Als sie durch die Zeit
Der Triumphe schwebte,
Die von Weihrauch lebte.
Ihre Eitelkeit
Horchte stolz und spöttelnd
Auf die Schmeichelei'n:
Jetzo nimmt sie bettelnd
Nur noch Beifall ein.

Wie sie auch verändert:
O, die Eitelkeit
Bleibt sich gleich, sie ändert
Immer nur das Kleid!
Diese Thorheit schmeichelt

Sich ſo ſtill, ſo klein,
Wenn ſie Unſchuld heuchelt,
Tief ins Herz hinein.
Sehn wir nicht, wie fein
Sie ſich mit der Liebe,
Mit dem ganzen Kreis
Edler Herzenstriebe
Abzufinden weiß?
Fröhlich fliegt Luzinde
Durch die ſchöne Welt,
Wo ſie noch gefälle.
Iſt es etwa Sünde,
Wenn die ſchöne Welt
Ihrem Sinn nicht minder,
Als ſie ihr, gefälle?
Freilich, ihre Kinder

Werden ausgesetzt
In erkaufte Hände;
Doch sie hat am Ende
Keine Pflicht verletzt.
Ja, sie hat Gewissen,
Hat die Kinder lieb;
Jeden kleinen Trieb
Hilft sie größer küssen;
Denn, was will und kann,
Baut sich selber an.
Unter Lust und Scherzen,
Sieht Luzinde dann
Wild und frei die Herzen
Ihrer Kinder blühn,
Herrlich blühn und sprießen.
Kinder bloß genießen,

Heißt ja, sie erziehn.
Mögen wir Luzinden
Auch bei jedem Fest,
Jeder Wollust finden:
Ihren Kindern läßt
Sie sich nicht entführen.
Ein Mal treibt ihr Herz
Täglich seinen Scherz
Mit den kleinen Thieren.

Nahe sich Coville,
Mit der ganzen Fülle
Ihrer Eitelkeit,
Mit der Spur der Zeit,
Welche alle Blüten,

Und, was ſonſt entzückt,
Ohn' es zu vergüten,
Aus dem Leben pflückt.
Mit geheimer Klage,
Denkt ſie immerdar
Noch der Göttertage,
Wo ſie reizend war.
Daß in ihrem Leben
Schon die Herbſtluft weht,
Fühlt ſie, wenn ſie neben
Ihrer Tochter ſteht.
Alles ziert Formoſen,
Was ſie fühlt und thut;
Ihre Wangengluth
Iſt ein Kranz von Roſen
Der auf Lilien ruht.

Holde Lebensblüte
Schmückt so frisch und klar
Ihre Seelengüte,
Wie die Purpurblüte
Ihr Kastanienhaar.
Schönes Jugendbild!
Mancher Blick, voll Feuer,
Taumelt um den Schleier,
Der dich zart verhüllt!
In empörter Stille
Sah schon oft Cerille
Ihrer Tochter Sieg.
Endlich bricht die Stille,
Die so lange schwieg.
„Höre mich, Formose, —„
Zürnt ihr hartes Wort,
„Fort mit jener Rose!

Von dem Haare fort!
Jugend muß bescheiden
Sich in Dunkel kleiden!
Merke dir dieß Wort!„
Doch dem Mutterneide
Wird sie nicht entgehn!
Sie bleibt jung und schön
Auch im alten Kleide.
Was vermag der Neid,
Was die Eitelkeit,
Endlich zu erfinden,
Ihr die Blumenzeit
Aus der Hand zu winden?
Sehr! die Mutter faßt
Bitterkeit, und haßt.
Mit empörtem Neide,
Schließt sie nun vom Schmaus

Und vom Tanz der Freude
Hart die Tochter aus.
Vor dem lichten Sterne
Kann ſie nicht beſtehn;
Tief in dunkler Ferne
Muß er untergehn!
Koſt' es, was es wolle;
Sie will ſelbſt, im Schein
Einer Mädchenrolle,
Ihre jugendvolle,
Schöne Tochter ſeyn.

Sanfter iſt Arbelle;
Sie war Königin,
War der Schmuck der Bälle;

Aber hin, dahin
Sind die goldnen Zeiten!
Und so schminkt sie dann
Ihre Eitelkeiten
Nun der Tochter an.
Zu den Listgespinnsten,
Die sie einst ersann,
Und um Männer spann,
Sammt den Spiegelkünsten,
Führet sie selbst sie an.
Ja, von Hochentzücken
Wird ihr Herz erwärmt,
Wo ein Heer von Blicken
Um Belinden schwärmt.
Ihre Jugendrollen
Sezt Arbelle dort

In der hoffnungvollen,
Schönen Tochter fort,
Giebt ihr Wahn und Sünde,
Flößt ihr Thorheit ein,
Unschuld aus — Belinde
Muß die Mutter seyn.
Flüchte Lina, flüchte,
Wo die Eitelkeit
Geist und Herzensfrüchte
Sich zu Opfern weiht!

Aber sieh! wer bliebe
Nicht entzückt da stehn,
Wo wir heilge Liebe,
Mutterliebe sehn,

Pflichten, die, gleich Tänzen,
In beſcheidnen Kränzen,
Sich ums Leben drehn?
O, das Herz Melidens
Oeffne ſeinen Kreis!
Welche Huld des Friedens!
Weich ein ſtiller Fleiß!
Demuthſinn der Hütten
Trägt hier ſeinen Kranz
Von Violen mitten
In den höhern Glanz
Edler, feiner Sitten.
Ein Geſetz erhält
Dieſe Friedenswelt,
Das Geſetz heißt — Liebe.
Dieſer Himmelsquell

Strömet, warm und hell,
In die Lebenstriebe
Sanftheit und Geduld.
Jeder Blick iſt Liebe,
Jedes Wort iſt Huld,
Jede That iſt Güte,
Freud' iſt jeder Scherz;
Und, wie Blüt' an Blüte,
Hänget Herz an Herz.
Schau die Huldgeſtalten
In dem Gartenhain
Morgenandacht halten,
Um den Tag zu weihn!
All dieß Seyn und Streben,
Das Ein Geiſt erhält,
Iſt ein Blick ins Leben

Einer Engelwelt.
Mit dem Fleiß im Bunde,
Ziehn die Stunden nun
Ihre ſchöne Runde;
Jede Tagesſtunde
Hat ihr Werk zu thun.
Wie das frohe Schweigen,
Sitzt, mit heiterm Sinn,
Unter Roſenzweigen,
Hier die Stickerin.
Schweſter Mail freuet
Sich im Grünen dort,
Wo ſie Pflanzen reihet
Nach Geſchlecht und Ort.
Und Melide ſchließet
Dieſen holden Kreis,

Lohnet und verſüßet
Huldroll jeden Fleiß.
Nach des Tages Schwüle,
Geht es froh hinaus
In das große, kühle,
Grüne Gotteshaus.
Wie ein lichtes Wölkchen
Durch des Himmels Blau,
Zieht das kleine Völkchen
Durch die Blumenau',
In das Thal der Maien.
Da beginnet Tanz;
Durch den frohen Reihen
Flattert Kranz um Kranz.
Oder Siegeskrönung
Schmückt im Hain das Haupt,

Welches der Verwöhnung
Einen Sieg geraubt.
Solche Freudenfülle
Weihet jeden Tag,
Weihet den Ertrag
Dieſer Lebensſtille;
Heiligt mit Geſang
Jeden ruhigſchönen
Sonnen Untergang
Froher Tagesſenem.
Jedes Herz erbaut
Sich an Minna's Tönen,
Wenn ſie, mit dem Laut
Sanfter Philomelen,
Der das Herz durchdringt,
In die ofnen Seelen

Gottgefühle singt.
Andacht, Ernst und Freuden,
Alles sonder Glanz
Alles ist bescheiden,
Wie ein Veilchenkranz
Ruh' ein weißer Schnee,
Wie die Heiligkeit,
Ueber jeder Feier,
Die Melida weiht,
Daß der Hauch der Lüfte,
Der die Welt berühret,
Nie den Kreis vergifte,
Den Melida führt! —

IV.

Ende vom Liede.

Wilst du noch einmal
Lauschend mich begleiten
Durch den Bildersaal
Bunter Eitelkeiten?
Aber finden wir
Nur den Leichtsinn hier?
Nur den Sinn der Jugend,
Die der Eitelkeit
Ihre Blumenzeit,
Und den Kranz der Tugend
Auf den Altar streut?
Nein! auch welke Jahre

Bringen offenbar
Ihre grauen Haare
Dieſer Göttin dar.

Mirabelle zittert
Mit dem Kopf, und weihe
Dennoch, unerſchüttert,
Ihn der Eitelkeit.
Nur der Sohn der Zeit
Wirft in ihre Locken
Seine Silberflocken:
Darum lebt ſie, ſeit
Ihrer böſen Zeit,
Mit der Welt im Zanke,
Gleich der dürren Ranke,

Die, vom Sturm bewegt,
An die Blüten ſchlägt.
Dennoch, Trotz dem Streben,
Trotz den Künſteleien,
Sich durch Schmuck zu heben,
Dränget in ihr Leben
Sich der Tod hinein,
Um ihn zu verſtecken,
Sucht ſie, weiß und roth
Seine Spur zu decken;
Doch der alte Tod
Schüttelt von der Wange
Den Karmin herab,
Und erinnert lange
Schon mit Zorn ans Grab.
Um, mit allen Tönen,

Recht ihn zu verhöhnen,
Läßt sie, jung geschmückt,
Und mit Duft umschwommen,
Einen Hausfreund kommen,
Den Paris ihr schickt;
Denn — von ihm zum tiefern
Hausgeräth hinab —
Alles auf und ab
Muß Paris ihr liefern,
Muß das Neuste seyn.
Nichts an ihr ist schlechter,
Als sie selbst; allein
Diese Damen scheun
Das Gefühl nur: Töchter
Deutschen Blutes zu seyn.

Blicke dort hinüber!
Edel, ernſt, nicht kalt,
Steht ihr gegenüber
Eine Wohlgeſtalt.
Ja, das iſt Adele!
Ihre ſanfte Seele
Iſt voll Lebensglut,
Ihre Jugend ſitzt
Dieſe Blumenſtätte,
Wo ihr Alter ruht.
Von Geſang umgeben,
Heiter, wie der Bach,
Warf ihr Mai ins Leben
Ihr die Blüten nach.
Frohſinn auf der Wange,
Tritt ſie auf, o ſeht!

In dem edlen Gange
Welche Majestät!
Keine eitle Bürde
Schleppt sie um sich her;
Einfach, und mit Würde,
Wandelt sie daher.
Und ihr Hymen waltet,
Trotz dem grauen Haar,
Frisch und unverjüngt,
Um den Hausaltar.
Manches Fest bereitet
Sie der jüngern Welt,
Die sie würdig leitet.
Jede Freud' erhöht
Eine feinre Seele,
Wenn sich ihr Adele

Freundlich zugesellt.
Bei dem heitern Mahle
Ihrer Feste, weiht
Frohsinn die Pokale
Aechter Herzlichkeit.
Und, von Mund zu Munde,
Fliegt, doch so voll Herz,
Daß er nicht verwunde,
Der besecte Scherz,
Frei vom Weltgeräusche,
Fern vom Hofgeräusche,
Das den Wahn umschwirrt,
Unter Lenzgeweben,
Steht ein herbstlich Leben,
Das nie Winter wird.

Stolzer blickt Frau Cille
Nach dem Thron hinauf,
Opfert ihm die Stille
Ihres Lebens auf.
Aus dem sichern Thale
Drängte sie hinan
Zu dem Fürstensaale,
Wo sie fallen kann.
Dort erwirbt sie dann
Manche hohe Feindin,
Die von Haß entbrennt,
Wenn sich Cilla Freundin
Ihrer Fürstin nennt.
Doch sie hat vom Glücke
Sich das Heil erstrebt,
Das von einem Blicke

Ganze Tage ſteht
Schön und ſelig neiget
Sich ihr Angeſicht,
Wenn es ſchweigend ſpricht,
Oder ſprechend ſchweiget.
Wie der Sonnenſchein,
Leuchten ihre Augen.
Stört ſie nicht! ſie ſaugen
Kalte Strahlen ein.
Trunken von dem Glücke,
Strotzt ihr kleines Hirn.
Seht, um ihre Stirn
Hangen Gnadenblicke!
Doch ihr Fall iſt nah,
Weil ſie tiefer ſah,
Als die Fürſtin wollte,

Daß sie sehen sollte.
Was die Zofe früh,
Sie erst spät beachtet:
Daß die Fürstin sie
Gnädiglich verachtet,
Wird nun offenbar.
Cille sieht schon klar
Sich hinaus gestoßen
Aus dem Glanz der Großen,
Der ihr Abgott war.
Eigne Schwätzigkeiten,
All das eitle Thun
Eigner Albernheiten
Straft die Fürstin nun.
Ihre Thorheit strafen
Fürsten immerdar

An dem nächsten Sklaven,
Welcher Zeuge war.
Nimmer ahme Cille
Diesen Unbestand,
Als in Glanz und Fülle
Noch ihr Dünkel stand.
In den goldnen Banden
Stand er trotzig da;
Gicht und Podagra
Hat er sich erstanden.
O, der arme Tropf
Senkt nun sein Gefieder
Aus dem schweren Kopf
Etwas tiefer nieder!
Und sein hoher Schwung
Macht nun eine kleine

Seelenwanderung
In die schweren Beine.
So irrt Thorheit sich!
Aber, Lina, sprich!
Hoff'st du vom Verstande
Mehr Vernunft? — Wir sehn
Trug und Wahn und Schande
Sich im Prunkgewande
Eitler Weisheit drehn.

Alles sind Sentenzen,
Was Mirande spricht;
Nur durch Geistesglicht
Will die Hohe glänzen.
Ja, sie weiß es nicht,

Bei der Seelenweihe,
Daß, vom Geiſt gedrängt,
Sie mit ihrem Kleide
Schlecht zuſammen hängt.
In Syſteme bringet
Sie Zuſammenhang;
Dieſer Reitz verſchlinget
Jeden andern Drang.
Kaum iſt ſie geneſen
Von der Zweifelei:
Ob ein höchſtes Weſen,
Ob ein Schöpfer ſey?
Aber edelmüthig
Räumt ſie nun das Seyn
Eines Gottes ein.
Auch iſt ſie ſo gütig.

Ihm ihr Herz zu leihn.
Schwärmend in den Hainen
Dieser Wissenschaft,
Hilft sie meisterhaft
Kant und Rousseau meinen.
Sie hat, hochgelehrt,
Alles Schreibwesen
Ihrer Zeit gelesen,
Und es selbst vermehrt.
Doch mit allen Schätzen,
Die ihr Geist enthält,
Ist sie eine Welt,
Voll von Gegensätzen.
Lehrreich tritt sie auf,
Stellt ein Bild der ächten,
Wahren Ehen auf;

Und ein Bild der schlechten
Zeigt ihr Lebenslauf.
Ihres Geistes Quelle,
Rinnend, wie die Zeit,
Strömet Wasserfälle
Von Geschwätzigkeit;
Und im höchsten Schwunge,
Spricht sie nie sich aus;
Dann gießt ihre Zunge
Eine Sündfluth aus.
Weiber, Weis' und Thoren,
Was sie nur ertappt,
Alles ist verloren,
Ihre Weisheit schnappt
Immerdar nach Ohren.

Höher noch, als sie,
Flattert Ella's Schwinge
Um die großen Dinge
Der Philosophie.
Ella trotzte lange
Der Vergänglichkeit.
Jede Wonnezeit
Naht dem Untergange.
Tief hinein wuchs sie
In die reifen Jahre
Der Philosophie,
Und der grauen Haare
Nun ist's hohe Zeit,
Gott und Ewigkeit
Muthig wegzuläugnen,
Und dem Zufall nur

Samt ihr Weimarn,
Daseyn zuzueignen.
Freilich prophezeiht
Ihr das Lustgetümmel
Ihrer goldnen Zeit,
Leider! keinen Himmel!
Alles raubt der Tod!
Ella's Seelengäte
War das Morgenroth,
Das die Wang' umblühte.
Diese Seel' ist schon
Ihr vorangestorben;
Die Verehrer flohn,
Welche sie erworben.
Nun ist frecher Spott
Einzig ihr Begleiter;

Und sie läugnet Gott,
Tugend und so weiter.
„Wie hat Mali doch„ —
Spricht sie — „sich verspätet,
Daß sie immer noch
Fromm ist, glaubt und betet!„
Doch verstummt ihr Spott,
Wenn die Uhu's heulen;
Ella glaubt an Eulen,
Nur an keinen Gott!

Stolz ist Meliuse,
Die von ihrer Muse
So besessen ist,
Daß, im Lorbeerschatten,

Sie des armen Garten
Freilich oft vergißt.
Er und seine Gäste
Fühlen nur zu gut,
Daß die Dichterzinne
Keine Lerche tröste.
Seine Dichterin
Labt ihn mit Gerichten,
Gleich den Sinngedichten,
Ohne Salz und Sinn.
Hoch im Grün der Bäume
Thront ihr Musenhain:
Droben sängt sie Reime,
Wie Insekten, ein.
Schöne Reim' umgeben,
Was sie fühlt und träumt:

Nur iſt noch ihr Leben
Etwas ſchlecht gereimt;
Doch zu dieſer Wonne
Beut vielleicht fortan,
Wie zur lieben Sonne,
Noch ein Reim ſich an.
Ihre zarte Roſe
Koſ't indeß allein
In dem Lindenhoſe
Mit dem Mondenſchein;
Und die Spinnen treiben,
Sehr poetiſchfrei,
An den Fenſterſcheiben
Ihre Weberei.
Ihre Phillis keimte
Zeitig zum Genie.

Wild, wie ungereimte,
Freie Poeſie.

Olga liebt die Muſen:
Doch, in höherm Licht,
Thront in ihrem Buſen
Eine ſüße Pflicht.
Den drei Charitinnen
Ihrer Zärtlichkeit
Hat ſie all ihr Sinnen,
All ihr Thun geweiht. —
Nicht der Eitelkeit
Hat ſie aufgeſpeichert,
Was der Haufe preiſt;
Rein! geſchmückt, bereichert

Hat sie ihren Geist,
Daß er in die Pflege
Ihrer kleinen Welt
Alle Kenntniß lege,
Die das Herz erhellt.
Manche schöne Blüte
Trug ihr manches Lob;
Der bescheidnen Güte
Fällt die fremde Blüte
Prunklos aus der Hand.

Zu berühmtern Scenen
Ruft ein innres Meer,
Ein gewaltig Sehnen
Jenny's Seele fort.

Sie weiß Herrn und Damen,
Wie ſie gehn und ſtehn,
Treffend nachzuahmen:
Das muß Frankreich ſehn.
Soll ſie dieſe Gaben
Nur für Freunde haben?
Länger nicht geweilt!
Sie gehört auch Andern;
Sie muß fort, ſie eilt,
Durch die Welt zu wandern.
Wie von Thor zu Thor,
Werden ihre Reiſen
Einſt von Ohr zu Ohr
Immer wieder reiſen.
Voll iſt Jenny's Geiſt;
Schlüpfrige Geſchichten

Hat er zu berichten,
Die ein Jeder preiſt,
Als ob ſie vom Geiſt
Eingegeben wären:
Die muß Frankreich hören.
Jenny eilt, ſie reiſt.
Daß ein Fürſt ſie küßte,
Sie als Ninon pries,
Wenns die Welt doch wüßte!
Sie muß nach Paris.
Aus dem höhern Schimmer
Stieg ſie zwar herab;
Und ihr Mond nimmt immer
Mehr und mehr ſchon ab.
Eine junge Schöne
Wirbt ſie ſchlau ſich an;

Reizend lockt Helene
Junge Kenner an,
Welche Jenny dann
Leicht, mit den Gespinsten
Ihrer Lust, umwebt,
Und, mit Geistesgunsten
Zu bezaubern, strebt.
Mit geschmückter Miene
Tritt sie auf die Bühne
Einer größern Welt;
Sammelt junge Männer
Um sich her, und Kenner;
Und ihr Kreis gefällt.
Doch die Blicke fliegen
Zu Helenens Sitz.
Volle Wangen liegen

Ueber magern Witz.

„Ha! das muß empören!„
Spricht sie — „dieß Geschlecht
Soll mich nicht mehr hören!
Und das ist schon recht!
Schande, daß Helene
Mir den Sieg entreißt!
Eine stumme Schöne,
Sonder Witz und Geist!
In den bessern Zeiten
Galt noch der Verstand:
Jetzt — o Eselleien! —
Eine weiße Hand!
Dieses Weltverderben,
Woher kam es doch?
Ja, die Welt muß noch
An der Dummheit sterben!„

Edda sorgt dafür,
Daß sie nicht so sterbe;
Kein geringes Erbe
Weihte Edda ihr.
Seht! vom Geist getrieben,
Hat sie, wohl gelehrt,
Ihr ein Buch geschrieben,
Das die Zeitung ehrt.
Wie nun, im Bezirke
Von Europens Gau'n,
Ihre Weisheit wirke,
Muß sie selber schaun.
Viel zu eng' umkreiset
Sie das Schreibgemach:
Darum Edda reiset
Ihrem Buche nach.

Voller Phantaſieen,
Macht ſie froh ſich auf,
Sucht die Weiſen auf,
So die Welt erziehen.
Kennt ihr Edda's Licht?
Wie? das kennt ihr nicht?
O ihr Welterzieher!
Welch ein böſer Fluch
Ruht auf dem Beſuch,
Daß ſie immer früher
Ankommt, als ihr Buch?

Solche Wünſche haften
Nicht an Meta's Geiſt;
Ihre Seele reiſt

Durch die Wissenschaften,
Daß sie vor der Welt
Etwas Ruf erschwinge;
Und gewiß enthält
Viel gelehrte Dinge —
Wenigstens ihr Haus
Büffon und Linneen
Sprechen die Museen
Ihrer Zimmer aus.
Unter großen Todten
Wandelt Mela dort,
Wie ein kleines Wort
Unter großen Noten.
Um mit Wissenschaft
Uns zu überschimmern,
Lebt sie, kennerhaft,

In gelehrten Trümmern.
Keine Stell' ist leer,
Immer häuft sie mehr
Dürre Pflanzenblätter.
Wie mit einem Heer
Starrer Liebesgötter,
Prangt ihr Musensaal
Mit den Schmetterlingen,
Die im Wiesenthal
Ihre Hände fingen.
Scharfsinn und Natur
Ehret Mela nur.
Mit den Künsten hauset
Ihre Kennerschaft;
Und ihr Scharfsinn schmauset
Mit der Wissenschaft.

Ihre Kunſtkritiken
Sprechen meiſterhaft
Von der Götterſchaft
Siegender Antiken.
Neuern Werken fehlt,
Wie das oft ihr Tadel
Wortreich uns erzählt,
Jener Sinnesadel,
Der die Griechen hob:
Mela weiß, daß Tadel
Beſſer trift, als Lob.
Manche tiefe Kunde
Sammelte ſie, fein
Und geübt, vom Munde
Fremder Weisheit ein.
Mela, mit dem Schein,

Alles zu ermeſſen,
Was ſie nicht ermißt,
Lernet und vergißt,
Bis ſie im Vergeſſen
Virtuoſin iſt.

Ida konnt' indeſſen,
Bei dem Spiel mit ſich,
Weiter nichts vergeſſen,
Als ihr inneres Ich.
Ida war zufrieden,
Jung und ſchön zu ſeyn,
Reiz und Jugend ſchieden:
Und ſie ſteht allein.
Putz hat ſie erleſen,

Süß die Zeit' verträumt,
Und das Bücherwesen
Ganz und gar versäumt.
Doch die Mode, leider!
Hat's herbei geführt,
Daß man, wie sonst Kleider,
Bücher recensirt.
Ida lies't Journale,
Fühlt mit einem Male,
Daß sie etwas weiß.
So, voll Selbstvertrauen,
Trit sie in den Kreis
Wohlbelesner Frauen,
Spricht mit klugem Blick,
Und gelehrtem Wesen:
„Werthers Mißgeschick

Hab' auch ich geleſen;
Und, fürwahr! man muß
Ihm die Lotte gönnen;
Aber mit dem Schuß
Hätt' er warten können.«

Dieſer Erd' entrückt,
Waltet dort ein Leben,
Das auf Ida's Streben
Mit Verachtung blickt.
In des Himmels Fernen,
Der Vergötterung nah',
Unter ihren Sternen
Thront Idalia.
Darf ihr Gatte klagen,

Daß der Genius,
Bis zum Uranus,
Sie empor getragen?
Ihr Beruf iſt dort!
Soll ſie ihre Gaben
In ein Haus begraben?
Nein, ihr Geiſt muß fort!
Jupiters Trabanten
Ziehn die Forſcherin
Durch die unbekannten,
Neuen Welten hin.
Um die großen Dramen
Schweift ihr Geniesblick;
Einen Kopf, voll Namen,
Bringt ſie uns zurück.
Allen Sonnenflecken

Kam ſie auf die Spur;
Ihre eignen nur
Läßt ſie uns entdecken,
Die wir niedrig ſtehn,
Und vom Erdenthale
Hoch empor zum Strale
Dieſer Heldin ſehn.
Schauſt du in ihr Zimmer:
Alles liegt, was immer
Liegen kann und mag;
Ja, das ganze Zimmer
Iſt voll Weltentrümmer,
Wie ein jüngſter Tag.
Hier zerfallne Globen;
Finſter blickt dort oben
In das Erdenthal

Eine Sonn' im Staube,
Und an ihrem Stral
Hängt die Morgenhaube.
Alles liegt verwirrt,
Wie verrückte Sinne,
Wo dann ihre Minne,
Wie ein Irrstern, irrt.

Cora läßt die Globen
Und die Welt dort oben
Ungestört und frei
All' ihr Wesen treiben;
Ihre Wünsche bleiben
Dieser Erde treu.
Ihre Himmelsferne

Zieht am Thron hinauf;
Cora sucht die Sterne
Nur im Vorsaal auf.
In die Kabinetter,
In die Zänkereien
Unsrer Erdengötter
Dringt ihr Blick hinein.
Kleiner, oder größer
Sey das Fürstenhaus,
Alle forscht sie aus;
Alle kennt sie besser,
Als ihr eignes Haus.
Sie umschauet lüstern
Den besternten Mann;
Selig ist sie dann,
Wenn sie mit Ministern

Und Gesandten flüstern,
Oder streiten kann.
Große Plane reifen;
In das Länderspiel
Mit hinein zu greifen,
Ist ihr höchstes Ziel.
Koß' es, was es wolle:
Einer großen Rolle
Will sich Cora weihn;
Und die Jugendblüte
Ihrer Hypolite
Muß das Opfer seyn. —
Cora, sieh! ein Engel,
Rein und schön, wie Licht,
Blickt aus dem Gesicht!
Brich vom zarten Stengel

Dieſe Lüge nicht! —
Aber nein! es gelte!
Die Verbrecherin
Wirft die Tochter hin,
Weiht mit grauſer Kälte
Sie zur Buhlerin!
Reizend, zum Entzücken,
Wird ſie ausgeziert,
Und des Fürſten Blicken
Liſtig zugeführt.
Hypolit' erſcheinet
In der Opferpracht;
Ihre Wange lacht,
Und die Seele weinet
Hypolite nähret
Süße Morgenträume;

Aber ach! im Keime
Werden sie zerstö.
Mit unwölkten Mienen,
Wirft sie einen Blick
Rührend nach Alzinen,
Den sie liebt, zurück.
Ihren Reitz erhöhte
Dieser stille Schmerz.
Warm, wie Morgenröthe,
Traf ihr Strat das Herz,
Das sie fesseln sollte.
Die Bewunderung,
Die der Fürst ihr zollte,
Ward zur Huldigung.
Sie durchschwebt, wie leichte,
Linde Luft, den Schwarm;

Und beim Weggehn reichte
Ihr der Fürſt den Arm.
Nur zu ihr gewendet,
Nur von ihr gerührt — —
Kurz, das Opfer endet;
Cora triumphirt!
Hoffnungvoll betrachtet
Sie den Opferherd.
Tief iſt ſie verachtet,
Aber hochgeehrt. —

Weg aus dieſer Sphäre!
Wende deinen Blick
Zürnend weg! und kehre
Zu dir ſelbſt zurück!

Einen Mädchenſchleier
Webt die Einſamkeit
Um die höchſte Feier
Deiner goldnen Zeit.
Dein Gefühl ſey Zeuge!
In dem ſüßen Wehn
Deiner Morgenröthe
Wird ein Engel gehn.
Mögſt du nie verſcherzen
Deinen beßren Theil!
O, in Frauenherzen
Liegt ein großes Heil!
Jede ſüße Roſe
Fiel aus Gottes Hand,
Als ein Unterpfand
Sanfter Erdenloſe,

In des Weibes Hand.
Aber nicht vergebens
Steht, verhüllt und klug,
An der Thür des Lebens
Horchend der Betrug.
Seine böse Stille
Horcht auf unser Herz,
Schmeichelt jeder Grille,
Und verführt zum Schmerz.
Unter mancher Wendung
Lockt er schlau uns an;
Bei der Selbstverblendung
Fängt er uns: und dann
Dann wir nicht geringen
Stolz auf manchen Werth,
Der doch blos den Dingen

Außer uns gehört.
Lina, dunkle Hände
Oeden deinen Pfad,
Wenn die Sonnenwende
Deiner Tage naht.
Weiſ' und Thoren zählen
Ihren Glanz zurück
An ein kurzes Glück,
Das, mit ſeinen Strahlen,
Höchſtens bis zum Hain
Der Cypreſſe leitet.
Durch den Hain begleitet
Uns das Herz allein.
Deinen Blicken ſchwebe
Holdy's Unſchuld vor;
Und Melida hebe
Einſt dein Herz empor!

Ihrem ſanften Bilde
Flog' Idolen zu!
Thätigkeit und Ruh,
Kraft und weiche Milde,
Lina, findeſt du
In Idolens Bilde,
Gleich dem Farbenſpiel
Einer ſchönen Blume,
Die, am höhern Ziel,
Aus dem Heiligthume
Gottes niederfiel.
Trit aus deiner Ferne!
Schau in dieß Geſicht! —
Wie das ſanfte Licht
Schöner Abendſterne,
Leuchtet jede Spur

Ihrer innern Klarheit;
All ihr Thun ist Wahrheit,
Wahr, wie die Natur.
Wer in diese blauen
Pallas-Augen schaut,
Der sieht Himmelsauen,
Glänzend überthaut.
Liebeselig waltet
Dort Urania,
Himmlischer gestaltet,
Als sie Platon sah.
Um ihr Seyn und Streben
Schwebet Phantasie,
Wie ein sanftes Leben,
Wie die Melodie
Einer Philomele

Im Orangenhain,
Denn in ihre Seele
Zogen Engel ein.
Engel: Huld und Liebe,
Führten einer Ruh
Die versöhnten Triebe
Ihres Herzens zu.
Doch ihr Geist ist helle,
Klare Silberfluth;
Oben spielt die Welle,
Selig aber ruht,
Tief im Schooß der Fülle,
Seelenvolle Stille,
Fest, wie Göttermuth.
Alles ist Erhebung,
Ist ein Himmelsflug,

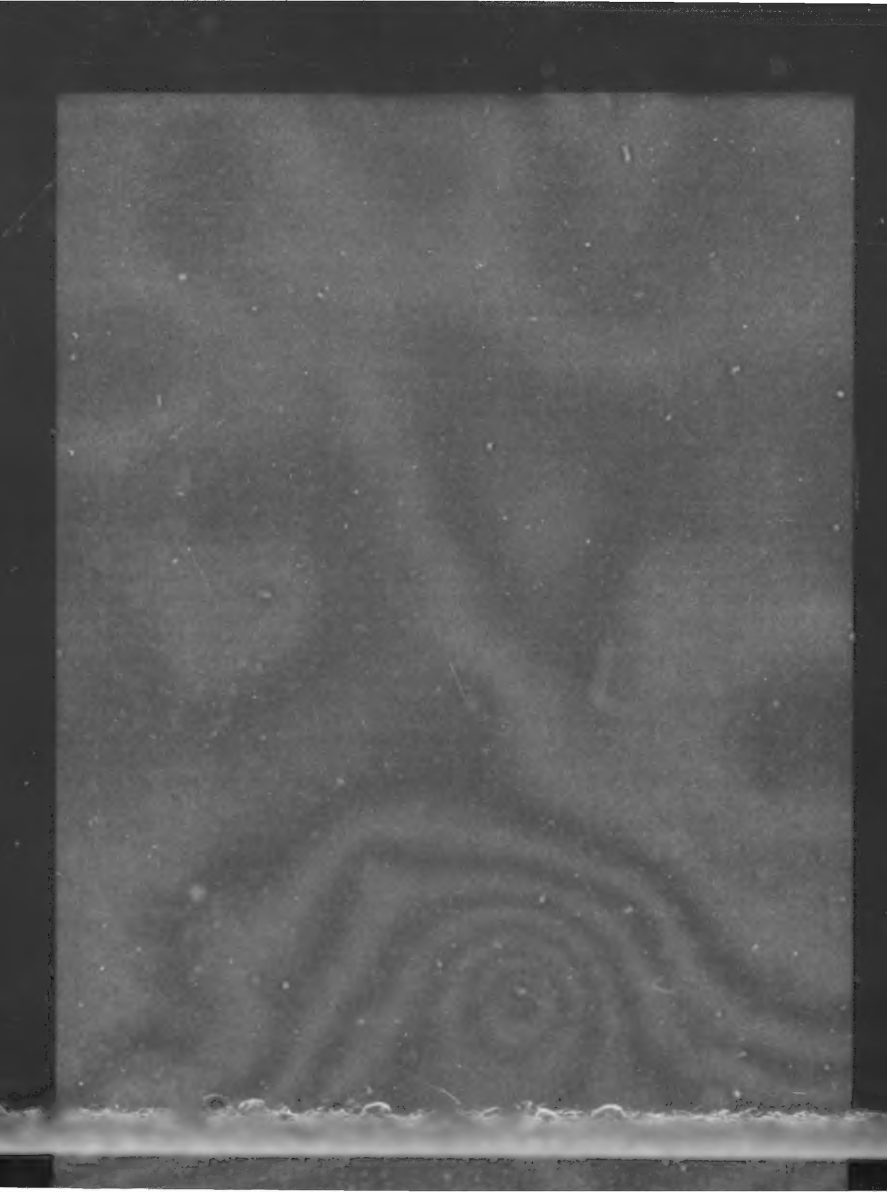
Welcher, mit Ergebung,
Harte Tage trug.
Alles führt dem Stempel
Tiefer Innigkeit.
Liebe, die zum Tempel
Ihre Seele weiht,
Hat aus Agamippen
Manchen ſüßen Laut
Auf Idolens Lippen
Duftig hingethaut.
Hat ſie eine Feindin:
Wer kann ſo verzeihn?
Und wie kann ſie Freundin
Ihrer Freunde ſeyn!
Gegen ſich nur ſtrenge,
Deckt ihr Ton der Ruh

Sanft, wie Friedensklänge,
Fremde Fehle zu.
Aber Strahlen glänzen,
Wie Verklärungslichte,
Um ihr Huldgeſicht,
Wenn an fremden Kränzen
Ihre Freude flicht.
Und woher der Adel,
Der ſo hoch ſie ehrt? —
Weil ſie gern den Tadel,
Scheu den Beifall hört.
All' die ſanfte Stille
Dieſer Seelenfülle
Flößt ſie, zart und rein,
Jungen Seelen ein.
Welche Kronen wollen

Wir Idolen weihn?
Roſ und Epheu ſollen
Ihr geheiligt ſeyn! —

Laß die Danaiden,
Wo der Zeitſtrom ſauſt,
Sich umſonſt ermüden!
In Idolens Frieden
Spricht ein ſtiller Geiſt
Die geweihten Worte:
„Lebenswahrheit ſteht,
Wenn der Trug verweht;
Wahrheit iſt die Pforte,
Die zum Himmel geht.„

Bayerische Staatsbibliothek München



Aennchen und Robert,

oder

der singende Baum,

von

C. A. TIEDGE.

Halle,

in der Rengerschen Buchhandlung. 1815.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Dem

wackern Tyroler,

Herrn Dr. Jung,

in Prag,

widmet

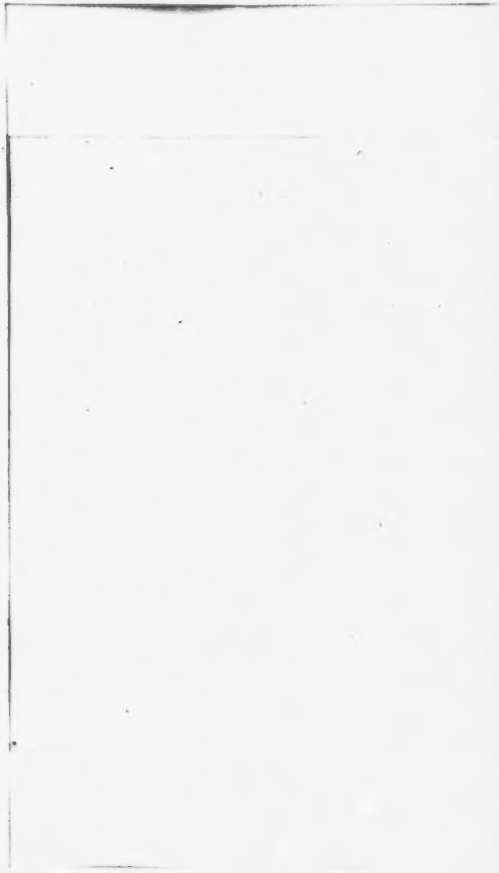
diese Lieder

der Verfasser.

Aennchen und Robert

oder

der ſingende Baum.



Die Veränderung.

Robert.

Die Winde kommen und verwehn;
Viel ändert ſich, man weiß nicht wie?
Entfernt von Aennchen, hatt' ich ſie
Seit Jahren nicht wieder geſehn.

Ein Baum entwächſt dem kleinen Kern:
So wuchs dann auch, im Zeitenlauf,
Zum ſchönſten Mägdlein Aennchen auf;
Ein Herzlein, man ſieht es nur gern!

4

Ich wiegte sie so lieb und treu,
Da sie noch Kind war, auf dem Schooß;
Auf einmal ist sie schön und groß,
Das macht mich so wunderbar scheu.

Wie hab' ich sonst ihr zugelacht,
Und spielend mich mit ihr ergötzt!
Und nun — ich weiß es nicht, was jetzt
So blöde mich gegen sie macht.

Sie ist so lieblich und so fein,
Und doch verwirrt mich ihr Gesicht! —
Zum Jungfraunknechte taug' ich nicht!
Ich wollte, sie wäre noch klein!

Sehnsucht.

Aennchen.

Schon keimt der Grashalm zart und grün
Auf meiner Mutter Grabe.
Wem bring' ich, wenn die Veilchen blühn,
Nun meine Opfergabe?
Du, gute Mutter, bist mir fern!
Am Himmel such' ich deinen Stern.

Der Weg zu dir ist noch so lang!
Wohin soll ich mich wenden?

Wie soll ich meinen Lebensgang
Ach, ohne dich vollenden?
Wer ruft fortan mir freundlich zu?
Und ach, wer liebt mich so, wie du?

Erschein' im Traume meinem Schmerz,
Wie tröstendes Erbarmen!
Wohl arm ist ein verwaistes Herz!
Ach! alles fehlt dem Armen —
Und ob er tausend Freuden zählt —
Wenn ihm ein Arm der Liebe fehlt.

Die höchste Lust.

Robert.

Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!
Ich lasse mein Feuerrohr blitzen:
Die Beute erliegt, wo es knallt.
Tyroler sind mächtige Schützen.
Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!

Die herrlichste Lust ist die Jagd!
Ich mag nicht den Weichlingen gleichen,
Die schattig, wie Geister der Nacht,

Die Fenster der Mädchen umschleichen!
Die herrlichste Lust ist die Jagd!

Und Freiheit ist Jägers Gebühr!
Er läßt sich, wie Vöglein, nicht fangen,
Feins Liebchen, ich danke dafür!
Mich locken nicht reizende Wangen,
Die Freiheit ist Jägers Gebühr!

Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!
Da hätte sie weniger Plagen:
Dann gälte nur Kraft, nicht Gewalt,
Und überall könnte man jagen.
Ich wollte, die Welt wär' ein Wald!

Der Traum.

Aennchen.

Es war in tiefer Mitternacht,
Wo nur das Reich der Todten wacht
Und alles Leben ruht:
Da träumt' ich, daß ich wunderſam
In eine fremde Gegend kam:
Da wurde mir bange, da ſank mein Muth.

Durch dieſe Gegend ſollt' ich ziehn;
Ich wollt', und konnte nicht entfliehn:

Da war's, wie eine Hand,
Die sich aus Wolken sehen ließ,
Und hin nach einem Jüngling wies,
Der tief in der Ferne dort einsam stand.

Der hohe Jüngling, schlank und fein,
War wie die Königstann' im Hain,
Und trug ein grün Gewand;
Nun sah der fremde junge Mann
Mit einem solchen Blick mich an,
Vor welchem die Kälte der Furcht verschwand.

Da wurde mir so wunderbar;
Es war, ich weiß nicht, wie es war,

Daß ich mich ſelbſt verlor.
Und plötzlich, eh' ich mich beſann,
So ſtand vor mir der junge Mann.
Wie Wellenſchlag zuckte mein Herz empor.

Nun führte mich der Jüngling fort
An einen wunderbaren Ort,
Zu einem ſchönen Baum,
Der fort und fort, wie Saitenklang:
„Ich bin der Baum der Liebe" ſang.
O ſage, wer deutet mir dieſen Traum?

Ich kann ja mit geſchärftem Sinn,
Was eine Traumauslegerin

Mir ſagte, nicht verſtehn.
Sie ſprach: „Es wird ein Bäumchen blühn,
Ein Myrtenbäumchen, friſch und grün,
Und dann — was geſchehn ſoll, das wird geſchehn.—“

Es kann wol, bild' ich oft mir ein,
Der Mann im Traum mein Bruder ſeyn:
Dann wieder glaub' ichs kaum.
Sey, wie es ſey: ich ſuche nur
In Flur und Hain, und Hain und Flur,
Ich ſuche den ſingenden, ſchönen Baum.

Robert.

Mein freies Herz war nie gefangen;
Ich ſprang über alles, wie Gemſen, dahin.
Nun kommt das Aennchen dort gegangen,
Und raubt mir auf einmal den flüchtigen Sinn!

Auf lockerm Stege ſchwankt' und ſchwebte
Das liebliche Mädchen hin über den Bach;
Ich weiß nicht, was in mir ſo ſtrebte,
Als wollt' es ihr helfen, als wollt' es ihr nach.

Sie ſah ſich um: ich war wie trunken,
Ihr Auge, ſo freundlich, ein ſanftes Geſtirn:
Doch warf es einen heißen Funken,
Der flog mir, ich glaube, gerad' ins Gehirn.

Vor Jahren noch ein kleines Weſen,
Und nun eine Jungfrau, ſo ſtattlich und fein!
Sie könnt' ein Fürſt zur Braut erleſen;
Doch warlich, ich wollte, ſie wäre noch klein!

So könnt' ich freier mich gebehrden,
Und unverwehrt anſchaun ihr kleines Geſicht.
Was ſoll noch aus dem allen werden,
Was, gleich einem Garne, mein Weſen umflicht?

15

Und berg' ichs auch in Wort' und Thaten,
Im Seufzer, der heimlich den Lippen entfließt:
Ein brennend Haus wird ſich verrathen,
Und wenn man auch Thüren und Fenſter verſchließt.

Der Mann im Traum.

Aennchen.

Der Mann, der mir im Traum erschien,
Mit hellen Augen sah ich ihn
Jenseit dem Bache gehn;
Und ob ich auch wol irren kann:
Ich irre nicht, es war der Mann,
So hab' ich ihn im Traum gesehn.

So mit dem vollen Lockenhaar,
Mit solchen Augen, groß und klar,

Er wars an Wuchs und Gang.
Auch sagte mirs ein Herzgefühl,
Das, wie im Traum dort, heiß und kühl,
Mir durch das innre Leben drang.

Er trat daher, so schlank und fein,
Wie eine Königstann' im Hain;
Nur sein Gewand war blau,
Und dort im Traume sah ich ihn
Im grünen Kleide, wie es schien —
Wer sieht im Traume so genau?

Der verstörte Geist.

Robert.

Was fragt ihr mich um mein Beginnen?
Weiß selbst dazu noch keinen Reim;
Ich kann mich kaum auf mich besinnen,
Und bin so mitten in mir nicht heim.

Nur einen Weg noch kann ich finden;
Es ist und treibt in mir ein Geist,
Der immer spricht: „Dort bei den Linden,
Da wohnt ein Mädchen, das Aennchen heißt."

Die Blumenweihe.

Aennchen.

Blumen! nicht für Spiel und Tanz
Bricht die Hand euch ab;
Füget euch zum Trauerkranz,
Für ein heilig Grab!

Meine Mutter reicht nicht mehr
Mir die liebe Hand;
Jede Stell' iſt nun ſo leer,
Wo ſie ging und ſtand!

Immer konnt' ich ihr vertraun;
Und sie wird auch dort
Aus dem Himmel auf mich schaun,
Das versprach ihr Wort.

Wenn ein Lüftchen mich umkreist,
Wo mirs einsam ist:
O dann fühl' ich, daß ihr Geist
Mir die Wange küßt.

Nein, sie wendete nicht ganz
Sich von Aennchen ab!
Füget, Blumen, euch zum Kranz,
Für ihr heiliz Grab!

Die neue Heilige.

Robert.

Ich sah sie einsam im Garten gehn!
Wer Aennchen einmal sieht,
Der bleibt schon länger und länger stehn.
Ich sah sie hin durch die Blumen gehn;
Sie sang ein schönes Lied.

Als hell ihr Lied durch die Zweige klang:
Was süßres hört' ich nie,
Als ihren lieblichen Preisgesang!

Ich selbst, ich wurde zum Wiederklang
Von ihrer Melodie.

Sie war so heilig dort anzuschaun,
Und lieblich, wie ein Kind!
Nun sind mir lieber die heilgen Fraun,
Als mir, so sehr sie mich auch erbaun,
Die heilgen Männer sind.

Ich seh' der himmlischen Jungfrau Bild;
Die Heilge wirds verzeihn!
Ihr Auge seh' ich so klar und mild,
Aus dem ein Himmel voll Liebe quillt;
Und Aennchen fällt mir ein.

Dabei iſt Aennchen ſo mädchenhaft,
Wie eine Schäferin.
O ſchafft die Holde mir, oder ſchafft
Ihr Bild, ſo fromm und ſo mädchenhaft,
Hinweg aus meinem Sinn!

Die Ueberraschung.

Aennchen.

Die Kräuter und die Blumen harrten
Des kühlenden Quells, und ich ging,
Zu tränken meinen lieben Garten,
Der blühend und froh mich empfing.

Es war schon abendlich Gedämmer:
Da kam ich zum Garten, und sang,
Ich sang ein frommes Lied, das frömmer
Noch nie meinem Busen entklang.

Als wär' ein Engel mir zur Seite.
So leuchtete röthlicher Glanz
Die frischen Blumen an, und weihte
Die schönsten zum heiligen Kranz.

Nun sah ich einen Jüngling kommen;
Da bog ich mich hinter den Zaun.
Doch hatt' er mich schon wahrgenommen,
Und eilte, mich näher zu schaun.

Er kam und ging, und blieb doch immer
Da draußen am Gartenhag stehn.
Er trieb es recht, als wollt' er nimmer
Und nie von der Stelle mehr gehn.

Ganz konnte mich das Laub nicht decken;
Es rauscht', und verrieth meine Spur.
Ich wollte tiefer mich verstecken,
Und machte mich sichtbarer nur.

Doch blickt' ich nicht zu ihm hinüber,
Blieb still an dem Gartenhag stehn;
Er aber sah nach mir herüber,
Das hab' ich ganz deutlich gesehn.

Das Zauberweſen.

Robert.

Ihr kennt wohl noch den wilden Jäger,
Der Gemſenſpur verfehlt' er nicht;
Nun ſteht ihm immer vor den Augen
Ein gar zu liebliches Geſicht.
Solch Weſen mag viel ſchönes taugen,
Zu einem Jäger taugt es nicht.

Es iſt ein ungeſtümes Weſen,
Es drängt und treibt, und raſtet nicht;
Wo ſoll es mit ſich ſelber bleiben,
Wenns überall an Ruh gebricht?
Es mag zu vielen Dingen treiben,
Allein zur Ruhe bringt es nicht.

Iſt wandelbar, wie Frühjahrs Wetter:
Bald möcht' es, tief und ſchwer gedrückt,
An ſich und allem Heil verzagen;
Bald iſt es allem Gram entrückt,
Und fähig, Berge wegzutragen,
Und hoch und himmelhoch entzückt.

Wie sichs begab mit diesem Wesen,
Mit seinen stillen Zauberein
Und allen seinen Wunderwerken:
Ich weiß es nicht, bei Ja und Nein!
Doch weil es da ist, wie wir merken,
So muß es wol gekommen seyn.

Opfer am Grabe.

Aennchen.

Weiht, Blumen, eure Düfte!
Wie heilig iſt die Luft
Im Raum der ſtillen Grüfte!
Hier iſt auch deine Gruft,
Du Heilige da droben!
Dein Kind beſucht dein Grab;
O ſende Heil von oben
Und Ruh auf mich herab!

Die Trauermänner haben
Dich hier im Todtenhain

So tief, so tief begraben,
Und ich bin nun allein,
Kann nichts mehr dir vergüten,
Kann nicht mehr dich erfreun,
Kann nur die Handvoll Blüten
Auf deinen Hügel streun.

Nimm, was ich kann — ich pflanze,
Zu einem Denkmal dir
Und mir zum Ehrenkranze,
Dies junge Zweiglein hier,
Das ich so gern erzöge,
Ein Zeichen mir zu seyn.

Ja, thu' ich recht: so möge
Der zarte Sproß gedeihn.

Fromm will ich seyn und weise;
Und wenn ich Unrecht thu,
So flüstre du mir leise
In diesen Blättern zu,
Und sey mir, bis ich komme
In deine schönre Welt,
Sey mir, du heilge Fromme,
Ein Engel, der mich hält!

Das Zauberſpiel.

Robert.

Ich weiß, ich weiß, was ich geſehen habe,
Was einen neuen Sinn mir gab:
Schön Aennchen ſtand an ihrer Mutter Grabe,
Und ſtreute Blumen auf das Grab.

Nie hat mit mir ſich ſo etwas begeben!
Es war um mich, wie Himmelreich;
Nur konnt' ich kaum zu ihr den Blick erheben,
Ich ſcheut' und freute mich zugleich.

Sie sang! und wie, wie hat mich das durchdrungen!
Ein heilger Engel schien sie mir.
Ach! hätt' ihr Lied so heilig nicht geklungen:
Ich wäre hingeeilt zu ihr.

Ich durfte nicht das fromme Mädchen stören;
Doch trieb ein ungestümer Sinn,
Der wollte nicht, und wollte gar nicht hören,
Er wollte nur zu Aennchen hin.

Der jagte heiß, durch rasche Doppelschläge,
Das Blut mir alles ins Gesicht,
Und brachte mich ganz ab von meinem Wege;
Wohin ich wollte, kam ich nicht.

Er ließ mich nicht aus seinem Zauberkreise,
Und trieb mich fort, Wald ein Wald aus.
Ich kam zuletzt, weiß nicht auf welche Weise,
Von ohngefähr an Aennchens Haus.

Da hielt michs fest; ich stand, und harrt' und harrte,
Und wußte kaum, was ich begann.
Ich ging, und kam nicht von der Stell', und starrte
Das kleine Hüttenfenster an.

Mit einem Wort: ich konnte nicht vorüber;
Ich glaub', ich stände jetzt noch dort:
Da gingen mir die Augen endlich über!
Nun schlich der arme Robert fort.

Das Traumbild.

Aennchen.

Mir iſt etwas, ich weiß nicht, was,
Das geht bald heller und bald trüber
An meinem ſtillen Sinn vorüber,
Und meine Augen werden naß.

Ich bin nicht mehr ſo aufgeräumt.
Ein Nachtbild kann ich nie vergeſſen;
So feſt hat keines noch geſeſſen,
Von allen, die ich je geträumt.

Ich werde noch zur Träumerin,
Vergesse meine liebsten Lieder!
Noch gestern fuhr das Traumbild wieder
Recht wunderbar durch meinen Sinn.

Da kam ein Wesen aus dem Wald
Im grauen Zwielicht der Gespenster;
Es wankt' umher vor meinem Fenster,
Wie eine männliche Gestalt.

Dort schien es nun, ohn' Unterlaß,
Nach meinem Fenster aufzuschauen;
Mir war — halb war es Furcht und Grauen,
Und halb — ich weiß es selbst nicht, was?

Ich weiß nur, wie es drückt und preßt,
Daß heiße Thränen mir entquillen;
Und dennoch hält man, wider Willen,
Ein solches Ungethüm so fest!

Das verfehlte Wort.

Robert.

Sie ging zum Sonntagstanze!
Schon klang Muſikgetön!
Und ſie, im grünen Kranze,
Sie war ſo wunderſchön!

Heut, dacht' ich, kannſt du's wagen!
Du kannſt ja mit ihr gehn,
Ihr dies und jenes ſagen,
Und ihr dein Herz geſtehn.

Ich ging ihr nach: ſie eilte
Dahin am Lerchenhain;
Und wo der Weg ſich theilte,
Da holt' ich ſie erſt ein.

Sie fragte, was ich wollte;
Und ach, ich wußte nicht,
Was ich ihr ſagen ſollte!
Mir brannte das Geſicht.

Und was ich endlich ſagte —
Mir war nicht wohl dabei —
Ich ſagte nichts, und fragte,
Ob heute Sonntag ſey?

Ihr färbten ſich die Wangen;
Kaum wagt' ich aufzuſehn:
So blieb ich, ganz befangen,
Vor ihren Blicken ſtehn.

Die hätt' ich fliehen mögen;
Denn trieben ſie mir nicht,
Als ob ſie Waſſer zögen,
Die Thränen ins Geſicht?

Kaum hört' ich, was ich hörte.
Nein! Robert hat kein Glück!
Ich nahm mein Herz, und kehrte
Beſchämt und ſtill zurück.

Was ich ihr ſagen wollte,
War wohl ein ſchönes Wort;
Und als es gelten ſollte,
Da wars auf einmal fort.

Wenn das ſo mit mir bliebe:
Dann würd' ich noch zum Tropf.
Ach, glaubt es nur! die Liebe
Verwirrt den klügſten Kopf.

Der verfehlte Tanz.

Aennchen.

Nein, gestern wars nicht zu bestehn!
Es dünkte mich, wie eine Bürde!
Nun fiel mir ein, zum Tanz zu gehn,
Ob da vielleicht mir besser würde?
So nahm ich meinen grünen Kranz,
Und schmückte mich, und ging zum Tanz.

Nun wars am Lerchenhaine da,
Als hätt' ich einen Ruf vernommen;

Ich ſah mich eilig um, und ſah
Von fern den Jüngling wieder kommen,
Der jüngſt, als wär' er feſtgebannt,
An meinem Gartenzaune ſtand.

Ich weiß es nicht, was mich benahm,
Und wie der Weg ſich zog und drehte,
Daß ich nicht eben weiter kam.
Da dacht' ich nun, was ich wohl thäte?
Stand da, beſann mich; aber nein!
Mir fiel durchaus nichts Kluges ein.

Und zu dem allen war nun noch
Mein lilienweißes Tuch verſchwunden,

Und wiederſuchen mußt' ichs doch!
Ich hatte kaum das Tuch gefunden:
So blickt' ich auf, und was geſchah?
Auf einmal ſtand mein Jüngling da!

Es war, als hätt' er mancherlei
Auf ſeinem Herzen mir zu ſagen,
Und fragte nur, ob Sonntag ſey?
Ach! konnt' er denn nichts anders fragen?
Viel beßre Fragen giebts ja doch!
„Bin Robert," ſagt er endlich noch.

Ich ſtand und ſchwieg, und er war ſtumm!
Wir ſahn nun Beide vor uns nieder.

Am Ende kehrt' er plötzlich um;
Mich aber trieb es hin und wieder,
Bis zu der Zeit des Abendlichts,
Und aus dem Tanze wurde nichts.

Der Liebesplan.

Robert.

Ich weiß, ich bin kein dummer Tropf,
Weiß wohl ein kluges Wort zu sagen;
Bei Aennchen will das Herz verzagen,
Und ist, als fehlte mir der Kopf.

Wenns dunkelt, irr' ich um ihr Haus,
Ich schleich' ihr nach auf allen Wegen;
Und kommt sie plötzlich mir entgegen:
So weich' ich, wie geschreckt, ihr aus.

Auch kann ich stundenlang da stehn,
So mein und aller Welt vergessen,
Und auf den Raum, wo sie gesessen;
Mit unverwandten Augen sehn.

Mich mahnt ein jedes Band an Sie!
Wo schaut' ich je nach Mädchenbändern?
So kann sich Menschensinn verändern! —
Wers nicht erfuhr, der glaubt es nie!

Was fang' ich an? Was soll ich thun,
Mein plagendes Geschick zu wenden?
Es muß das Ding sich einmal enden,
Ich will, ich mag nicht eher ruhn!

49

Noch ein Mal will ich Aennchen ſehn;
Ich will ein zierlich Wort erſinnen.
Verſtummet dann auch mein Beginnen:
Dann wird, ich weiß nicht was, geſchehn!

Das Lied von den Elfen.

Aennchen im Walde.

Was treiben die Elfen in graulicher Nacht?
Sind nächtliche Geister,
Und mächtig ihr Meister.
Ihr rosigen Mägdelein, nehmt euch in Acht!

Es tanzen die Elfen den luftigen Reihn.
In fliegender Eile,
Bei nächtlicher Weile,
Da regt und bewegt sich's im flimmernden Schein!

Das Mondlicht umflimmert den nächtlichen Reihn.

Es locken die Klänge
Der Zaubergesänge;
Sie dringen ins innerste Leben hinein.

Wie schwanket der Nasen in blaulichem Schein!
Wie leuchten die Kränze
Der schwebenden Tänze
Durch fließende Nebel im mondlichen Schein!

Es zittert der Mond, der den Nasen bescheint.
Was zogen, was fingen
Die zaubrischen Schlingen?
Nun sucht eine Mutter die Tochter, und weint!

Das treiben die Elfen in graulicher Nacht!
Sind nächtliche Geister
Und mächtig ihr Meister.
Drum, roſige Mägdelein, nehmt euch in Acht!

Wechselgesang.

Aennchen und Robert.

Robert.

Wer läßt hier so lieblich, wer läßt so allein
Entzückende Lieder ertönen?
Ich muß mit dem feinesten Laub' in dem Hain,
Mit Blumen die Sängerin krönen.

Aennchen.

O, laß mich allein hier! ich bin nicht allein
Mit meinen geselligen Tönen.

Robert.

Es hallen so reizend im luftigen Hain
Die Töne der Sängerin wieder!
O laß mich die Stimme des Wiederhalls seyn,
Du Sängerin lieblicher Lieder!

Aennchen.

Das freundliche Echo im schallenden Hain
Begleitet den Ton meiner Lieder.

Robert.

Horch auf, wie beseelt sich, im Wechselgesang,
Zwei Nachtigallstimmen umschweben!

Zwei Stimmen erſt machen den volleren Klang,
Zwei Seelen das vollere Leben.

Aennchen.

Wohl lieblich iſts, wenn ſich, im Wechſelgeſang,
Zwei Nachtigallſtimmen umſchweben.

Nachruf.

Robert.

Fort iſt Aennchen! hin, dahin!
Meinen ganzen Lebenſinn,
Alle Luſt am ſüßen Leben
Hat die Holde mitgenommen;
Aber ſie wird wiedergeben,
Was ſie nahm, und wiederkommen,
Wie ein tröſtendes Geſchick:
Das verhieß ihr letzter Blick.

Schön, wie Morgensonnenschein,
Trat sie in den dunkeln Hain;
Süßre Liebestöne sangen
Die betroffnen Philomelen,
Und die Morgenlüfte klangen,
Und die Blumen hatten Seelen,
Hatten, nur von ihr entzückt,
Nur für Aennchen sich geschmückt.

Fern ist sie! Der Hain ist leer,
Und er freuet sich nicht mehr
Seiner schönen Frühlingstage,
Freuet sich nicht mehr, mit Kränzen,

Wie zu einem Brautgelage,
Feierlich hervorzuglänzen;
Und das Bächlein murmelt nur
Leis' und traurig durch die Flur.

Aennchen iſt dahin, dahin!
Meinen ganzen Lebenssinn,
Alle ſüße Luſt am Leben
Hat die Holde mitgenommen;
Aber ſie wird wiedergeben,
Was ſie nahm, und wiederkommen.
O, dann wirds im dunkeln Hain
Wieder ſchön und feſtlich ſeyn!

Rückblick.

Aennchen.

Im Buchenhaine durft' ich hoffen,
Allein zu seyn — und was geschah?
Ich wurde, weiß nicht wie, betroffen,
Als ich den Jäger Robert sah.

Die Wangen, welche Feuer fingen,
Verriethen mich zu offenbar;
Da fing ich an, ein Lied zu singen,
Um zu verbergen, wie mir war.

Doch innen wogt' es auf und nieder:
Er, wie ein holder Wiederklang,
Er stimmte ein in meine Lieder,
Und fein und schön war, was er sang.

Ich fürchtete, das Lied zu enden.
Es war, als ob im Zauberring
Mich wunderbare Mächte bänden;
Doch endlich faßt' ich mich, und ging.

Nun wollt' ich sehn noch, ob er bliebe;
Ich wußte selbst nicht recht, warum?
Doch wars, als ob mich etwas triebe,
Mich umzusehn; ich sah mich um.

Seitdem nun blieb sein Bildniß immer
Vor meinem Seelenauge stehn.
O glaubet mir es: nichts ist schlimmer,
Als auf der Flucht sich umzusehn.

Das bejahende Nein.

Robert.

Mir iſt etwas Liebes und Holdes geſchehn:
Ich habe ſchön Aennchen im Walde geſehn!
Sie trug wohl ein Kränzlein im ringelnden Haar,
War lieblich und hold, wie ſie nimmer noch war.

Es neigten die Blumen ſich, wo ſie erſchien,
Ich wollte mich nahen, und wollt' auch entfliehn;
Doch hielt ich mich noch, da beſann ſich mein Muth:
Ich wagte mich näher; das, denk' ich, war gut.

Wohl hatt' ich erſonnen ein zierliches Wort,
Das trug ich ihr nach in den Buchenhain dort;
Sie ſang, und ich rief durch den ſchallenden Hain:
„O, laß mich die Stimme des Wiederhalls ſeyn.“

„Nein!“ ſagte die Sängerin, als ſie mich ſah;
Das freundliche Nein aber klang, wie ein Ja!
O, glaubt mir, es kann nichts entzückender ſeyn,
Nichts holder, als ſolch ein bejahendes Nein!

Beſchreiben und ſagen zwar läßt es ſich nicht,
Ich müßt' euch denn zeigen ihr ganzes Geſicht,
Die Stirn und das Auge, ſo mild und ſo hold!
Ich gäbe den Blick nicht um Kronen von Gold!

Sie wollte verbergen den Blick in dem Hut;
Da flog er vorbei, und das, denk' ich, war gut.
Ich trag' ihn nur immer im Herzen umher,
Und wenn ich nicht froh bin, erheitert mich er.

Er gab mir, was nichts auf der Erde mehr giebt;
Er sagt mir, daß Aennchen, schön Aennchen mich liebt!
Er ist mir ein freundlicher Stern in der Nacht;
Er ist es, der mit mir entschläft und erwacht.

Das widerſpänſtige Bild.

Aennchen.

Es iſt, als wäre mir zugebannt!
Kein Mittel will dagegen langen!
Der Robert ſteht vor meinen Augen,
Wo ſonſt allein die Mutter ſtand.

Und kannſt du, Heilge, das Geſicht
Nicht neben deinem Bilde dulden:
So rette mich von dem Verſchulden,
Und ſchaff es fort! ich kann es nicht!

Liederspiel.

Zwei Stimmen.

Lyda und Minia.

Was hat sich mit Aennchen begeben?
Sie schleichet der Dunkelheit nach,
Als wollte sie Geister beschwören.
Dann will sie die Nachtigall hören,
Und schauet hinab in den Bach.
Und seltsam ist, was sie beginnet;
Sie sieht nicht, sie hört nicht, und sinnet;
Wenn Andere schlummern, ist Aennchen noch wach.

Lyda.

Die was Liebes und Holdes im Herzen bewahrt,
Der fehlt es am Sinn des Geſichts:
Sie ſucht an allen Wänden
Den Hut in ihren Händen;
Sie blickt umher, und erblickt doch nichts.

Minia.

Die was Liebes und Holdes im Herzen bewahrt,
Die hört nicht, was draußen ſich regt,
Wenn hell in Frühlingstagen
Die Nachtigallen ſchlagen;
Sie hört allein, was im Buſen ſchlägt.

Lyda.

Die was Liebes und Holdes im Herzen bewahrt,

Ihr schließet kein Schlummer den Blick;
Nur einzig der Erkorne,
Der bringet das Verlorne,
Bringt Schlaf und Hören und Sehn zurück.

Minia und Lyda.

Was Liebes trägt Aennchen im Busen:
Drum schleicht sie der Dunkelheit nach,
Als wollte sie Geister beschwören;
Drum schaut sie bei Nachtigallchören
Hinab in den rauschenden Bach.
Und was auch nun Aennchen beginnet,
Sie sieht nicht, sie hört nicht, sie sinnet,
Und ist um die Schlummerzeit immer noch wach.

Die Liebe im Herzen.

Aennchen.

Wohl trag' ich was Liebes im Herzen:
Da sitzt es, wie Vöglein im Nest,
Da hüpft es auf und nieder,
Da hat es sein ewiges Fest,
Und meine liebsten Lieder
Entflattern all' aus diesem Nest.

Man muß wohl den Gast schon behalten,
Wenn man ihn vertreiben nicht kann!
Wie tief solch Wesen nistet,
Wenns einmal zu wohnen begann,
Und wie es überlistet,
Sagt Jedem sein Geschichtlein an.

Zwei Stimmen.

Minia und Lida.

So singe dann, so sage dann
Ein Jedes sein Geschichtlein an!

Der aufgefangene Blick.

Aennchen.

„Kind, laß dich nicht den eitlen Sinn betrügen!
Die Ruhe gilt es: ich sage es dir!
Laß keinen Blick nach jungen Männern fliegen!“
So sprach die Mutter oft zu mir.

Der Mutter Wort lag tief in meinem Herzen;
Da, meint' ich, läg' es wohl sicher und gut.
Nun mocht' ein Tag sich heitern oder schwärzen:
Zu Liedern ward mein froher Muth.

Ich konnte froh durch meine Tage ſchweben,
Sie waren alle voll Blumen und Tanz;
Mein Sinn war frei, ich trug ihn durch das Leben
So leicht, wie meinen Lockenkranz.

Da ging ich nun zum Hain ganz unbefangen,
Begrüßte ſingend die ſingende Welt,
Und Robert kam im Forſt dahergegangen,
Er kam, ich hatt' ihn nicht beſtellt.

Ich ſang das Lied vom Mondſcheintanz der Elfen,
Es klang wohl herrlich im ſchallenden Hain;
Der Jäger rief: „Schön Aennchen, ſoll ich helfen?“
Er hörte Ja, ich ſagte Nein!

Ich eilte fort, und ließ mich nicht beſchwören.
Doch ſagt mir, wie konnt' ich dem Zufall entgehn?
Wenn jemand ruft, ſo muß man doch wohl hören;
Und wenn man hört, ſo bleibt man ſtehn.

Er kam und ſprach: „Schön Aennchen muß ich krönen!"
Und Blumen trug er und herrliches Laub,
Und ſprach mit Lob von meinen Liedertönen;
Man iſt doch nun einmal nicht taub.

Er fand mich ſchön, und wußt' es ſchön zu ſagen;
Mir iſt es immer, als hör' ich es noch.
Da mocht' ich nun die Augen niederſchlagen:
Was half es mir! ich hört' ihn doch.

Da ward in mir das Wort der Mutter rege;
Das färbte höher das Roth des Gesichts,
Und klopft' in mir, wie laute Hammerschläge;
Doch Robert that, als hört' er nichts.

Es brannten heiß und heißer mir die Wangen;
Ich blickte seitwärts versteckt in den Hut.
Doch so den Blick vom Auge wegzufangen,
Verstehn die Jäger nur zu gut!

Man flieht umsonst die offnen, freien Räume;
Die Männer, Schwestern, ihr glaubt mir es kaum,
Sie schleichen sich in unsre stillsten Träume!
Ich selber hatte solchen Traum.

So Schwestern hat mit mir es sich begeben!
So flog die Ruhe zum Herzen hinaus!
Ach! was einmal, trotz allem Widerstreben,
Geschehn soll, das geschieht durchaus.

Der Rosenstrauch im Zauberthale.

Ninia.

Ihr kennt den Sinibald,
Den Sänger wundersüßer Lieder?
In meinem ganzen Wesen hallt
Der Liebeston des Sängers wieder.

Er saß im Abendhauch
Der frischen, thaubesprengten Blüte,
Im Zauberthal am Rosenstrauch,
Der hell im Abendstrahle glühte.

Er rief mir zu: „Woher
Kommt Minia so unbegleitet?“
Ich sprach: „Mich hat das Ohngefähr
In dieses Zauberthal geleitet.“

„Komm,“ sagt' er, „setze dich
Hier unter meinen Rosen nieder!“
Was sollt' ich thun? Ich setzte mich;
Er sang das liebste seiner Lieder.

Er sang: „Da sieh den Strauch
Der Rosen sich im Winde neigen!
Da weht die Luft, wie Seufzerhauch,
Und Tropfen hängen an den Zweigen.

„Der Strauch verräth die Spur,
Daß hier die schönste Hirtin blühte,
Schön, wie die reichste Blumenflur,
Doch kalt und leer an Lieb' und Güte.

„Ihr guter Lycidas
Verschwendet zärtliches Beginnen;
Er preist ihr Lob ohn' Unterlaß.
Umsonst! er kann sie nicht gewinnen.

„Der Arme will entfliehn;
Ein Blick, so muß er wieder bleiben.
So bringt sie zur Verzweiflung ihn,
Ihr Launenspiel mit ihm zu treiben.

„Doch endlich rief sein Schmerz:
„„Ihr Götter! kann ichs nicht erwerben,
Nicht rühren dieses harte Herz:
So laßt den armen Schäfer sterben!

„„In einen Seufzerhauch
Zerfließe dieses lange Sehnen,
Und in den Thau am Rosenstrauch
Verwandelt, Götter, meine Thränen! —"

„Und von den Göttern wird
Erhört sein thränenvolles Flehen:
Verschwunden ist der junge Hirt,
Denn die Verwandlung war geschehen.

„Fortan umweht ein Hauch,
Wie Seufzer eines Hoffnungslosen,
Hier den bedornten Rosenstrauch,
Und Thränen thauen seine Rosen.

„Und sie, die stolz und hart
Den Mann der Liebe so mißhandelt,
So weggeworfen hatte, ward
In diesen Rosenstrauch verwandelt."

Nun schwieg der Sänger still;
Dann sprach er, um mich anzuschrecken:
„Wer nicht verwandelt werden will,
Der muß ein treues Herz nicht necken."

Ich weiß, was ich empfand!
Wie sollt' ich mich dabei gebehrden?
Ich drückte zärtlich ihm die Hand,
Nur um kein Rosenstrauch zu werden.

Und dieser Druck der Hand,
Ein bloßer Druck — wer mag es fassen? —
Da sitzt er nun, wie eingebraunt,
Und ich — ich muß ihn brennen lassen!

Das Haus bei den Tannen.

Lyda.

Es wehte, zum Feste der Pfingsten,
Am Hause der Tannen ein Kranz.
Die stattlichen, wie die geringsten
Der Mädchen, die feyerten Pfingsten,
Sie waren gegangen zum Tanz.

Und ob sie auch meiner dort harrten:
Ich konnte mit ihnen nicht seyn.

Die Mutter war aus in den Garten;
Ich mußte die Mutter erwarten,
Und ſaß vor dem Hüttchen allein.

Da ſchallte von drüben herüber
Das fröhliche Geigengetön;
Ein Mütterlein ging mir vorüber,
Und wies nach dem Tanzhaus hinüber.
„Dort,“ ſprach ſie, „dort iſt es wohl ſchön!

„Doch kann man die Ruh dort vergeuden!
Die Liebe, die ſät dort ihr Korn!
Da grünt dann das Leben voll Freuden;
Doch unten da ſtecken die Leiden,
Die Roſe birgt unten den Dorn.

„Man glaubt sich vor Allen erlesen,
Das glücklichste Wesen zu seyn!
Bin auch einmal zierlich gewesen!
Kannst glauben, ich kenne das Wesen!
Mir bracht' es die bitterste Pein!

„Man wähnet, das Beste zu wählen,
Und wählet doch nimmer recht klug.
Ja, sollt' ich dir davon erzählen —
Doch, Liebchen, ich will dich nicht quälen;
Bist weise, so hast du genug."

Das mochte dem Ohr nicht behagen:
Und, wie man sich selber besticht,
So dacht' ich: „Den Blick kannst du wagen!

Was kann denn das Zuſehn verſchlagen?
Es tanzen die Augen ja nicht!"

Nun wars in dem Hauſe der Tannen;
Die Tänze zu ſehn, war ich dort;
Und eh ſich die Sinne beſannen,
Da flogen die Füße von dannen:
Da mußt' ich dann freilich mit fort!

Mich faßte der Lukas beim Arme,
Des Nachbars behändiger Sohn:
So ſchwebt' ich im dichteſten Schwarme!
Was ſollt' ich wohl machen, ich Arme?
Mir war die Beſinnung entflohn!

Seitdem iſt nun Er mein Begleiter,
Der Schönes zu ſagen verſteht.
Ein Pünktlein wird breiter und breiter!
So ging es dann weiter und weiter:
Ihr wißt ja ſchon, wie das ſo geht!

Oft quält mich ein täßliches Wähnen,
Wenn Lykas den Abend verſäumt!
Dann preßt mir ein ängſtiges Sehnen
Vom Auge die heißeſten Thränen;
Ich wach', und die Wachende träumt.

Wer kann ſolch ein Weſen nun bannen?
Ach! wie von den Lippen ein Wort,

So flog mir die Ruhe von dannen!
Ja, glaubt es, das Haus bei den Tannen,
Das iſt ein bedenklicher Ort!

Der fromme Wunsch.

Aennchen.

Grüne, Zweiglein, und gedeihe!
Sey ein glücklich Zeichen mir!
Mein Gelübde hängt an dir.
Bei der Mutter Grab! ich leihe
Keinem Liebesruf das Ohr,
Sey es denn, du grünst zuvor.

Solch ein Ruf ist mir geschehen!
Grüne, Zweig, in heilger Luft,

An der mütterlichen Gruft,
Um mir leiſe zuzuwehen:
Ob, was nicht mein Sinn ermißt,
Ob mein Thun auch Rechtthun iſt?

Ob ich lieben darf den Treuen?
Grün' empor zum friſchen Strauch,
Junger Zweig, du ſollſt dich auch
Meiner beſten Pflege freuen!
Flüſtre Billigung und Ruh
Von der Himmliſchen mir zu!

Wenn ſie dort mein Thun verwürfen,
Hart und traurig wäre das!

Hat die Erde Streit und Haß,
Wird man doch auch lieben dürfen!
Liebe, wenn ichs recht beſeh,
Thut ja keinem Menſchen weh!

Das entscheidende Reis.

Robert und Aennchen.

Robert.

Aennchen, komm mit mir! der Tag ist so schön!
Sonnenschein leuchtet ins Wäldergetön!
Hörst du? es tönt, wie ein hochzeitlich Fest!
Singend erbaun sich die Vöglein ihr Nest.

Aennchen.

Hier, wo die Lüfte mein Gärtchen bewehn,
Mag ich nur wandeln, und nicht mit dir gehn;
Droben vom Himmel schaut Mutter herein.
Laß mich im Gärtchen hier, laß mich allein!

Robert.

Schaue die Mutter vom Himmel herein:
Sollst mir die Einzige, Braut sollst du seyn!
Treulich ist Robert, und wahr ist sein Wort;
Liebende liebet die Selige dort.

Aennchen.

Still auf der Mutter geheiligte Gruft
Pflanzt' ich ein Zweiglein in segnender Luft.
Meinst du es ehrlich, ist Wahrheit dein Wort:
Grünen und blühn wird das Zweiglein dann dort.

Robert.

Aennchen, dir gab ich ein hochzeitlich Band;
Reiche du liebend der Liebe die Hand!

Aennchen.

Darf nicht dem Liebesruf leihen das Ohr,
Seys denn, es grüne das Zweiglein zuvor.

Robert.

Grünt es zuvor nicht: behalte du Muth!
Grünt es uns nach, das iſt eben ſo gut!

Aennchen.

Wenn es uns nachgrünt, ſo mag es drum ſeyn,
Geh' ich mit Robert, und Robert iſt mein.

Ein Sänger.

Es zog ein Sänger her und hin,
Durch Länder auf und nieder,
Und legte freundlich weisen Sinn
In seine begeisterten Lieder.

„Oft," sang er — „dränget Noth gar sehr,
Ein heilig Wort zu brechen.
Das Wort ist leicht, die That ist schwer:
So stirbt dann die Ruh am Versprechen. —"

Zum Singen ſchlug er für und für
Die Zitter lind' und leiſe;
So kam er auch vor Aennchens Thür,
Da ſang er die folgende Weiſe:

Das Gelübde.

Es fuhr eine Schifferin über den See,
Ihr werdet sie freilich nicht kennen;
Doch, daß sie nicht namenlos vor euch steh,
So will ich Bionda sie nennen.

Das Schifflein, das fuhr auf den Fluten dahin,
Und May war's, und alles war heiter,
Gestimmt zur Freude war jeder Sinn;
Was will unsre Schifferin weiter?

Allein ein Mädchen will immer noch was.
Ein Sturm, meint ſie, wäre wohl beſſer;
Da käme doch Leben und luſtiger Spaß
Und Tanz in das ſtille Gewäſſer.

Geſagt, geſchehn! Von Süden daher
Kam ein Sturm mit gewaltigen Schwingen.
Da tanzten die Wellen; da drohte das Meer,
Das taumelnde Schiff zu verſchlingen.

Nun blickte ſie ſchreiend zum Himmel auf:
„Nicht tanzen mehr!“ ruft ſie, und weinet;
„Wer nimmt denn alles ſo ernſtlich auf?
So war es ja gar nicht gemeinet!“

„Laß mich, o Himmel, nicht untergehn!
Bei der Sonne gelob' ichs da droben,
Sie soll mich nimmermehr tanzen sehn! —"
Man kann nichts fester geloben.

Das Schiff gewann nun sanftern Lauf;
Der Himmel fing an, sich zu hellen;
Die Sonne ging unter, der Mond ging auf,
Und blinkt' auf den spiegelnden Wellen.

So fuhr das Schifflein nun ein in den Port
Von einem gar fröhlichen Städtchen;
Da tanzten an einem offnen Ort
Die Fischerbuben und Mädchen.

Und als Bionda so sinnend da stand,
Da konnten die Füße kaum ruhen;
Es tanzten, auf ihre eigene Hand,
Die Zehen geheim in den Schuhen.

Sie aber bleibt in sich gekehrt und stumm,
Als behorchte sie still ihr Gewissen,
Und sieht nach dem Meere verdrießlich sich um,
Das solch ein Gelübd' ihr entrissen.

So lockend auch tönet der Geige Klang:
Sie will in den Tanz sich nicht mischen;
Doch endlich währt ihr das Ding zu lang,
Sie springet entschlossen dazwischen.

Und flieget hinunter den luſtigen Reihn;
Es wehn die ſchmückenden Kränze;
Von oben der prächtige Maimondenſchein
Beleuchtet die ſchwebenden Tänze.

Da ruft eine Stimme vom Himmel: „O weh!
Bionda, du haſt dich verloren!
Gedenk an den fährlichen Tanz auf der See!
Was haſt du der Sonne geſchworen?

„Bionda, du haſt dein Gelübde verletzt!“ —
„Was,“ ſpricht ſie, „was hab' ich verbrochen?
Die Sonn' iſt in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab' ich gar nichts verſprochen. —“

Bionda kam bald in ihr Hüttchen zurück;
Sie fand es vom Sturme zerriſſen:
Da trübt ſich im Auge der fröhliche Blick,
Und innerlich zankt das Gewiſſen.

„Ach!“ ruft ſie, „wie ſchlimm ein Tanz doch lohnt!
Das ſoll mir nicht wieder geſchehen!
Gewiß hat die Sonn' aus der Ferne dem Mond
Dort über die Schulter geſehen!“

Die Sorge.

Aennchen.

Mir fällt mit jedem Morgen,
Nicht ohne stille Seelenpein,
Mein heiliges Versprechen ein.
Gelübde machen Sorgen;
Meins hängt an einem zarten Reis,
Das heg' und pfleg' ich wohl mit Fleiß.

Doch wird mir bang' und bänger,
Seitdem mir Sängers Lautenklang

Ein gar bedenklich Sprüchlein ſang!
Dein Sprüchlein, weiſer Sänger:
„Das Wort iſt leicht, die That iſt ſchwer.“
Bewegt mein Herz oft hin und her.

Sey feſt du, mein Verſprechen,
Und du, mein Herz, worin es ruht!
Ach! manchen Tag iſt mir zu Muth,
Als müßte beides brechen.
Fürwahr! ein Herz iſt ſehr bedrängt,
Das liebt und an Gelübden hängt.

Die neue Gestalt.

Robert.

Es war ein wilder Mann;
In seinem wilden Lauf
Focht ihn nichts Böses an,
Nichts Gutes hielt ihn auf.

Er hatte sich kein Ziel
Des Lebens aufgestellt.
Er liebte Kampf und Spiel;
So flog er durch die Welt.

Und forſchte nah und fern
Des Wildes Aufenthalt;
Verwandelt hätt' er gern
Die Welt in einen Wald.

Er lebte wild und frei
Nur in der Luſt der Jagd;
Wie ſchön ein Mädchen ſey,
Deß hatt' er wenig Acht.

Er drückte, nach wie vor,
Geſchickt und vielgewandt,
Sein liebes Feuerrohr,
Und keine liebe Hand.

Es ging es lange noch;
Und seht, ein Mädchen kam!
Das macht' ihn endlich doch,
Wie einen Vogel, zahm.

Ein Sonntag umfängt
Sein Leben, wenn sie lacht:
Wenn sie das Köpfchen hängt,
Dann ists in ihm auch Nacht.

Und ob er auch vergißt,
Was sonst ihn hat entzückt:
Er weiß, daß Sonntag ist,
Wenn sich ein Mädchen schmückt.

Es zog die Wildheit dann
Ganz aus von seinem Geist;
So ging's dem wilden Mann,
Der — Jäger Robert heißt.

Der Blick in die Ferne.

Aennchen.

Ich steh' auf Windeshöhen
So gern allein,
Um tief hinein,
Zur Welt hinein zu sehen.

Wo ist mein Weg gebahnet?
Mir wird so leicht
Das Auge feucht;
Ich weiß nicht, was mir ahnet?

Da ſteh' ich im Gedränge
Von Luſt und Leid!
Die Welt iſt weit,
Und dieſe Bruſt ſo enge!

Das verdorrte Reis.

Aennchen und Robert.

Robert.

Girrend, wie im dunkeln Hain
Die verlaßne Turteltaube,
Sizet Aennchen so allein,
In der finstern Ähren-Laube!
Schön Aennchen, was birgst du dein Rosengesicht?
Was dunkelt so schattig dein Augenlicht?

Aennchen.

Ach! ich darf, ich darf hinfort,
Lieber Robert, dich nicht lieben!
Sieh, mein Zweiglein iſt verdorrt,
Und kein Blatt iſt friſch geblieben!
Dies traurige Zeichen, dies trennt mich von dir:
Zur Antwort gab Mutter dieß Zeichen mir!

Robert.

Syrich nicht aus das finſtre Wort,
Unſrer Liebe zu entſagen!
Glaube mir, die Heilgen dort
Laſſen ſich wohl zweimal fragen.
Laß fahren die Trauer! Ein Zweiglein vergeht!
Wir pflanzen ein andres, das feſter ſteht!

Aennchen.

Frage denn ein zweites Reis!
Schon in ihren Lebenstagen
Ließ ſich Mutter, wie ich weiß,
Zweimal oft, ſtatt einmal fragen.
So ſey es! wir pflanzen und pflegen mit Fleiß,
Zum glücklichen Zeichen, ein zweites Reis!

Die Macht der Thräne.

Robert.

Die Mittagsluten hatten
Ihr Pflanzenreis gedorrt!
Sie saß im Ahornschatten;
Da trauerte sie fort und fort.

Bis sich die Thränen lösten,
Bei leisem Klaggetön,
Ich mochte kaum sie trösten,
Die Holde weinte gar zu schön.

Ein heißes Thränchen netzte
Zufällig mir die Hand,
Das glühte durch, und setzte
Mein ganzes Wesen hell in Brand.

Schön hatt' ich sie gesehen,
So mächtig schön noch nie:
Wer konnte da bestehen!
Ich sank dahin vor ihr aufs Knie.

Da steh' ein Mädchenhasser! —
Die Thrän' ist offenbar
Ein gar verkehrtes Wasser:
Es löscht nicht, nein, es zündet gar!

Ja, will der Lieb' ein Spötter
Der Liebe stolz entgehn:
Er muß, beim Gott der Götter!
Nur ja kein Mädchen meinen sehn!

Du Einzige, du Meine,
Die sich mein Herz erkor!
Bei meiner Ruhe! weine
Nie einem andern Manne vor!

Das glückliche Zeichen.

Aennchen.

Ich pflanzt' ein Reis an das heiligste Grab,
Und betete dann, es zu weihen:
„Ihr Himmlischen, sendet Gedeihen,
Zum Zeichen der Huld, auf das Zweiglein herab!"

Ich harrt' und hofft' auf das Zeichen von dort,
Ob recht sey mein Thun und Beginnen? —
Sie mögen sich dort wohl besinnen:
Darüber war endlich das Zweiglein verdorrt.

Ich pflanzt' ein zweites, das grünt, und ich darf
Die Hand nun dem Liebenden reichen;
Es grünt mir, zum glücklichen Zeichen,
Daß Mutter im Himmel mein Thun nicht verwarf.

Nun will ich zwiefach mit Blumen bestreun
Das Grab ihrer heiligen Ruhe,
Und was ich noch werd' oder thue:
Die Himmlische droben soll meiner sich freun!

O, fern auf ewig der finstere Schmerz!
Mein Tag hat sich sonnig enthüllet,
Mein sehnlicher Wunsch ist erfüllet:
Nun hält mein Gelübde, nun hält auch mein Herz!

Gedeihst du, Zweiglein, zum künftigen Baum:
Geschehn ist dann, glücklich geschehen,
Was dort ich im Traume gesehen,
Und ganz ist erfüllt mein bedeutender Traum!

Die Liebe.

Robert.

Es regt sich in meinem lebendigen Blut
Ein freudiges Leben, ein Leben, voll Muth!
Ich jauchze, wie Schwalben, im Duft
Der kräftigen Frühlingsluft!

Es fühlet sich alles, wie Leben und Licht!
Zu singen, zu sagen nur, weiß ich es nicht,
Noch, wie sich das alles begiebt;
Ich weiß nur, daß Aennchen mich liebt!

Oft will es mich dünken, ich sey nicht mehr ich,
So neu und so freundlich ist alles um mich!

Wie anders sich alles begiebt,
Dem seligen Herzen, das liebt!

Es flüstert im wehenden Laube des Baums
So süß, wie die Luft eines liebenden Traums!
Wohl neiget ein liebender Sinn
Vertraulich zum andern sich hin.

Die Blume zur Blum' im vermählenden Hauch,
Als spräche sie: „Lieb mich, ich liebe dich auch!"
O wahrlich, das Liebende nur
Gehöret allein zur Natur.

Das neue Leben.

Aennchen.

Es lebt sich so süß
Im Lustparadies
Von blühenden Frühlingestagen!
O laßt es mich singen und sagen:
Die Liebe bestralet dies Paradies!

Bestralt nicht allein
Das Feld und den Hain
Des Blüten- und Blumen-Gewimmels;

Sie glänzt auch in Sternen des Himmels;
Sie muß wohl vom Himmel gekommen seyn.

Sie stimmet den Wald!
Es tönt und es hallt
Die Wonne der Nachtigall-Lieder!
Sie hallt mir im Innersten wieder:
So sang mir, so klang mir noch nie der Wald!

Univ.-Bibl. München

Mir ist, wo ich bin,
Als ob es mich hin
Zur Laube der Nachtigall triebe!
Sie singet so rührend: „Ich liebe!“
So hört' ich noch nimmer die Sängerin.

Was hebet, was zieht
Das jauchzende Lied
Der Lerche zur bläulichten Höhe,
Als ob es dem Himmel zu flöhe?
Das Mädchen begreifet das Lerchenlied.

Was treibet den Flug,
Den schwärmenden Zug
Der Schwalben durch sonnige Räume,
Wie himmelhoch fliegende Träume?
Die schwärmende Sehnsucht versteht den Flug.

Die Taube wird laut,
Wenns morgendlich graut.

Was girrt sie so leise, so linde?
Was klagt sie dem flatternden Winde?
Die liebende Seele versteht den Laut.

Ein Stern dort erwacht
Im Zwielicht der Nacht,
Als ob ihn was heimliches triebe;
Er nennt sich das Sternlein der Liebe;
Die Sonne geht schlafen, und er erwacht.

Er schauet sich um,
Weit irrend herum;
Sein Aug' ist so klar und so offen;

Doch nimmt er wohl oft, wie betroffen,
Ein hüllendes Wölkchen zum Mantel um.

Der liebliche Stern,
Ich glaub' es so gern,
War sicher ein liebendes Wesen,
Das konnte zur Ruh nicht genesen:
Drob wurd' es verwandelt in solchen Stern.

Der irret hinfort
So einsam nun dort,
Mit schleichendem Tritte des Diebes,
Als lockt' ihn und zög' ihn was Liebes
Geheim durch die Wüste des Himmels fort.

Wohl stünd' es mir fein,
Verwandelt zu seyn;
Nur, daß ichs auf immer nicht bliebe:
Dann blickt' ich, ein Sternlein der Liebe,
Ich weiß in welch Hüttchen, recht hell hinein.

Die Aussicht.

Robert.

Mein Aug' ist klar und hell mein Sinn,
Wie helles Tageslicht;
Ich schaue her, ich schaue hin;
Mein Liebchen seh' ich nicht!

Von meinem Berge kann ich, traun!
Mit halbem Angesicht
Die weite Gegend überschaun;
Mein Liebchen seh' ich nicht!

Am Fenster steh' ich hundertmal;
Und hüpfet sie am Bach,

Durchs lindenvolle Inselthal:
Dann hüpft ein Herz ihr nach.

Hin durch die Bäume streift der Wind;
Schon sinkt das Tageslicht!
Die Fensterscheiben seh' ich blind;
Mein Liebchen seh' ich nicht!

Und schwärmet mein Gedanke fern
Um sie im Gartenhain:
Dann möcht' ich, o, so gern, so gern!
Selbst mein Gedanke seyn.

Das Inselthal.

Aennchen.

Ich weiß ein liebliches Thal,
Da rinnt durch gewundene Kreise
Ein Bächlein, das flüstert so leise
Beruhigung jeglicher Qual.

Es rinnt durch Haine der Lust,
Wo Leben und Stille sich gatten;
Ein Inselchen ruht dort im Schatten
Geheim, wie das Herz in der Brust.

Ich weiß ein Hüttchen, das thront
Der Inſel dort hoch gegen über;
Im Sonnenlicht ſtralt es herüber;
Auch weiß ich, was Liebes dort wohnt.

Es will der freundliche Stral
Die Thräne den Wangen entfangen;
Dort ſchaun ja zwei Fenſter, wie Augen,
Wie Augen der Lieb' in das Thal.

Ich weiß ein Mädchen, das liebt,
Es liebt, wie die nächtliche Grille,
Das Leben der einſamen Stille,
Das heilig die Inſel umgiebt.

Dort braucht der Traum nicht die Nacht,
Das Mädchen der Liebe zu finden;
Er naht sich im Schatten der Linden,
Wie hell auch das Mädchen dort wacht.

Aennchen und ihr Vogel.

Mein Vöglein lerne doch!
Schon quäl' ich mich seit Tagen,
Ein Wort dir vorzusagen!
Dumm warst, und bist du noch!

Sieh, was du sonst empfingst,
Häuft zwiefach deine Schaale,
Wenn du zum ersten Male
Das Wörtlein „Robert" singst.

Du kleines, dummes Thier!
Was hilft es, dich zu kränen?
Kannſt du denn gar nichts lernen?
Ein Beiſpiel nimm an mir!

Fürwahr, ich hatte kaum
Den ſüßen Klang vernommen:
So wußt' ich ihn vollkommen,
Und wußt' ihn ſelbſt im Traum.

Der Raub.

Robert.

Ich säte ihren Namen
In eines Beetes Ramen,
Und jeder Zug erschien;
Doch böse Vögel kamen
Daher und fraßen ihn.
Das kann ich nicht vergessen!
Die Räuber! hätten sie,
So freventlich vermessen,

Das Herz mir abgefressen,
Mehr schmerzen könnte mich es nie.

Das kann auf Unheil deuten!
Wenn nur vor bösen Leuten
Kein Unhold sich vermißt,
Die Holde zu erbeuten,
Die doch mein Leben ist!
Ich weiß, was ich erfinde:
Ich grabe, tief und fein,
Recht zierlich in die Rinde
Der schönsten jungen Linde
Den wunderschönen Namen ein.

Da wächst er dann, als triebe
Sein Wachsthum selbst die Liebe,
Und Aennchen kann ihn sehn:
Dann kommt, ihr Namendiebe,
Dort laßt ihr wohl ihn stehn!
Mein Name dicht daneben,
Soll mit dem ihren dort
Sich, wie zu einem Leben,
Verwachsen und verweben
Durch schöne Lenze fort und fort!

Der Verdruß.

Aennchen.

Mit jeder Morgenfrühe
Zu Kunſt und Luſt gekürnt,
Hat endlich, mit fleißiger Mühe,
Mein Vogel viel gelernt.

Ich weiß noch, wies ihm glückte,
Als er mit einem Klang,
Der tief mir die Seele durchzückte,
Den Namen „Robert“ ſang.

Er ſang ihn ſo beweglich,
Und ſingt ihn meinem Ohr
Noch immer vernehmlicher täglich
Mit heller Stimme vor.

Der Name Robert klinget
Schon ſüß, wenn man ihn ſpricht;
Und doch, wenn der Vogel ihn ſinget,
Verſtehn die Leut' ihn nicht.

Der dicke Amtsherr ſagte:
„Wie ſingt das Thier ſo ſchlecht!“
Und ob ich kein Wörtchen auch klagte:
Mir war es gar nicht recht.

Das wars, das machte heute
Mich so verdrießlich stumm;
Ich meine die vornehmen Leute
Sind wohl ein wenig dumm.

Der Treuring.

Robert.

Schön Aennchen, mein höchstes, mein einziges Gut!
Gern theilt' ich mit Aennchen mein Leben, mein Blut!
O traget, ihr Lüfte, den liebenden Sinn
Vom einsamen Robert zu Aennchen dahin!

Und singt es, ihr Vögel des Waldes, ihr zu!
Von Aennchen fern, hab' ich nicht Rast und nicht Ruh!
Ach, könnte schön Aennchen mir ungetreu seyn:
So stürb' ich, ich stürb' an der bittersten Pein.

Es hat mir die Mutter ein Ringlein vermacht,
Ein goldenes Ringlein mit grünem Schmaragd;
Was nimmermehr alt wird, ist immerdar neu:
Und darum ist Gold auch das Abbild der Treu.

Das Ringlein trug Mutter Jahr aus und Jahr ein,
So trug sie die Treu' in das Ringlein hinein;
Wohl wunderbar wirkt es; ist untreu ein Herz:
So brennt es am Finger, wie glühendes Erz.

Es hat daran manche vorwitzige Hand,
Wie Mutter mir sagte, die Finger verbrannt.
Es war einmal fort durch ein böses Geschick,
Und kam durch ein Wunder zur Mutter zurück.

Sie hatte, so wie sie wohl öfter geflegt,
Den Ring in das offene Fenster gelegt,
Da kam nun — es war wohl ein wundersam Ding —
Ein Rab' an das Fenster, und fort war der Ring.

Wir suchten den Ring bei dem hellesten Licht;
Fort war er, fort blieb er, wir fanden ihn nicht!
„Seyd ruhig," sprach Mutter, „ich kenne mein Glück:
Der Ring kehrt von selber zur Treue zurück."

„Ja," spottete Vater „vielleicht, wenn der Fisch
Spazieren gehn wird in dem Tannengebüsch. —"
So oft er des Morgens die Mutter ersah,
So fragte sein Spott: „Ist der Ring noch nicht da?"

Nach Monden geht Vater zum Eichwald hinaus,
Und bringet gehauene Zweige nach Haus;
Er bringt sie, und wirft sie, mit achtlosem Sinn,
Im offenen Hof in den Winkel dahin.

Spät Abends holt Mutter, bei Halbmondenschein,
Zum Heerde vom Hofe noch Reißig herein;
Kaum richtet sie achtlos die Augen empor,
So blitzt aus dem Reißholz ein Zweiglein hervor.

Sie denkt: mußt doch ansehn das seltsame Ding;
Sie naht sich; was ist es? wahrhaftig der Ring!
Da ruft sie, mit lautem und freudigem Schrei
Der innigsten Wonne, den Vater herbei.

„Jetzt, Unglaube, sieh und erkenne mein Glück!
Zur Treue kam richtig der Treuring zurück!
Da sieh es! er funkelt am zitternden Zweig,
Den selbst du gefällt hast: nun glaub' mir und
schweig! —"

Den Wunderring will ich der Lieblichen weihn;
Wie treu wird mir Aennchen, die Holde, dann seyn!
Der Treuring, der nimmer die Treue verläßt,
Der knüpfet an Aennchen auf ewig mich fest.

Vertrauen.

Aennchen.

Mein Robert hat herrliche Gaben,
Er tritt, wie ein Engel, daher.
Ich muſtre die ſtattlichſten Knaben;
Solch Weſen hat keiner, wie er.
Gewahr' ich ſein Thun und Beginnen,
Dann ſchlägt mirs im Buſen ſo laut,
Als wolle das Herz mir entrinnen:
Das iſt wol die Wonne der Braut!

Mich schüttert ein freudiges Beben
Wenn Robert in Liedern mich preist;
Es dringet ins innerste Leben,
So oft er Schön Aennchen mich heißt.
Der Name, wenn Robert ihn nennet,
Dann klingt er, wie Liedergetön:
Das macht, daß die Wange mir brennet;
Dann, freilich, dann bin ich wohl schön.

Was brauch' ich zum Putze zu haben,
Wenn Robert die Wange mir schmückt?
Mein Robert hat herrliche Gaben,
Wol macht er mich schön und beglückt.

Ja, seh' ich im Tanz ihn so schweben,
Wie froh er die Tänzerin hebt:
Dann fühl' ich mein kunftiges Leben,
Das ihn dereinst immer umschwebt.

Ich sah ihn die Reihen durchwandern,
Des Tanzes lebendigste Zier;
Ich seh' ihn noch lieber mit Andern
Im Tanze sich drehn, als mit mir:
Da kann ich ihn stiller beschauen,
Da freu' ich mich ruhiger sein,
Und denke ganz heimlich: „Ihr Frauen,
Ihr Mädchen, der Liebling ist mein!"

Eifersucht.

Robert.

Mit Unmuth iſt mein Herz erfüllt,
Ich kann nicht recht davon geneſen.
Der Feſttag war mir doch zu wild;
Ich liebe nicht das laute Weſen.

Das Glück hat auch ſein Mißgeſchick,
So hat die Lieb' auch ihre Plagen!
Mit Ingrimm ſah ich Likas Blick
Umher nach Aennchens Blicken jagen.

Und sah ich sie so freudiglich
Im Tanz mit einem Andern schweben:
Dann fühlt' ich einen scharfen Stich,
Der ging mir mitten durch das Leben.

Und mochte sie von ohngefähr
Aus einem fremden Glase trinken:
Dann wurde mir das Herz so schwer,
Als müßt' ich in die Erde sinken.

Da wünscht' ich, sie durch Zauberein
Vor Menschen unsichtbar zu machen:
Das mag wohl freilich thörigt seyn;
Wers hörte, würde mich verlachen.

Man zeigt auf mich und flüstert: „Seht
Den Robert sich so dumm gebehrden! —“
Ja, wem es so, wie mir, ergeht,
Der hat wohl Recht, ein Narr zu werden!

Ich sitze ganze Tage still
Und kalt, wie halb erstarrtes Leben.
Fort will ich, fort, — doch nein! ich will
Geschwind ihr meinen Treuring geben!

Die Alpenrose.

Aennchen.

Du blühtest dort im dunkeln Moose
So wonneroth, wie eine Braut,
Als hätte, schöne Rose,
Mein Freund dich angeschaut.

Bald wirst du dich noch höher färben,
Wenn er an seine Brust dich drückt,
Und dann vor Wonne sterben:
Fürwahr! du bist beglückt!

Lebensüberdruß.

Robert.

Ich suche die Freundin, und finde sie nicht!
Wo kühlen die Lüfte das schönste Gesicht?
Ich frage die Lüfte, sie antworten nicht!

Es treibt mich, es jagt mich bergab und bergauf;
Ich ruf in die Felsen hinab und hinauf!
Mein eigener Ruf ist die Antwort darauf!

Verließe mich Aennchen mit flüchtigem Sinn,
Die Falsche! dann blieb' ich nicht mehr, was ich bin!
Ich stürzte mich grausam — ich weiß nicht, wohin!

Ach! Untreu' ist herber, als Elend und Tod!
Erlisch dann, mein Leben, wie abendlich Roth! —
Doch sieh nur! da kommt sie! — nun warte noch, Tod!

Wechselgesang.

Aennchen und Robert.

Robert.

Dich, schönes Aennchen, dich zu schauen,
Wie sehnte meine Seele sich!
Ich suchte dich auf allen Auen,
Und endlich, endlich fand' ich dich!

Aennchen.

Da ging ich durch den Wald der Buchen,
Bis an das starre Eisgefild,
Ein Alpenröslein aufzusuchen,
Und mit mir war dein liebes Bild.

Robert.

Entfernt von dir, iſt's öd' auf Erden;
Mich trieb ein Stachel auf und ab.
Ach, könnteſt du mir untreu werden:
Gewiß, dann grüb' ich mir ein Grab.

Aennchen.

Von Untreu kann mein Sinn nichts faſſen;
Der Engel, der mich führt und hält,
Wird mich gewiß nichts werden laſſen,
Was meinem Robert nicht gefällt.

Robert.

So gieb mir deine Hand aufs neue!
Nimm dieſen Ring! dies heilge Pfand

Bewahret Lieb' und feſtigt Treue.
Nur laß es nie von deiner Hand!

Aennchen.

Nimm du dafür dies Kind der Erde,
Dies Röschen, bald wirds Aſche ſeyn!
Ja, Robert, bis ich Aſche werde,
Bin ich von ganzer Seele dein.

Robert.

Ich ſchmücke meine kleine Hütte;
Und daß der Frühling ihren Raum
Mit ſchönen Kränzen überſchütte,
Umſäuſelt ihn ein Apfelbaum.

Aennchen.

Gern folg' ich dir in deine Hütte,
Zu deinem lieben Apfelbaum.
Die Hand von oben überschütte
Mit Freud' und Heil den kleinen Raum!

Robert.

Sobald die jungen Veilchen sprießen,
Wenn Liebe singt im grünen Hain,
Und Schwalben durch den Himmel schießen:
Dann führ' ich dich ins Hüttchen ein.

Aennchen.

Ich hab' es nie recht wahr genommen,
Sie mochten kommen oder fliehn.

Wann werden denn die Schwalben kommen,
Die alten Neſter zu beziehn?

Robert.

Es wechſelt dort am Himmelsbogen
Der Mond noch ſiebenmal ſein Kleid,
Dann kommen ſie daher geflogen
Zu neuer Liebesſeeligkeit.

Aennchen.

O, ſchlimm die Siebenzahl zu mählen!
Doch werd' ich ſorgſam Tritt und Schritt
Des lieben Nachtgefährten zählen;
Und du, mein Robert, zählſt mit.

Herbſtlied.

Aennchen.

Die Gärten blühn nicht mehr!
Die Roſen und purpurnen Nelken,
Sie blühten und mußten verwelken,
Und alles iſt wüſt und iſt leer!

Der Tag, als wär' er blind,
Mag kaum durch den Himmel noch ſchauen;
Und über die Flächen der Auen
Jagt hinter den Blättern der Wind!

Es mag das Lerchenfeld,
Es mögen die Wälder verklingen:
Ich weiß, was die Schwalben mir bringen;
Sie fliegen ja nicht aus der Welt.

Der Freudentempel.

Der Frühling floh.
Er iſt, wer weiß wohin? gegangen,
Hat anderswo
Die Blumenkronen aufgehangen.

Die Lagerſtatt
Des Hirten iſt mit Eis umgoſſen;
Der Sommer hat
Die Freudentempel zugeſchloſſen.

Der ſtillen Luſt
Der Liebe blieb nur einer offen;
Der in der Bruſt,
Der wird von keiner Zeit getroffen.

Es tönt darin,
Wie Maygeſang von Nachtigallen;
Ich horche hin,
Und Roberts Lieder hör' ich ſchallen.

Das Jägerglück.

Robert.

Frisch auf, du rüstiger Jägersmann!
Ob auch der Nord gewaltig schilt:
Was gehn dich Kält' und Nordwind an?
Du klimmst den Eisberg rasch hinan,
Zu erschleichen ein flüchtiges Wild!

Es mag die Wolke Lawinen sä'n:
Frisch auf! frisch auf! das Jägerglück
Läßt nur von Wackern sich erspähn;

Du trägſt es heim und weißt für wen!
Dich belohnet ein zärtlicher Blick!

Und welch ein herrliches Wiederſehn!
Das Liebchen wird, wie neu verklärt,
Dem Jägersmann entgegen gehn!
Fürwahr! das ſüße Wiederſehn
Iſt allein ſchon des Weganges werth!

Der Mond.

Aennchen.

Da ſtehſt Du, mitten im Gewimmel
Der lieben Sterne, groß und ſchön,
Die führſt du hirtlich durch den Himmel:
Sey mir gegrüßt auf deinen Höhn!

Du biſt ſo hold! man muß dich lieben!
Du biſt auch mir gar lieb und werth,
Und doch ſo lange weggeblieben!
Was hielt dich, lieber Nachtgefährt?

Ich wollt', ich könnte dich beflügeln!
Du haſt vielleicht, jenſeit der Welt,
Ein Auge, dich darin zu ſpiegeln,
Ein liebes Weſen, das dich hält?

Da mag das Zögern Dir wohl frommen;
Mir nicht! das ſey dir nur vertraut!
Nach deinem nächſten Wiederkommen
Verlangt gar ſehnlich eine Braut.

Nun ſenke dich am Himmel nieder!
Dir folgt mein Sinn auf Tritt und Schritt;
Und bringe, kommſt du künftig wieder,
Wo du ſie triffſt, die Schwalben mit.

Ungeduld.

Robert.

Gutes kommt mit regem Schritte,
Unheil ſtürzt auf uns herab;
Langſam baut ſich eine Hütte,
Und wie gräbt ſich ſchnell ein Grab!

Noch iſt nicht das Hüttchen fertig,
Wo mein Liebchen einziehn ſoll!
Zauderei iſt widerwärtig,
Mich macht ſie verzweiflungsvoll.

Haucht' ein Zauber meine Liebe
Jenen trägen Händen ein,
Daß sie hülfe, daß sie triebe:
O sie würden rüstig seyn!

Die Schwalben.

Aennchen.

Der Schnee iſt dahin, iſt verſchwommen
Ins große, gewaltige Meer.
Ihr Schwalben, ſeyd wieder gekommen!
Ihr kamet, ich weiß nicht, woher?
Ich weiß nur, ihr fandet euch wieder,
Weil Liebe von Liebe nicht läßt,
Und laſſet euch häuslich hier nieder,
Und jede baut ſingend ihr Neſt.

Oft seyd ihr von dannen gezogen,
Wenn leise der Sommer entwich;
Und kamt ihr dann wieder geflogen,
So kamt ihr: was kümmert' es mich?
Am liebsten noch sah ich euch scheiden
Dahin in das wärmere Land.
Ich konnt' euer Schwatzen nicht leiden,
Wovon ich noch gar nichts verstand.

Auch hätt' ich wohl gern euch vertrieben,
So oft ihr den Schlaf mir vertriebt.
Ein Mädchen muß etwas doch lieben;
Es liebet den Schlaf, eh' es liebt.

Doch dießmal, wie alte Bekannte,
Begrüßt' ich euch froh, und ihr mich!
Gewiß! wir ſind Sinnesverwandte!
Ihr lebet, ihr liebet, wie ich!

Ihr jauchzet in luftigen Räumen,
Und treibet viel liebenden Scherz
Auf ſonnigen Dächern und Bäumen,
Und innig verſteht euch mein Herz.
Ich weiß, was der Frühling bedeutet:
Zum Liebesfeſt ſchmückt ſich der Hain;
Die liebliche Schneeglocke läutet
Ganz leiſe das Wonnefeſt ein.

Die Hütte.

Robert.

Grüne frisch, du Epheuranke,
Die mein Hüttendach umhängt,
Wie mein liebender Gedanke
Ihr geliebtes Bild umfängt.

Schmücke dich, du meine Laube,
Ihr ein lieber Siz zu seyn!
Meine Liebe, meine Taube
Zieht in deinen Frieden ein!

Hier wird Aennchen mit mir wohnen;
Deine Roſen bricht ſie ab;
Und ihr Aepfelblütenkronen,
Fallt auf ihren Schooß herab.

Fallt, ſie duftig zu umwallen!
Wär' ich ſolch ein Blütenblatt:
Ja, dann wählt' ich mir im Fallen
Ihre Hand zur Lagerſtatt!

Aufopferung.

Aennchen.

Ich winde meine Mirtenkrone,
Und denke mir: wie wird es seyn,
Wenn ich am Apfelblütenhain
Mit meinem Freunde wohne?

Mit ihm ist alles mir gegeben;
Die reiche Welt ohn' ihn ist leer;
Ich fühl's es täglich mehr und mehr:
Er ist mein einzig Leben.

In ſeiner ſchönen Liebe färben
Sich meine Tage roſenroth.
Wie dank' ichs ihm! ja thät es Noth:
Ich könnte für ihn ſterben.

Wehmuth der Liebe.

Aennchen.

Ich fühle, seit ich Robert kenne,
Nie fühlt' ich so bewegt mich noch.
Ich bin — ich weiß nicht, wie ichs nenne —
Recht seelenfroh, und weine doch.

Gern sah ichs in den Kinderjahren,
Wenn Sonnenregen nieder rann:
Da hatt' ich es noch nicht erfahren,
Daß helle Freude weinen kann.

Sonſt weinte nur mein kindiſch Sehnen,
Der kurze, leicht geſtillte Schmerz;
Wie kommt die Freude nun zu Thränen,
Zur Wehmuth ein entzücktes Herz?

Jezt fühl' ich ſie im Herzen klopfen,
Die Luft, die ſolche Thränen hat.
Ja, ſie iſt ein, mit Himmelstropfen
Umhangnes, junges Roſenblatt.

Das Lied vom Scheiden.

Eine Sängerin und Aennchen.

Die Sängerin.

Es zog ein Jägersmann aus in das Feld,
Ade!
Zu werden ein tapferer Kriegesheld,
Ade!
Sein Liebchen stand an dem grünen Zaun,
Dem herrlichen Jäger dort nachzuschaun.
Er winkte noch ein Mal: Ade!
Ach Scheiden, das Scheiden thut weh!

Aennchen.

Ja Scheiden, das Scheiden thut weh!

Sängerin.

Fort iſt er! die liebenden Augen erſchaun
Nichts mehr!
Da weinet das Liebchen am grünen Zaun
So ſehr!
Er ſchwand da hinter des Stromes Flut,
Dem Mägdlein ſtarrte vor Jammer das Blut!
Ach Scheiden, das Scheiden thut weh!
Nur Wiederſehn heilet das Weh!

Aennchen.

Ja, Wiederſehn heilet das Weh!

Die Schlafende.

Robert.

Ich ſah ſie ſchlummern am grünen Baum,
Auf weichen Raſen dahingedrückt;
Es hatte blühend ein heller Traum,
Die Wangen ihr geſchmückt.

Ein weißes Sommergewölk umzieht
Den blauen Himmel nur leicht und fein:
So ſchloß ihr liebliches Augenlied
Die blauen Augen ein.

Die Läſte flatterten ab und auf,
Und röther färbte ſich ihr Geſicht:
Da ſchlug ſie plötzlich die Augen auf,
Willkommen Sonnenlicht!

Der Traum.

Aennchen.

Mir träumte, mein Liebſter durchſchifte die Flut
Der grauſichen Wellen und Wogen;
Es brüllte des Sturmes entſetzlichſte Wuth;
Der Himmel war ſchwarz überzogen.

Ich beter' am Ufer ſo bang und ſo ſchwer,
So ſchwer vor unendlichem Leide;
Da wälzten die Fluten ein Tuch daher,
Gezeichnet mit blutrother Seide.

Ich streckt' in die Stürme hinaus die Hand! —
Es erwacht' ich vom Schreckengetümmel,
Als hell mein Robert da vor mir stand;
Ich kam aus der Höll' in den Himmel.

Wohl dem, der fest sein Geliebtes hält,
Das innig sein Herz sich erkoren!
Es ist ein gar böses Wort in der Welt,
Das Wort heißt: Verloren! verloren!

Aufruf.

Eine fremde Stimme.

Das Vaterland weint!
Es kommen, wie reißende Wogen,
Es kommen die Feinde gezogen!
Steht auf, und bekämpft den Feind!

Die Trommel erschallt!
Frisch auf! hier gilt es nicht Weile!
Schon naht sich, mit stürmender Eile,
Die drohende Kriegesgestalt!

Wer ſcheuet den Tod,
Der iſt für das Leben verdorben!
Er iſt für die Schande geworben!
Auf! Jünglinge, Rettung thut Noth!

Nimm, Reiter, dein Pferd!
Hervor aus der Scheide den Degen!
Und ſtürze den Feinden entgegen,
Zu ſchirmen den heimiſchen Heerd!

Ihr Jäger, herbei!
Sie dringen ſchon weiter und weiter!
Auf! rüſtet euch, wackere Streiter,
Und kämpfet das Vaterland frei!

Fürs Vaterland zieht
Der Bräutigam aus zu Gefahren;
Erst muß er das Vaterland wahren,
Dann sing' er das bräutliche Lied.

Das verlorne Paradies.

Aennchen.

Das Herz iſt mir ſo ſchwer, ſo ſchwer,
Mein ganzes Weſen iſt beklommen;
Ich hab' ein böſes Wort vernommen,
Und das kam aus der Ferne daher.

Es iſt ein böſes Kriegsgerücht,
Das ſich um unſre Flur verbreitet.
Ich weiß nicht, was der Krieg bedeutet,
Doch was Gutes bedeutet er nicht.

Kein Kriegesruf, es ließe ſich
Nur Nachtigallenliebe hören:
Vertrüge ſich die Welt, und wären
Nur die Menſchen, wie Robert und ich.

Und das zu ſeyn, iſt doch ſo ſüß!
Die Menſchen ſollten mich nur fragen:
Gewiß, ſie würden ſich vertragen,
Und die Welt wär' ein Luſt-Paradies.

Der Krieg.

Robert.

Es iſt Krieg! es iſt Krieg!
Wie werd' ich die Trennung ertragen?
Doch Männerſinn darf nicht verzagen;
Er hat nur das Eine zu fragen:
„Wie erringt ſich der Sieg?“

In des Ewigen Huth
Hat ſtandhaft mein Geiſt ſich ergeben;
Nur, Aennchen, wie wird durch dein Leben

Der donnernde Kriegesruf beben!
Mir erzittert der Muth.

Der iſt Vaterlands Feind,
Den Vaterlands Klagen nicht treiben;
Ders wagt, gegen Kampf ſich zu ſträuben,
Und feig bei dem Liebchen zu bleiben,
Wenn das Vaterland weint!

Ja, die Trennung iſt ſchwer!
Wohl hab' ich in vorigen Stunden
Die Thränen des Mädchens empfunden;
Und hab' ich erſt die überwunden:
Ueberwind' ich noch mehr.

Es iſt Krieg! es iſt Krieg!
Den Weibern verzeihn wir die Klagen;
Der Mann muß die Trennung ertragen;
Er hat nur das Eine zu fragen:
Wie erring' ich den Sieg?

Die traurige Botſchaft.

Aennchen und Robert.

Wechſelgeſang.

Aennchen.

Ach! Robert, meine Thränen rollen
Auf den gepreßten Buſen hin!
Ein böſes Wort iſt mir erſchollen!
Zerrüttet iſt mein ganzer Sinn!

Robert.

Laß ab von dieſem tiefen Harme,
Der ſchneidend mir das Herz auch bricht!
Verſagen darf ich meine Arme
Dem Ruf des Vaterlandes nicht.

Aennchen.

Der Krieg iſt Haß! — Ich kanns nicht faſſen!
Wer baute nur ſolch Unkraut an?
Ein Mann, der liebt, wie kann er haſſen?
Sag, wie dein Herz auch haſſen kann?

Robert.

Nur retten will ich! helfen, retten
Soll meine Kraft und meine Hand!

Die Feinde bringen Schmach und Ketten
Ins gute, freie Vaterland!

Aennchen.

Der Krieg zerreißt die süßen Bande
Der Huld, die sich der Huld vertraut.
Hat denn der Mann aus fremdem Lande,
Den ihr bekämpfet, keine Braut? —

Robert.

Wir ziehn, die Feinde zu bestreiten,
Und fragen nicht, wer sie beweint?
Wir fragen nicht nach ihren Bräuten,
Wir fragen nur: „Wo ist der Feind?“

Aennchen.

Weh! welche Kraft wird mich erhalten?
Ich werd' an meinem Schmerz vergehn!
Es wird das Herz in mir zerſpalten,
Dir, wenn du fortziehſt, nachzuſehn!

Robert.

Des Tages Auge müßt' ich ſcheuen,
Entzög' ich mich dem Aufgebot!
Und; Aennchen, könnten wir uns freuen,
Beim Schrei der Vaterlandes Noth?

Aennchen.

Mir iſt ein rührend Lied erklungen,
Vom Scheiden und vom Wiederſehn;

Wohl iſt das Scheiden mir geſungen,
Wer ſinget mir das Wiederſehn?

Robert.

Das Heldenmädchen wird's erringen,
Wird kräftig thun, was ſich gebührt;
Die Stunden gehn und gehn und bringen
Den Tag, der uns zuſammenführt.

Nennchen.

Gedanken gleichen ſchnellen Blitzen;
Die hemmen nicht der Ströme Lauf
Und nicht der Berge höchſte Spitzen.
Wo ſucht dich mein Gedank' einſt auf?

Robert.

Da, wo der Tag in Morgenwinden
Vom rothen Lager aufersteht,
Da kann mich dein Gedanke finden;
Dort ist es, wo mein Wandel geht.

Aennchen an ihren Vogel.

Der du so frühlingsselig dich
Auf deinem Fichtenzweige wiegst,
Mein Vöglein, fühltest du, wie ich:
Gewiß, gewiß, du schwiegst!

Du bist ein kleines, frohes Thier,
Du fühltest keine Trennung noch;
Ich gönne deinen Frieden dir,
Nur weinen muß ich doch.

Abſchied.

Aennchen und Robert.

Robert.

Eilend naht die Scheideſtunde!
Weh! daß ich dich ſo verwunde!
Aennchen, zürne nicht dem Munde,
Der ſie zitternd nennt!

Aennchen.

Aus des Todes düstrem Schlunde
Kommt die grause Scheidestunde,
Die so heiß, wie eine Wunde,
Mir am Herzen brennt.

Robert.

Männersinn muß, ohne Beben,
In die Trennung sich ergeben!
Aber auch an meinem Leben
Brennt sie heiß und tief!

Aennchen.

Wenn ich so in Thränen schwimme,
Wehe! seufz' ich dann der Stimme,

Die zu Haß und wildem Grimme
Dich von dannen rief!

Robert.

Kind, du weißt, wie gern ich bliebe,
Wenn das Vaterland nicht triebe.
Lebe wohl dann, meine Liebe,
Bis auf Wiedersehn!

Aennchen

Kraft des Herrn, wie werd' ichs' tragen,
In den öden Wintertagen,
Mit dem Jammer meiner Klagen
So allein zu stehn?

Robert.

Einst, was werd' ich einst empfinden,
Dich im Schatten deiner Linden
Noch getreu und schön zu finden!
Aennchen, denke mein!

Aennchen.

Wann nur wird die Zeit erscheinen,
Mich mit Robert zu vereinen?
Ja, so lange werd' ich weinen!
Nie vergeß' ich dein!

Robert.

O daß, wenn ich dich verlasse,
Kraft und Muth dein Herz erfasse!

Nur den Treuring, Aennchen, laſſe
Nie von deiner Hand!

Aennchen.

Den bewahr' ich, wie die Klage,
Die ich ſtill im Herzen trage;
Er iſt meiner ſchönſten Tage
Süßes Unterpfand.

Robert.

Ewig lieben wir einander,
Sind und leben für einander;
Geben wir darauf einander
Noch einmal die Hand!

Beide.

Ewig lieben wir einander,
Sind und leben für einander;
Geben uns darauf einander
Noch einmal die Hand.

Kriegslied.

Robert.

Ich bin ein Sohn des Waldes,
Und bin wohl etwas werth!
Es droht mit Schmach und Schande
Der Feind dem Vaterlande:
Gieb, Vaterland, gieb mir ein Schwerdt!

Er will uns, gleich den Thieren,
Als hätten wir nicht Heerd,
Noch heimathliches Bleiben,

In fremde Hürden treiben.
Gieb, Vaterland, gieb mir ein Schwerdt!

Er naht sich deinen Bergen,
Mein heilig Vaterland!
Er kommt, mit Räuberhänden,
Das Heiligste zu schänden!
Wir Männer, wir halten ihm Stand.

Er trotzt auf seine Schaaren;
Auf seinen Muth der Held;
Mich faßt des Muthes Schauer,
Ich bin ein Stein der Mauer,
Die gegen die Feinde sich stellt.

Wir trotzen den Gefahren!
Den Tod fürs Vaterland
Umleuchtet Kronenſchimmer!
Wer fällt, der fällt doch nimmer
Aus Gottes erhaltender Hand.

Lebt wohl, ihr wackern Greiſe!
Seht uns im Waffenſchmuck
Von hellpolirtem Stahle!
Nun reicht zum letzten Male,
Uns Allen die Hände zum Druck!

Lebt wohl, ihr frommen Mütter!
Macht uns das Herz nicht weich
Durch eure Jammertöne;

Und segnet eure Söhne,
Zum Kampfe für Recht und für Euch!

Leb wohl, du meine Liebe!
Dies Wort durchbohrt das Mark!
Und gehn die Augen über:
Ein Blick zu Gott hinüber
Macht kräftig den Schwachen und stark.

Nun erst Gebet im Tempel
Des Herrn, der Sieg gewähret;
Und dann mit dieser Weihe,
Hinaus zum Kampf ins Freie!
Ihr, Männer, gezogen das Schwerdt!

Das Mädchen am grünen Zaun.

Aennchen.

Ich bin das Mädchen am grünen Zaun,
Ihr Liebster scheidet dahin;
Sie kann nicht lassen, ihm nachzuschaun;
Ihm folgt ihr liebender Sinn.

Ihm folgen schwere Gedanken nach.
Mit ihm sey göttliche Hut!
Noch einmal winkt er vom Erlenbach;
Dem Mägdlein starret das Blut.

Sie mag das Leben der Welt nicht ſchaun,
Sie liebt ihr einſames Weh.
Ich bin das Mädchen am grünen Zaun,
Ach, Scheiden, Scheiden thut weh!

Die Quelle im Herbſt.

Aennchen.

Du, Quelle, ſuchſt die Spuren
Des Frühlings; er iſt fern!
Erloſchen auf den Fluren
Iſt jeder Frühlingsſtern.
Dein Bräutigam kehrt wieder,
Und bringet neue Luſt,
Er bringet neue Lieder,
Und lächelt auf dich nieder,
Und ſteckt dir Blumen auf die Bruſt.

Du legst den Wittwenschleier
Der Winterzeit dann ab,
Und tanzest froh zur Feier
Des Hirtenthals hinab.
Dir kann die Zeit nicht fehlen,
Die deine Hoffnung nährt.
Wie lange wird's mich quälen?
Wie lange werd' ich zählen,
Bis mein Geliebter wiederkehrt?

Die Winternacht.

Aennchen.

Der Eiswind tobt, mein Schlaf ist fern,
Um mich ist Nacht und Grauen!
Dort oben einsam geht ein Stern
Durch stille Himmelsauen.
O Sternlein, dürft' ich mit dir gehn:
Dann könnt' ich weiter schauen,
Und in ein fernes Fenster sehn!

Du schaust dich um, so hell und klar,
So weit von Erdenqualen,
Und schmückest dir das goldne Haar
Mit einem Kranz von Stralen;
Blickst immer heiter, schöner Stern,
Herab zu meinen Thalen:
Dir ist kein liebes Leben fern.

Ich hofft', und, ach! der Winter kam,
Mein Hoffen war vergebens!
Und abgeweidet hat der Gram
Die Blumen meines Lebens!
Wohl weicht einmal die Eisnatur,
Trotz ihres Widerstrebens;
Doch schön wird's nicht auf meiner Flur.

Die Freude röthet dein Geſicht,
Du kommeſt oder ſcheideſt;
Der Frieb' iſt dort, wo du in Licht
Und Herrlichkeit dich kleideſt.
Wirf meinem Freund von dort, wo du
Zu blauen Blumen weideſt,
Den ſchönſten guten Abend zu!

Die Sehnsucht.

Eine fremde Stimme.

Oft hat ſich neu gekleidet
Der Mond mit vollem Stral;
Die Heerdenſchaar beweidet
Die Trift zum zweiten Mal.
Es wandelt auf und nieder
Das ſchöne Sonnenlicht,
Der Frühling kehrte wieder,
Nur Rennchens Robert nicht.

Ein Veilchen, das im Schatten
Die Morgenwinde lau
Hervorgeſchmeichelt hatten,
Trug eine Bruſt voll Thau;
Der volle Kelch floß über,
Bei leiſem Windeswehn,
Und Aeunchen ging vorüber,
Und ſah das Veilchen ſtehn.

Es neigte ſchwer am Stengel
Das feuchte Haupt hinab,
Da ſchwebte, wie ein Engel,
Ein warmer Stral herab,

So leis', als ob ihn Liebe,
Die sich nur still verräth,
Zur süßen Huldin triebe,
Die lauschend ihn erspäht.

Der Stral entküßt den Tropfen,
Der an dem Veilchen schwebt,
Und Aennchen fühlt ein Klopfen,
Das tief die Brust durchbebt.
Es war das stille Sehnen,
Das, in sich selbst verhüllt,
Mit lang' verhaltnen Thränen
Den jungen Busen füllt.

Die Wehmuth hielt nicht länger,
Die Thräne drang hervor;
Ein Seufzer stieg aus enger,
Gepreßter Brust empor.
„O küßt' auch meine Zähre
Ein Stral von Lieb' und Licht,
Den ich so lang' entbehre,
Mir tröstend vom Gesicht!"

Frühlings Wiederkunft.

Aennchen.

Die blaue Luft erklinget,
Die Wälder ſtimmen an,
Der Frühling kommt und ſinget,
Die Schwalbe fliegt voran.

Die führt zur alten Stätte
Der Lieb' ein holder Sinn.
Wer ihre Flügel hätte!
Ich wüßte wohl, wohin.

Euch hab' ich nichts zu sagen,
Ihr Schwalben, seyd zu froh.
Entflieht nur meinen Klagen,
Wie mir die Freud' entfloh!

Verlaßne fragen nimmer,
Wie schön es draußen sey?
Geh, Frühling, geh dann immer
Vor meiner Flur vorbey!

Die Aussicht.

Aennchen.

Ich steh' auf meinem Hügel,
Und zu den Winden spricht mein Sinn:
„Ihr Winde, leiht mir Flügel,
Und traget mich zu Robert hin!“

Er ist dahin gegangen,
Dahin den Weg bergauf, bergab!
Nun rinnt von meinen Wangen
Die Thräne fort und fort herab!

Wer weiß, in welchen Räumen
Der Arme krank und schmachtend liegt!
Ich kann nicht länger säumen!
Ihr Füße, geht nicht, fliegt, o fliegt!

Ihr Heilgen droben, nehmet
Euch meiner an, und führt mich hin!
Seht, wie sich Anna grämet,
Wie krank an Seel' und Leib' ich bin!

Von jeder Altarschwelle
Steigt auf zu euch mein frommes Flehn.
Wär' ich an eurer Stelle:
Ich spräche: „Kind, es soll geschehn!"

Der Abschied.

Aennchen.

Ich knie' an deiner Schlummerstätte,
Auf die der Wehmuth Thräne fällt!
Du, Mutter, schläfst im tiefen Bette!
Mich treibt's in eine fremde Welt!

O, mögst du sanft in deinem Grabe,
Im Schatten meiner Pflanzung ruhn!
Ich greife nach dem Pilgerstabe,
Laß mich daran nicht Unrecht thun!

Es sey mit allem, was ich thue,
Dein Geist, der meine Seele weiht!
Leb' wohl in deiner heilgen Ruhe,
In deiner Himmelsherrlichkeit!

Wenn meine Pfade sich verwirren:
Nie wird, wohin ein Fehl mich reißt,
Sich meine Seele ganz verirren.
Es ist mit mir ein guter Geist.

Und du, mein Bäumchen, grün' im Raume
Der frommen Weihung frisch und voll,
Und wachs' empor zum schönen Baume,
Der mich vielleicht noch schmücken soll!

Lebt wohl, ihr waldumſchirmten Matten,
Wo ich die frühſten Veilchen brach,
Und gern, im abendlichen Schatten,
Mit mir und mit dem Echo ſprach.

Lebt wohl, ihr hohen Alpentriften,
In eurer ſchäferlichen Ruh!
Ich ziehe weinend fremden Lüften
Und einem fremden Himmel zu.

Doch auch im fremden Himmel wohnet
Der Gott — und daran halt' ich feſt —
Der hier auf Alpenwolken thronet,
Und dort auch Sonne ſcheinen läßt!

Aennchen und ein Wandersmann.

Aennchen.

Du guter Wandersmann, wohin?
Gott lenke segnend deinen Lauf!
Bin eine arme Pilgerin,
Und suche meinen Liebsten auf.

Wandersmann.

Gott grüß' dich, schöne Pilgerin!
Wo suchst du deinen Liebsten auf?

Aennchen.

Da drüben, wo der Tag aufsteht,
Dort iſt der Krieg, da wandelt er!
O ſag mir, wie es ihm ergeht?
Du kommſt ja von da drüben her.

Wandersmann.

Da drüben, wo der Tag aufsteht,
Da, Liebchen, ſind der Männer viel.

Aennchen.

Du treibſt mit mir ein eitles Spiel!
Leb wohl! ich finde ſeine Spur.
Und giebt es auch der Männer viel:
Doch einen Robert giebt es nur!

Aennchen in der Stadt.

Dich macht das Stadtgewühl so scheu,
Mein Vöglein, kann dirs nicht verargen;
Auch mir wars oft so häßlich neu,
Daß meine Blicke sich verbargen.

Ich schaute her, ich schaute hin,
Mich ängstete die bunte Menge:
Da ward es trüb' in meinem Sinn,
Und ach! das Herz im Busen enge.

Nur enge Herzen ſchlagen hier
Und eingeſperrte Nachtigallen;
Ich lobe dort mein Dörfchen mir,
Wo freie Waldgeſänge ſchallen!

Ganz voll Erſtaunen ſtand ich da,
Und war, ich weiß nicht wie? befangen,
Von Allem, was ich hört' und ſah;
Ich ſah bemalte Wänd' und Wangen.

Weiß nicht, warum mirs nicht gefällt
Bei dieſen Männern, dieſen Frauen;
Wers liebt und lobt, der kann die Welt,
Wo immer Sontag iſt, hier ſchauen.

Wo man den Zeitengang vergißt,
Wie mag das Leben ſich erneuen?
Man kann, wo immer Sonntag iſt,
Sich nie auf einen Sonntag freuen.

Aennchen und ein Fremder.

Der Fremde.

Liebes, holdes, süßes Mädchen,
Eine Göttin biß du mir!
Dir ergeben,
Hängt mein Leben
Einzig und allein an dir.

Aennchen.

Schlechthin Anna iß mein Name,
Eine Göttin kenn' ich nicht,

Bin auch keine große Dame;
Bin nur eine Schäferin.
Brauchst dich nicht zu mir zu drängen;
Aber treibet dich dein Sinn,
Dich an etwas anzuhängen:
Wende dich wo anders hin!

Der Fremde.

Wunderschönes Mädchen, heile
Du mein liebekrankes Herz!
Deine Töne,
Süße Schöne,
Lindern schon den heißen Schmerz.

Aennchen.

Meine Töne sind nur Töne,
Die die Einfalt harmlos singt;
Ich bin keine süße Schöne,
Schlechthin Anna nur bin ich;
Weiß auch nichts von hohen Dingen;
Treulich nährt mein Vogel mich.
Laß dir seine Lieder singen,
Besser singet er, als ich.

Der Fremde.

Laß den Vogel! Liebe such' ich
Drum ist einzig und allein
Mein Verlangen,

Einzufangen,
Dich, mein holdes Vögelein!

Aennchen.

Vöglein fliegt zum grünen Haine,
Läßt sich hören, fangen nicht!
Meine Gunst hat nur der Eine,
Der sich romm mit mir vereint;
Der ist sicher kein Verräther,
Denn ich weiß, wie er es meint.
Doch was kümmerts Euch, ihr Städter
Ob ein armes Mädchen weint!

Krieg und Liebe.

Aennchen.

Zwei Winter sind vergangen,
Und neues Frühlingslicht
Ist wieder aufgegangen;
Mein schöner Frühling nicht.

So werd' ich fortgetrieben,
Muß weit und weiter gehn,
Um endlich meinen Lieben,
Gott weiß es, wo? zu sehn!

Vielleicht bedeckt mit Wunden!
Mit Jammer denk' ich dran!
Ach, wer den Krieg erfunden,
War wohl ein böser Mann!

Mir soll ihn keiner nennen!
Sein Name sey verbannt!
Nur den, den möcht' ich kennen,
Der uns die Lieb' erfand.

Der reißt dort aus einander;
Und Dieser führet still
Und freundlich zu einander,
Was zu einander will.

Chor von zurückkehrenden Kriegern.

Drei Stimmen.

Wir haben geschlagen
Ein feindlich Geschlecht,
Und kommen und tragen
Den Lorbeer mit Recht.

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' ist nun da!

Drei Stimmen.

Wir haben gebrochen
Den feindlichen Zwang,
Der, uns zu bejochen,
Ins Vaterland drang!

Chor.

Trallera trallera!
Der Frieb' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Empfangt uns mit Tänzen
Der Freud', und umlaubt
Mit blühenden Kränzen
Dem Krieger das Haupt!

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Nun wird bei Genüſſen
Des Friedens geruht;
Wir dürſten nach Küſſen
Und nimmer nach Blut!

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Komm, Mädchen, und ſcheue
Kein braunes Geſicht!

Den Weichling nur freue
Dein Liebeswort nicht!

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Und warſt du geſchieden
Vom innigſten Glück:
Das Leben im Frieden
Gibt alles zurück.

Chor.

Trallera trallera!
Der Fried' iſt nun da!

Drei Stimmen.

Die Noth ist verschwunden;
Wir feiern die Ruh
Versöhnender Stunden,
Und singen dazu:

Chor.

Trallera trallera!
Der Frieb' ist nun da!

Soldaten und Aennchen.

Aennchen.

Ich höre Friedenstöne!
Erscheinet dann, erscheint,
Ihr Vaterlandes Söhne!
Das Land hat viel geweint!

Soldaten.

Wir gingen als tapfere Krieger;
Der Tapferkeit folgt das Glück;

Wir kehren, bewillkommt als Sieger,
Ins Vaterland froh zurück.

Aennchen.

Legt ab, ihr frohen Sieger,
Den wilden Kriegerblick!

Soldaten.

Voran ist der Jubel geflogen,
Den unsere Hand erstritt;
Wir kommen, wir kommen gezogen,
Und bringen den Frieden mit!

Aennchen.

Wohl kommt ihr froh gezogen,
Ihr bringet Gutes mit!

Soldaten.

Wir haben die Feinde vertrieben!
Verdank' es uns, holde Braut!
Du darfst ihn nun ruhiger lieben,
Den Mann, dem dein Herz vertraut!

Aennchen.

Nun darf sie froher lieben,
Die lang' verlaßne Braut!

Soldaten.

Wir sind ihm entkommen, dem Grimme
Der wüthigen Feindes-Reihn!
Wir sind eine friedliche Stimme:
Vergesset der Noth und Pein!

Aennchen.

Sag an, du Friedensstimme,
Wo zieht mein Robert ein?

Soldaten.

Wer wiederkommt, ist nicht gestorben;
Er hat sich versüßt die Ruh,
Er hat sich das Leben erworben,
Und bringt es dem Liebchen zu.

Friedenslied.

Friedensruf hab' ich vernommen!
Brächt' er mir auch ein Willkommen!
Krieger sah ich dort und hier;
Alle fragt' ich, die da kamen;
Aber seinen lieben Namen
Nannte Keiner, Keiner mir!

Furchtbar anzuschaun sind Krieger,
Auch als friedlich frohe Sieger;
Krieg ist ein verruchtes Wort!
Ach, die böse Kunst der Waffen,
Kannst du, Friede, wes sie schaffen:
Fort mit ihr, auf ewig fort!

Manchen beugte sie darnieder;
Gieb, was Jedem fehlt, ihm wieder,
Und vergiß auch meiner nicht!
Könntest du vor mir erscheinen:
O du würdest bitter weinen,
Sähst du, wie das Herz mir bricht!

Traurig, ſo allein zu ſtehen,
Nicht zu hören, nicht zu ſehen,
Was mein Robert that und litt!
Viel mag er gelitten haben!
Lohn' es ihm mit deinen Gaben!
Gieb ihm auch ein Kränzlein mit!

Schön Aennchen zog mit schwerem Sinn,
Sie zog daher, sie zog dahin,
Willkommen in jedem Kreise.
So kam sie, in sittsamen Schleier gehüllt,
In einen Garten, mit Menschen gefüllt,
Da sang sie diese Weise:

Aennchens Lebenslied.

Mein Vater war gestorben,
Und meine Mutter todt!
Sie hatten nichts erworben,
Und ich war ohne Brodt!
Ach, wer sollte nun mich leiten?
Wer nun meine Liebe seyn?
Traurig stand ich in der weiten,
In der großen Welt allein!

Da kam nun, wie ein Segen,
Von Gott mir zugesandt,

Ein Jüngling mir entgegen,
Der bot mir seine Hand.
Neue schöne Freuden lachten,
Wo ich hinsah hier und dort;
Aber, eh wir Hochzeit machten,
Riß der böse Krieg ihn fort.

Ich stand auf meinem Hügel,
Sah hin, wo er verschwand:
Da wars, als hätt' ich Flügel,
Mich zogs in ferne Land.
Säumen konnt' ich nun nicht länger,
Ich verließ mein liebes Haus,

Zog mit meinem kleinen Sänger,
Meinem Vogel, muthig aus.

Ich lehrt', indem wir gingen,
Das Vöglein wohl mit Fleiß
Viel schöne Lieder singen,
Es sang auf mein Geheiß.
Anna kann nun nicht verderben —
Dacht' ich bei mir hin und her —
Dieser Sänger wird erwerben,
Was die Anna braucht und er.

Ich faltete die Hände,
Und sprach zu mir allein:

„Wenn ich ihn irgend fände:
Wie würde mir es seyn!
O wie würd' ich das ertragen!
Ja, ich würde freudiglich,
Aber weinend, würd' ich sagen:
„Sieh doch, Robert, hier bin ich!““

So ging es fort, ich übte
Mein Vöglein tagelang,
Das, wenn ich mich betrübte,
Mich frisch und muthig sang.
Es durchzog ich manches Städtchen:
Anna war bald dort, bald hier;

Nach dem Vogel sahn die Mädchen,
Und die jungen Herrn nach mir.

Ich hatte siebzehn Jahre,
War frisch, wie Milch und Blut:
Wohl fein im braunen Haare
Stand mir der Schäferhut.
So nun ließ ich gern mich schauen;
Immer schauten mich auch gern
Alle Mädchen, alle Frauen,
Aber lieber noch die Herrn.

Da kam ein Herr gegangen,
Wohl prächtig, wie das Glück,

Noch brennen mir die Wangen
Von seinem heißen Blick.
Wunderbar ward mir zu Muthe,
Doch beschreiben kann ich's nicht!
Der sah nicht nach meinem Hute,
Nein, er sah mir ins Gesicht.

Und sprach von hohen Dingen,
Wovon ich nichts mehr weiß. —
„Soll nicht mein Vöglein singen?"
Fragt' ich verwirrt und heiß.
„Nein! es möchte mein Verlangen,
Schönes Kind," dies war sein Wort —

„Gern ein andres Vöglein fangen —“
Ich erſchrak und eilte fort.

Kaum konnt' ich mich beſinnen,
Dann rief ich: „Laß mich ſeyn!
Das Vöglein fliegt von hinnen
Zum ſchönen, grünen Hain.
Eitel Trug iſt dein Verlangen;
Mich hält deine Liſt nicht feſt;
Nachtigall wird nicht gefangen,
Wenn ſie ſich nicht fangen läßt!“

Schlußerzählung.

Und Aennchen hatt' ihr Lied gesungen,
Da kommt aus der Meng' ein begeisterter Mann,
Ein Kriegesmann daher gesprungen,
Der redet mit stürmischer Freude sie an.

„Bin Robert!" jauchzte sein Entzücken,
„Dein Robert, mein Aennchen, erkenne mich doch!
Sag! träum' ich, hier dich zu erblicken?
Nein, sag mir erst, trägst du mein Ringlein wol noch?"

„Gott Lob! an dieser Einen Frage
Hat plötzlich mein Schrecken dich wieder erkannt.
Schau her, du lieber Mann, ich trage
Gar heilig den funkelnden Ring an der Hand.

Verändert hat sich deine Farbe,
Und dumpfer ertönt deiner Rede Getön,
Dann im Gesichte dort die Narbe,
Doch, wahrlich! es steht dir die Narbe recht schön."

„Sieh, Aeunchen," spricht er, „diese Schramme,
Die zog mir ein eben gefangener Wicht
Von Franken — daß ihn Gott verdamme! —
Heimtückischer Weise da quer ins Gesicht.

Auch hab' ich mir viel Ruhm erworben;
Mich nannte man, wenn man die Tapferkeit pries;
Nur wär' ich bald am Ruhm gestorben,
Nun ist es doch besser gethan, daß ichs ließ.

Doch länger laß uns hier nicht weilen;
Mich treibet, mich ziehet das heimische Glück!"
„Wolan," spricht Aennchen, „laß uns eilen!
Wie sehnt sich mein Herz nach der Heimath zurück! —"

Kaum war die nächste Nacht verflossen,
So pilgern sie schon, eh der Morgen noch graut.
Er zieht mit seinen Kriegsgenossen,
Mit einer Gefährtin die sittsame Braut.

So ging die Reise froh und heiter,
Und Menge von Städten und Dörfern verschwand;
Dann endlich sangen die Begleiter:
„Wir sehn dich, gegrüßt sey, du heimisches Land!“
Doch Aennchen schweigt; aus ihren Blicken
Da zittert die Thräne der Freude hervor,
Und Roberts Seele, voll Entzücken,
Fliegt hell in begeisterten Tönen empor:

Robert.

Grüne, dunkle Epheuranke,
Frisch um meinen Hüttenraum!

Chor der Begleiter.

Die Zeit ist vergangen; sie schwand, wie ein Traum.

Aennchen.

Schwebe, weinender Gedanke,
Hin zu meinem liebsten Baum!

Chor.

Wol Jedes begrüßt einen freundlichen Raum.

Nun fahret hin, ihr finstern Sorgen!
Die Liebenden athmen schon heimische Luft.
Sie geht am nächsten frühen Morgen
Mit ihm zu der Mutter geheiligter Gruft.

Da grünt ihr Baum im heilgen Raume,
Da schallt ihr entgegen ein lieblicher Laut,

Da schlägt aus Aennchens jungem Baume
Ein Nachtigallton in die Seele der Braut.

„Erfüllt," ruft Aennchen, „ist mein Hoffen!
Vernimm doch, mein Robert, den singenden Baum!
Wie glücklich ist nun eingetroffen,
Was einst mir geweissagt ein heimlicher Traum!"

In Aennchens Adern schlugen Flammen;
Sie schmückt mit dem Laube des Baumes ihr Haar;
Dann gingen fromm und froh zusammen
Die Kinder der Unschuld zum Weihaltar.

Geweihte Myrthenzweige kränzten
Den Altar zum bräutlichen Segensempfang,

Und helle Freudenchör' umtönten
Die Hütte der Liebe; das Brautlied erklang:

Chor.

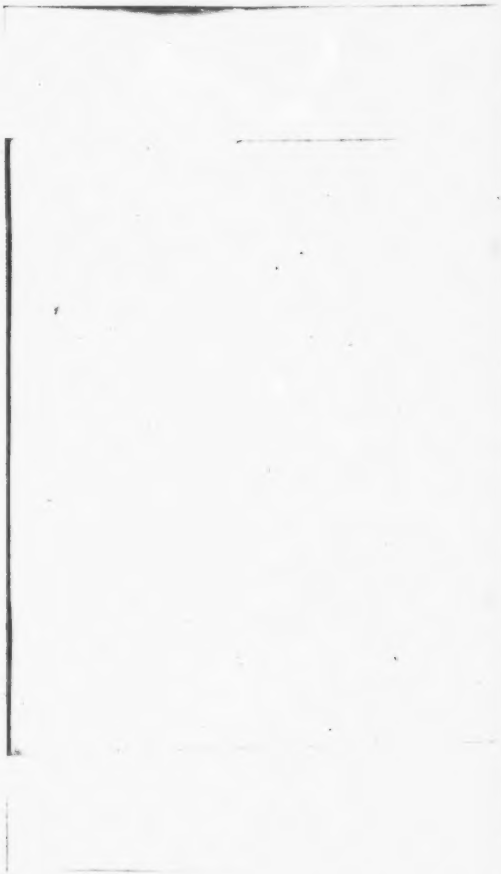
Eins gebe dem Andern
Für das Leben die Hand,
Um froher zu wandern
Durch das irdische Land.

Aennchen und Robert.

Wir geben einander
Für das Leben die Hand,
Und wandeln selbander
Durch das irdische Land.

Chor.

Die Sünde schuf Mängel,
Das Eden verschwand:
Da flohen die Engel
Das irdische Land.
Daß Einer uns bliebe:
So hielt noch, zum Glück,
Den Engel der Liebe
Die Liebe zurück!



Inhalt.

		Seite.
Robert.	Die Veränderung.	3
Aennchen.	Sehnſucht.	5
Robert.	Die höchſte Luſt.	7
Aennchen.	Der Traum.	9
Robert.		13
Aennchen.	Der Mann im Traum.	16
Robert.	Der verſtörte Geiſt.	18
Aennchen.	Die Blumenweihe.	19
Robert.	Die neue Heilige.	21
Aennchen.	Die Ueberraſchung.	24
Robert.	Das Zauberweſen.	27
Aennchen.	Opfer am Grabe.	30
Robert.	Das Zauberſpiel.	33
Aennchen.	Das Traumbild.	36
Robert.	Das verfehlte Wort.	39
Aennchen.	Der verfehlte Tanz.	43

		Seite.
Robert.	Der Liebesplan.	47
Aennchen.	Das Lied von den Elfen.	50
Aennchen u. Robert.	Wechselgesang.	53
Robert.	Nachruf.	56
Aennchen.	Rückblick.	59
Robert.	Das bejahende Nein.	62
Aennchen.	Das widerspänstige Bild.	65
Lyda u. Ninia.	Liederspiel.	66
Aennchen.	Die Liebe im Herzen.	69
Aennchen.	Der aufgefangene Blick.	71
Ninia.	Der Rosenstrauch im Zauberthale.	76
Lyda.	Das Haus bei den Tannen.	82
Aennchen.	Der fromme Wunsch.	88
Robert u. Aennchen.	Das entscheidende Reis	91
Ein Sänger.		94
	Das Gelübde.	96
Aennchen.	Die Sorge.	102
Robert.	Die neue Gestalt.	104
Aennchen.	Der Blick in die Ferne.	108
Aennchen u. Robert.	Das verdorrte Reis.	110
Robert.	Die Macht der Thräne.	113
Aennchen.	Das glückliche Zeichen.	116
Robert.	Die Liebe.	119
Aennchen.	Das neue Leben.	121
Robert.	Die Aussicht.	127
Aennchen.	Das Inselthal.	129
Aennchen.	Aennchen und ihr Vogel.	132

		Seite.
Robert.	Der Raub.	134
Aennchen.	Der Verdruß.	137
Robert.	Der Treuring.	140
Aennchen.	Vertrauen.	145
Robert.	Eifersucht.	148
Aennchen.	Die Alpenrose.	151
Robert.	Lebensüberdruß.	152
Aennchen u. Robert.	Wechselgesang.	154
Aennchen.	Herbstlied.	159
Aennchen.	Der Freudentempel.	161
Robert.	Das Jägerglück.	163
Aennchen.	Der Mond.	165
Robert.	Ungeduld.	167
Aennchen.	Die Schwalben.	169
Robert.	Die Hütte.	172
Aennchen.	Aufopferung.	174
Aennchen.	Wehmuth der Liebe.	176
Eine Sängerin und Aennchen.	Das Lied vom Scheiden.	178
Robert.	Die Schlafende.	180
Aennchen.	Der Traum.	182
Eine fremde Stimme	Aufruf.	184
Aennchen.	Das verlorne Paradies.	187
Robert.	Der Krieg.	189
Aennchen u. Robert.	Die traurige Botschaft.	192
Aennchen	an ihren Vogel.	198
Aennchen u. Robert.	Abschied.	199

	Seite.
Robert. Kriegslied.	205
Aennchen. Das Mädchen am grünen Zaun.	209
Aennchen. Die Quelle im Herbst.	211
Aennchen. Die Winternacht.	213
Eine fremde Stimme. Die Sehnsucht.	216
Aennchen. Frühlings Wiederkunft.	220
Aennchen. Die Aussicht.	222
Aennchen. Der Abschied.	224
Aennchen u. ein Wandersmann.	227
Aennchen in der Stadt.	229
Aennchen und ein Fremder.	232
Aennchen. Krieg und Liebe.	236
Chor der zurückkehrenden Kriegern.	238
Soldaten und Aennchen.	243
Aennchen. Friedenslied.	247
Aennchens Lebenslied.	251
Schlußerzählung.	258

Den Liebhabern des Gesangs und Fortepianospiels dient noch zur Nachricht, daß im Verlag der Rengerschen Buchhandlung erschienen sind:

Lieder und Gesänge

aus

Tiedge's Aennchen und Robert,

in Musik gesetzt

von

Ritter S. Neukomm.

Dieses Werk, welches in zwei Foliohesten, sehr sauber durch Steindruck vervielfältigt, einen großen Theil der vorstehenden Gedichte enthält, ist durch alle solide Buchhandlungen um den Preis von drei Thalern zu haben, welchen man, im Verhältniß der gewöhnlichen Musikalien-Preise, sehr billig finden wird.

Wanderungen

durch den

Markt des Lebens

von

E. A. Tiedge.

Erstes Bändchen.

Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wanderungen

durch den

Markt des Lebens.

— — — Experiar quid concedatur in illos,
Quorum Flaminia tegitur cinis atque Latina.

Juvenal.

Vorwort.

Wenn der Erdenpilger, der nicht umsichtlos seine Laufbahn durchschreitet, die Stelle erreicht hat, die man das höhere Alter zu nennen pflegt: so wird er in Gedanken gleichsam still stehn, um den zurückgelegten Weg zu überschauen. Da tritt nun eine Schattenwelt von Erinnerungen ihm entgegen; einzelne Gestalten und Gruppen tauchen aus den Tiefen untergegangener Tage empor; in lebhaften Phantasiebildern stellen sich ihm die, an ihm vorübergezogenen, Erscheinungen dar, von denen die Einen mit Wohlgefallen, Andere mit bittern Empfindungen das Gemüth erfüllten. Aus

dem Allen entwickelt sich nun ein großes Gemälde des vielseitigen Weltlebens voll Schatten und Licht. Das Alter, ohne eben laudator temporis acti zu seyn, liebt, den jüngern Freunden seine Jugend zu erzählen. Eine solche Erzählung, und nichts Anderes, wollen die nachstehenden Blätter seyn, die sich durchaus nicht auf Persönlichkeiten und Zustände der Gegenwart beziehen; das Vormals, nicht das Jetzt ist der Gegenstand ihrer Bedeutung. Wohl weiß der Verfasser, wie gern ein großer Theil des Publicums sich an Spöttereien ergötzt, welche mit scharfer Bezeichnung, oft hämisch oder gar verleumderisch, auf Vorhandenes, auf Erscheinungen der Zeit hinzielen; er zählt sich aber nicht zu der Genossenschaft solcher Liebhaberei; sein Blick ist auf das Vergangene gerichtet; an dem Vormals zeigt er: welchen Anblick die Pyramide gewährt, wenn sie den Schmutz der Erde mit ihrer Spitze berührt; und wie anders, wenn

diese zu der Reinheit des Himmels, zu dem Sonnenstrahl sich erhebt, den sie nachahmt. — Trotz dieser ausdrücklichen und bestimmten Erklärung aber ist zu fürchten, daß es nicht an Spähern fehlen wird, die sich anmaßen, aus den Darstellungen des Verfassers nähere Beziehungen heraus zu deuten: der Zudringlichkeit solcher analogisirenden Seelen möge dann, im Namen des Darstellers, Martial zurufen: Absit interpres malignus! — Ein einziges gekröntes Haupt der gegenwärtigen Zeit erscheint unter den widerwärtigen Bildern in der Gemäldegallerie dieser Blätter; ein Fürst, der durch blutige Thaten der Willkühr und Tyrannei das Recht verwirkt hat, zu dem ehrwürdigen Kreise der Herrscher zu gehören, die in unsern Tagen mit väterlicher Milde, nach gesetzlichen Formen die Völker Europa's regieren. Wahrheit und Recht verhöhnend hat er sich der allgemeinsten Verurtheilung der öffentlichen Meinung Preis

gegeben. — Ueberdem, da dieſer Fürſt eine Abnormität darſtellt, ſo iſt er, nach der Anſicht einer berühmten Philoſophie, ohne alles Daſeyn; und gegen ein Nichtdaſeyn findet keine Verſtändigung Statt. — Die übrigen hohen und höchſten Geſtalten, ſo in dieſen Schilderungen hervortreten, ſind längſt von dem Schauplatze des Lebens verſchwunden, und dürfen freimüthig beurtheilt werden; ein todter König fällt der Geſchichte anheim.

Tiedge.

Zueignung

an den

Wegweiſer vor H

O du erhabner, großer Mann! —
Den Ausruf wirſt du mir verzeihen;
Der Eifer unſrer Schmeicheleien
Nahm endlich die Gewohnheit an,
Ihr Lob den Großen vorzuſchreien.
Doch nun zur Sache, großer Mann!
Da hab' ich ſo ein Buch geſchrieben,
Worin nur Träum' und Reime ſtehn,
Die große Männer zwar nicht lieben,
Wohl kaum verzeihn und überſehn,
Und in den nächſten Winkel ſchieben.

Nun wird bei uns der Brauch getrieben,
Dergleichen einem Mann zu weihn,
Nur muß der Mann ein großer seyn;
Sonst hätt' ich meine Reimerei'n
Dem Hirten Klaus wohl zugeschrieben.

Um nun kein Sonderling zu seyn,
So wag' ich's, dir mein Buch zu weihn;
Du wirst es huldreich nicht verstoßen.
Kein Versemann bereimte dich;
Wohl sah ich weit umher um mich
Nach einem unbereimten Großen;
Und sieh! da fiel mein Blick auf dich.
Was groß ist, muß der Dichter preisen;
Daß du es bist, ist offenbar,
Was mehr noch ist: du bist auch wahr,
In deiner starren, kalten Größe.
O! zeigt' in seiner Lebensblöße
Sich mancher große Mann, wie du:
Wir hielten beide Augen zu.

Du stehst auf einer hohen Stelle,
Ein Hügel ist dein hoher Stand!

Und darum wird auf alle Fälle
Auch deine Hoheit anerkannt;
Wir wiſſ[illegible] eine hohe Stelle,
Sie giebt nicht, gilt nur für Verſtand.

Nun, hoher Gönner, laß mich's wagen,
Dir in das hohe Angeſicht
Noch ein paar Schmeicheleyn zu ſagen,
Erröthen kannſt du, Hoher, nicht!
Du haſt, nebſt andern derben Gaben,
Zwar freilich nur ein Herz von Holz;
Was braucht man aber, um mit Stolz
Herab zu ſchauen, mehr zu haben?
Auch haſt du keinen Kopf — allein,
Du würdeſt drob um nichts geringer,
Als mancher Held im Ehrenſchein,
Und — mit dem vorgeſtreckten Finger —
Sogar ein guter Cenſor ſeyn!
Das wär' ein Finger, recht zum Streichen;
Kein Halm des Freimuths bliebe ſtehn;
Wir würden nimmer deines Gleichen
In Wien, Berlin und Leipzig ſehn;

Wenn, — was ich dir von Herzen gönnte —
Wenn nur dein Armgeſtell ſich drehn
Und wenden, wie Herr Adam könnte!
Herr Adam Quenz, der kluge Mann,
Der eine ſorgenloſe Pfründe
Für eine tapfre Heuchelſünde
Und tüchtigen Verrath gewann.

Du ſiehſt nun, daß ich nach der Weiſe,
Die uns Autoren üblich iſt,
Auch das an deiner Hoheit preiſe,
Was du ſeyn könnteſt, und nicht biſt.
Und eben dieß, mein Gönner, iſt
Ein reicher Stoff, dich zu vergöttern.
Wär' ich durch Plutus Eigenſinn,
Was ich ſeyn könnt' und auch nicht bin,
Dann legt' ich Kronen, nicht von Blättern,
Ganz andre Kronen legt' ich dann
Vor dir in tiefer Ehrfurcht nieder:
So aber, hochgeborner Mann,
Nimm dieſe Reime, dieſe Lieder,
Und meine Schmeicheleien an.

Du ſtreckſt voll Huld, wie das Erbarmen,
Zwei lange Arm' hinaus in's Feld,
Als wollteſt du die halbe Welt
Recht landesväterlich umarmen:
Dieß — im Vertraun, iſt leerer Schein,
Doch der auch wird bei uns geprieſen;
Drum laß mich dir denn auch für dieſen
Ein kleines Weihrauchkörnchen ſtreun.

Doch nun, mein Beſter, kommt das Beſte;
Vernimm! Es iſt ein Lob, das nicht
Dem Unverdienſte Kränze flicht;
Es iſt das treue, ehrnfeſte
Verdienſtlob, welches Wahrheit ſpricht.
Du zeigeſt ſonder Lohn und Pflege,
Bei Nacht und Tag, nach Oſt und Weſt,
Dem Wandrer zwei verſchiedne Wege;
Biſt treu in deiner Pflicht und feſt,
Indeß ſo mancher Fürſt, auf Koſten
Des Staates, ſeine Pflicht verroſten,
Sich aber huldreichſt füttern läßt.

Du weiſeſt nach den ſtolzen Höhen
Der großen Stadt voll Trug und Liſt,
Und voll gedunſener Pygmäen,
Wo etwas Majeſtät zu ſehen,
Und buntes Nichts zu finden iſt.
Hin zeigſt Du nach dem Markt des Lebens,
Wo Alles durcheinander lauft;
Wo in dem regen Spiel des Strebens
Die Thorheit ihre Narrheit kauft;
Doch weiſeſt du den Grillenfänger,
Der Lügen haßt und Gleißnerei,
Und hochbeſtallte Müßiggänger,
Gleich gütig auch den Weg vorbei.
Trotz deiner etwas derben Rohheit —
Das harte Wort wirſt du verzeihn —
Uns fiel kein weichres eben ein —
Trotz ihr flößt deine ſtarre Hoheit,
Wenn man dich anſchaut, Ehrfurcht ein.

Man kann dich ſonder Scheu erblicken;
Denn nie hat deine lange Hand,
Wie's Frau Semiramis verſtand,

Mit dem Versprechen, zu beglücken,
Ein Volk zerrissen — und ein Land.

Du bist kein rüstiger Geselle,
Du weichst und wankst nicht von der Stelle,
Das sag' ich unverhüllt und frei;
Und fürchtet' ich nicht, anzustoßen,
So sagt' ich dir die Schmeichelei:
Daß dir, mit Vielen unsrer Großen,
Auch diese Ruhe eigen sey.
Sind welche, die nichts ärger hassen,
Als Thätigkeit, das wahre Thun,
Das sie gern Andern überlassen.
Da hört' ich, theurer Gönner, nun
Aus irgend einem klugen Munde:
Du bliebest, trotz der eignen Kunde
Des Weges, träg am Wege stehn,
Und hießest Andre nur ihn gehn.
Wie? Hast du das nicht von den Großen,
Die eben das, nur härter, thun,
Und, wenn sie uns zum Rechtthun stoßen,
Selbst ungerecht zu seyn, geruhn?

Nun hab' ich dich genug gepriesen;
Und du, wie man's erwarten kann,
Nimmst meinen Weihrauch frostig an;
Und dieß, hätt' ich's nicht schon bewiesen,
Beweist allein den großen Mann.
Ein letzter Grund, warum gerade
Mein armes Büchlein dir sich weiht,
Ist die vollkommne Sicherheit,
Erhabner Mann, daß deine Gnade,
Zu der sich nie ein Lob verirrt,
Mich unbegnadigt lassen wird.
Auch haben unsre Ehrenmänner,
Seitdem man rüstig Alles lobt,
Was mit Geräusch die Welt durchtobt,
Die großen und die kleinen Gönner
Mir vor dem Munde weggelobt.

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Erstes Buch.

Wanderung durch den Markt des Goldes.

I.

Freund! ich bin zurückgekommen
Von dem Markt der Welt, und hier,
Wo die Ruh' mich aufgenommen,
Sing' in ihrem Haine mir
Zu der Harfe dein Willkommen!
Doch erzählen muß ich dir,
Was mich freute, mich empörte,
Alles, was ich hier und da
Wunderbares sah und hörte,
Wie und was mir selbst geschah.
Ein Begleiter, der mich führte,
Sprach mir, wenn für meine Ruh

Gar zu ſtark ein Reiz mich rührte,
Warnungsvolle Worte zu.

Hier — hub er an — bringt willig ſeine Steuer
Ein Jeder, der, was ſeinem Wahn gebricht,
Von dieſem Markte ſich verſpricht;
Die Narrheit ſelbſt iſt immer theuer,
Allein die Narren ſind es nicht. —
Denn nur ein wenig loſer Schimmer,
Der einem eiteln Sinn behagt,
Und ſieh! — die Täuſchung findet immer
Zu leicht ein Herz, das, friſch und unverzagt,
Daran ſein Heiligſtes, ſein Allerhöchſtes wagt.

So mein Freund — und welch ein Leben!
Hin und her, und her und hin!
Streben hier, dort Gegenſtreben,
Oft recht ſinnreich ohne Sinn,
Sah ich durch einander ſchweben.

Das Alles deutet, ſprach mein Führer, auf Gewinn;
Zum Guten ſtellt ſich hier das Schlechte;
Man treibt hier Alles, auch das Rechte;
Die Tugend ſelbſt wird nicht verſchont:
Der Sünder übt ſie, wenn ſie lohnt.

Traun! ein Werk, das nicht erquickte!
Und mir war das Herz ſo ſchwer
In der tiefen Bruſt, ich blickte
Schüchtern auf dem Markt umher.
Reichthum, der berühmte Götze,
Hatte vor dem Blick der Welt
Allen Zauber ſeiner Schätze
Breit und lockend ausgeſtellt.
Die herbeigelockte Menge
Drehte ſich im Sturmgedränge,
Wie ein Schiff in voller Fluth,
Das die Wirbelwind' umpfeifen.

Hier, ſprach mein Führer, darf ein jeder Wünſcher greifen,

Wenn er's mit Anſtand nur, nach Sitt' und Weiſe
thut;
So iſt nun auch kein ſchmähliches Gewerbe
Der immer lauernde Betrug.
Leicht thut er ſich und dem Geſetz genug,
Nur daß er ſein Geſchäft mit etwas Rechtſchein
färbe;
Die Farbenmiſcherin heißt: Liſt.
Doch darf die freie Kunſt, ganz offenbar zu rauben,
Bei Strafe Niemand ſich erlauben,
Der nicht durch Machtgewalt dazu berechtigt iſt.

Sag' mir, welch ein finſtrer Wandel
Schleicht in dem verwornen Handel
Dort, wie eine böſe That?
Seine Lippen murmeln immer
Vor ſich hin bei jedem Schimmer,
Der ſich ſeinem Blicke naht.

Du ſiehſt, ſprach mein Gefährt', du ſiehſt den Neid dort wanken,
Der ſeitwärts nach dem Gold in fremden Händen ſchielt;
Weil er nicht rauben darf, ſo ſtiehlt er in Gedanken:
Ein ganzer Narr, der ſich nur arm und ärmer ſtiehlt.

Wie nur, fragt' ich, liegt im kalten,
Todten Golde ſolche Kraft,
Mit ſo wilder Leidenſchaft
In der Menſchenbruſt zu walten?

Das Gold, erwiedert' er, iſt todt, ein kaltes Erz,
Und doch erwärmt es jedes Herz.
Sieh! alle die verſchiedenen Geſtalten
Beſeelt ein Trieb, der Trieb, des Goldes ſich zu freun,
Die Einen, um es zu verſtreun,
Die Andern, um es feſtzuhalten.
Gar luſtig ſchaut dieß Widerſpiel ſich an;

Dort Jene theilen ſchweren Barren
Ihr flüchtig Weſen mit; dagegen nehmen dann
Die andern Thoren von dem ſtarren
Und todten Golde Starrheit an,
Und nennen ſich getroſt einander Narren.

Laß Einen dieſer Thoren haben,
Was zu verleihn Fortuna hat:
Sie macht mit allen ihren Gaben
Den ewig Hungernden nicht ſatt.

Leucippus gleicht dem düſtern Harme,
Der Klagen ſpricht und Seufzer haucht,
Weil er, — der mitleidwerthe Arme! —
Nur drei Mal mehr hat, als er braucht.

Noch elendvoller iſt die Hölle,
Die ſich Bidulf erſchuf aus ſeinem Ueberfluß:
Hu! finſter ſitzt er da, ein zweiter Tantalus,
Verſchmachtend an der vollen Quelle.
Bidulf, der arme reiche Mann!

Was er noch mit Genuß genießen mag, iſt Haben.
Sein eigner Bettler, nimmt er kümmerliche Gaben
Mit weggewandtem Blick von ſeinem Reichthum an.
O ſieh die bleiche Knochenwange!
Die ganze Mißgeſtalt, geſpenſtiſch abgezehrt,
Als hätte ſich der Mann ſchon lange
Von ſeinem eignen Fleiſch ernährt.
Nur Waſſer darf den Fieberdurſt ihm ſtillen.
Weg mit dem theuren Trank! Er nennt ihn Schwelgerei;
Er ſchabt das Gold ab von den Pillen,
Und kargt mit der Arzenei.
Und muß er einſt die Welt verlaſſen,
So kann er doch den Troſt umfaſſen:
Daß er nur einen kleinen Reſt
Von ſich den Würmern übrig läßt.

Und hinter ihm ſind Blicke, die da lauern!
Pandolf, ſein Erbe, lacht und ſinnt behaglich ſtill,

Wie er den guten Ohm, ſo Gott will, bald betrauern,
Und dann ſein Gold beflügeln will,
Um ein ganz andrer Mann, als jener Narr, zu werden.
Die Fülle, die da todt den kargen Ohm umſtarrt,
Belebt im Vorgenuß ihm ſchon die Gegenwart;
Er jagt im Hoffnungstraum ſchon mit vier raſchen Pferden —
Wohin? — zur Armuth geht's, die des Verſchwenders harrt.

So ſehn wir denn hier ganze Haufen
Von Thoren, in der Luft die Pein,
Den Ekel in den Schwelgerei'n,
Und in dem Reichthum Armuth kaufen.

Zwar ſtrahlt das Gold kein Licht in einen dunklen Kopf,
Der ſich in Glanz und Fülle badet.

Und doch, wie geistreich-klar erscheint der reiche Tropf
Dem Mann, den er zur Tafel ladet!
Darum kein Trieb ist mächtiger,
Kein Durst, als der, nach Gold zu dürsten.
Das Gold macht Wucherer zu Fürsten,
Aus Fürsten macht es Wucherer.

Soll ich an Hassun dich, an jenen Herrscher mahnen,
Der seine Fürstenmacht um ihre Pflicht betrog,
Als er das Blut der Unterthanen
Für Gold in fremde Hände wog?
Wirst seine Schimmerbud' auf jenem Markte finden,
Wo Alles reizt, wo auch die Missethat nicht schreckt;
Wo sich die Zeugenschaft der hochgebornen Sünden
Mit Ehrenprunk und Kronenglanz bedeckt.
Das höchste Gut, wonach die Menschen ringen,
Dem opfernd die Begier auch das Gewissen zollt,

Das höchſte Gut, das trägen Stunden Schwingen,
Und Leben erſt dem Leben giebt, heißt: Geld!
Ja, könnten jene Zeiten auferſtehen,
Als ein bekannter Midaswunſch ſo hart
Geſtraft durch die Erfüllung ward:
Wir würden heut' noch manchen Midas ſehen,
Dem Speiſ' und Trank, die er berührt, zu Gold erſtarrt.

Geld iſt das Zauberwort; die Quellen aller Lüſte
Ergießen ſich vor ſeinem Klang,
So wie das Waſſer in der Wüſte
Durch Moſes Wunderſtab aus dürrem Felſen ſprang.
Halb thieriſch lebt der Menſch, doch wenn das ganze Leben
In dieſer Halbſchied untergeht:
Dann mag der Blick ſich nicht zu jener Höh' erheben,
Um welche ſich die Welt der Geiſter dreht.

Was — fragt der Sohn der Luft — was hat
der arme Späher,
Der, ſo wie Keppler, unbelohnt
Und hungrig bei den Sternen thront?
Klug iſt die Seele, welche näher
Bei ihrem guten Magen wohnt:
Da kümmern ſie nicht jene Himmelsfernen;
Die Erde macht den Magen ſatt,
Der, wie wir wiſſen, bei den Sternen
Da droben nichts zu ſuchen hat.

Aber, fragt' ich, welch ein Leben,
Wird der Nachwelt übergeben,
Die aus ſolchem Steff erſteht?

Das Beiſpiel, ſagte man, ſitzt auf dem Lehrerſtuhle,
Und unſre liebe Jugend geht
Mit aller Aemſigkeit zur Schule,
Wo ſie recht würdiglich beſteht;
Der Knabe lernt mit leichtem Namen nennen,

Was sonst wohl schwer an das Gewissen schlägt,
Vom Vater lernt der Sohn den Gott der Erde kennen,
Dem er schon früh sein Herz entgegenträgt,
Noch eh' es sich für Höheres bewegt.

Ein Jeder glaubt an den, mit Schätzen
Von Golde reich beladnen, Götzen.
Was unsern Vätern heilig war,
Das stellen, als ein Ziel des Spottes,
Vermessenheit und Rohheit dar;
Denn die bedürfen keines Gottes.

Wo Goldes Reiz allmächtig ist,
Da wird nicht mehr das Göttliche vermißt;
Da sehn wir freilich nun die Männer,
Die an dem Altar Gottes dann,
Nach Vorgemächern großer Gönner
Mit sehnsuchtvollern Augen schaun,
Als nach des Altars heil'gen Stufen.

Sieh jenen Mann! Der kommt uns, wie gerufen;
Er ſchaut uns kalt und grell mit Vollmonds Blicken
an;
Der Prieſter Heilſen iſt's, ein Mann,
Der glauben heißt, was hohe Gönner meſſen,
Daß niedre Menſchen glauben ſollen:
Nur heimlich glaubt er ſelbſt ſich nicht;
Doch dankt er dieſer ſtillen Sünde
Die Ruhe ſeiner guten Pfründe,
Und ſein behaglich Angeſicht. —

Denn — was ſie Gottesdienſt hier nennen,
Erſcheint ſo feierlich und hehr;
Der Weltſinn der Begier iſt hier auch zu erkennen:
Mit frecher Stirn erniedrigt er
Das Chriſtliche herab zu heidniſchem Verkehr.
Du kannſt in keinen Tempel treten:
Du hörſt ein ſchreckliches Gebet
Da laſſen Erdenmajeſtäten

Zur hohen Himmelsmajestät
Um Glück für ihre Waffen beten!
So wird der Gott der ganzen Welt,
Der aller Vater ist, bestellt,
Zu helfen, in den Stand ein Volk hinab zu treten,
Das man zum Feinde macht, auch wohl nur dafür
hält.
Du solltest meinen, auf barbarischen Gefilden
Huronischer Verwünschungen zu seyn,
Die Götzenfluch herab auf ihre Feinde schrei'n;
Und bist mit Christen, nicht mit Wilden.
Ein Autor — welcher? weiß ich nicht;
Recht aber hat er, wenn er spricht:

Die beiden Theile beten!
In welches Waffenfeld
Wird nun die Gottheit treten?
Gott läßt die Narren beten,
Und führet seine Welt.

Iſt dann ein Volk beraubt und ſattſamlich zertreten,
Und dringt aus Trümmern Weh- und Angſtgeſchrei
hervor:
Dann ſchickt ein Jubelfeſt der frohe Siegerchor,
Ein Feſt von Hymnen, Preis- und Dankgebeten,
Zu Gott, der, wie es heißt, mit ſchlagen hat,
empor.
Kann's noch befremden, ſo verlaſſen
Des Altars Heiligthum zu ſehn?

Wer kann ſolches Weſen faſſen?
Wie kann Ruh' und Heil beſtehn?

Was nicht beſteht, das fällt, erwiederte mein Kenner;
Doch richtet ſiegreich noch die Wahrheit ſich empor;
Noch leuchten uns geweihte Männer;
Noch treten aus dem Nebelthor
Die Sterne Gottes hell hervor.
Die meine Seele nennt, ihr Frommen,
Ihr leuchtet feierlich und ſchön

Auf euren klaren Friedenshöh'n!
Ihr Strahlen Gottes seyd willkommen!

Die Hand, so fuhr er fort, die Alles trägt und hält,
Hat still und waltend, wo das Schlechte
Das Land umwuchert, auch dieß Rechte,
Wie eine Mahnung, hingestellt.

Zu mächtig aber lockt der Reichthum schöner Gaben
Den Käufer an, der diesen Markt betritt;
Auch Lieb' und Hoffnung sind hier feil zu haben,
Den Glauben bringt der Käufer mit.

Für Thoren, die zu viel, und stets zu viel erwarten,
Wobei ihr Wahn die Gegenwart verliert,
Ward, wie in Welschland, auch ein deutscher Narrengarten
Auf diesem Markt phantastisch ausgeziert.

Dann stellen hier trugvolle Hymenäen
In halben, ganzen, und sogar
In hoffnungvollen, goldnen Ehen
Ein Afterbild der Liebe dar.
Der niedre Trieb der wilden Rohheit
Empöret tief dein edelstes Gefühl;
Doch tiefer schmerzt es noch, in ihrer Engelhoheit
Die Liebe hier zu sehn in diesem Marktgewühl.

Wie? daß nichts verschont hier bliebe,
Rief ich aus, nichts heilig mehr,
Zog man dich auch, sanfte Liebe,
Nieder in dieß Marktverkehr!
Das Versüßende, die Güte
Einer zarten Sinnesart
Ward im weiblichen Gemüthe
Still und heilig aufbewahrt,
Trägt ein Paradies in's Leben
Des Erkorenen hinein;

Doch dieß Götterpfand will rein,
Zart und lichtrein will's gegeben,
Würdiglich empfangen seyn.
Rein, den Himmel ächter Liebe
Sollte nimmer das Getriebe
Dieses Marktgewühls entweihn!
Aber mein Begleiter führte
Mich zu einer sanften Huld;
Ihren Blick, der sanft mich rührte,
Schmückt' ein Lächeln der Geduld.

Die Unschuld, sagt' er, was sie Holdes
Und Liebliches dem Lieblinge verheißt,
Erfüllte Dora's Herz und Geist;
Und Dora ward — ein Raub des Goldes!
So engelrein und blüthenjung,
So zaghaft-froh im weißen Schleier,
Ging Dora zu der Altarfeier,
Zu ihrer eignen Opferung!

Da neigt zur Nacht des Grams hinunter
Tief trauernd sich ihr schweres Haupt;
All' ihre Sonnen gingen unter;
Ihr Lebensgarten ist entlaubt;
Hinweggerissen sind die weichen Rosenblätter,
Die einst ihr Frühling trug; der Mann,
Der ihr ein Herz voll Liebesgötter
Und Himmelsseligkeit verhieß, ward ihr Tyrann!

Fliehen, rief ich, laß uns fliehen
Von dem Raume, wo die Welt
In der Rohheit sich gefällt!

Geduld, erwiederte mein Freund, wohin wir ziehen:
Wir finden überall die Welt,
Nur Ichsucht, deren Glut im rohen Herzen lodert,
Und jedes Heil verscheucht! — Allein,
Wo Jeder giebt und Keiner fodert,
Da zieht das Paradies mit seinem Frieden ein!

Um deinen Schmerz dir zu vergüten,
Ergötze dich am Kranz der immer frischen Blüthen,
Der, unentweiht und unzerpflückt,
Iduna's Hausaltar umschmückt.
Und wir traten zu der Schwelle
Der geweihten Altarstelle.
Friede wehnt in diesem Raum,
Dieser tiefgefühlte Segen;
Und mir kam ein Götterraum
Von der Unschuldwelt entgegen,
Ohne Prunk und Weltgezier;
Himmelsgeister schienen mir
In den lieblichen Gestalten,
Wo der Blick den Blick verstand,
Eins dem Andern Kränze wand,
Still und selig hier zu walten.
Die Liebe höherer Natur,
Sprach mein Gefährt', enthüllt uns hier die schöne
Spur

Von ihrer Himmelsoffenbarung:
Für zwo geweihte Seelen wand
Sie dieses roſenweiche Band,
Und gab's der Freundſchaft in Verwahrung.

Freher ſchlug mein Herz empor,
Im Gefühl von dieſem Frieden;
Dennoch ſchwebte, da wir ſchieden,
Dora's Mißgeſchick mir vor.
Zögernd ging ich fort, und ſäumte
Hier bald und bald dort, und träumte
Viel von Glück und Mißgeſchick:
Da erſchien mir, groß und prächtig,
Eine Gottheit, ohne Blick,
Aber glanzreich, zaubermächtig,
Und ſie ſprach:

Ich bin das Glück!

Ein ganzer Himmel liegt in dieſen Herrlichkeiten,
Die mich umſtrahlen; ſchauet her!

Ich bin zwar blind, mich muß der Zufall leiten;
Doch Menschen von Verstand, aus alten, guten Zeiten,
Erkannten schon den Herrn der Welt im Ohngefähr.
Man nennt mich zwar den Gott der Thoren,
Ob diesem Mangel des Gesichts;
Im Himmel bin ich freilich nicht geboren,
Doch blicken lüstern Weis' und Thoren
Nach meinen Schöpfungen aus Nichts.
Die Himmlischen dort oben laß' ich walten;
Sie hören nicht, wenn mich das Recht verklagt;
Doch laß' ich große Dinge sich gestalten,
Nach denen ihr umsonst bei allen Göttern fragt!
Bin ich kein Gott: so redet nicht von Göttern!
Was alle Welt regiert, bin ich!
Hier laß' ich Kronen niederschmettern,
Dort weitern Reichs sich durch mich!
Und stoß' ich manchen Kopf auch nieder
Von hohen Schultern — im Triumph

Setzt meine Hand dafür auch wieder
So manche Kron' auf manchen Rumpf!
Ich ziehe unsichtbar mit Königen zum wilden,
Zum mord- und mördervollen Krieg;
Vertheile dort auf blutigen Gefilden
Mit Götterwillkühr Fall und Sieg!
Was Tugendhelden ziemt, das kann mein Sohn entbehren;
Dem Ruhm gebiet' ich selbst, und der vergöttert ihn,
Und, statt der Ehre, geb' ich Ehren,
Die vor der Schande nicht zu eigensinnig fliehn.
Seht! manchen breiten Herrn, so hohl, wie leere Worte,
Dem von Unsterblichkeit nichts träumte — ich allein,
Ich schob ihn dicht an jene Strahlenpforte
Des hohen Pantheons — nur freilich nicht hinein!
Verdienst und Tugend weicht dem Glücke!
Mein ist des Menschen Herz! Ich schmücke

Das Leben, wie ein Brautgemach!
Mir schau'n die süßen Schmeichelblicke
Der Freundschaft und der Liebe nach!
Fällt ein geliebter Mensch ein Mal aus meinem Arme:
Dann schleicht sich — denket an mein Wort —
Vom preisenden Verehrerschwarme
Ein Liebster nach dem andern fort!
Und Weisheit? O, was will die Weisheit aller Weisen,
Die wortreich mir sich gegenüber stellt?
Ich bringe Lust und Leben in die Welt,
Und Gold in diese Zeit von Eisen!

Hohes Glück, du wolltest mir,
Sprach ich, nur ein Wort verstatten!
Welch ein Wesen seh' ich hier,
Häßlich, wie ein Orcusschatten?
Bald erblick' ich's hinter dir,
Bald recht stattlich dir zur Seite?

Das iſt, wenn du es noch nicht weißt,
Erwiederte das Glück, das iſt der Wuchergeiſt,
Der zwar nicht geiſtig macht, doch dehnt er in die Breite
Die klugen Menſchen aus, in die er niederfuhr.

So das Glück. Ich ſtiller Späher
Trat den klugen Männern näher.
Die vampyriſche Natur,
Andern Leben auszuſaugen,
Lauert' aus den kleinen Augen,
Wie ein Dieb aus dem Gebüſch. —
Aber welch ein bunt Gemiſch
Bei Lubins geſchmücktem Feſte!
Welch ein Prunkgewühl der Gäſte
Dieſer ſtolzen Schwelgerei'n.

Das Land, fiel mein Begleiter ein,
Iſt elend und verarmt; indeſſen,
Gehoben von des Glückes Gunſt,

Betreiben diese Herr'n die Kunst,
Aus fremdem Jammer Wein zu pressen.
Sieh da! Mit Licht ist jede Perl' umkränzt,
Die in der schwelgerischen Halle
Vom niederhangenden Krystalle
Der hohen Kerzenkrone glänzt!
Erinnert sie nicht an die Zähre,
Die aus verweinten Augen schleicht,
Und jedes Herz, nur nicht den Wucherſinn erweicht,
Der mit dem fluchbeladnen Raube
Sich wohlgeborgen fühlt? Auch hat das Feuerblut
Der purpurnen Burgundertraube
Ja keinen Nachgeschmack von jener Thränenfluth.
Aber, sagt' ich, wie gelanget
Nur die Freundschaft in den Schwarm
Dieser Menschen? Einer hanget
Zärtlich an des Andern Arm!
Es wandelt, sprach mein Freund, um diese Lustgesellen
Ein Geist, der nicht die Freundschaft kennt,

Der jenes Reimgetön der Schellen
Am Narrenhut harmoniſch nennt,
O, nur vergebens lud ihr wilder
Und frecher Dünkel Freud' und Freundſchaft zu ſich
ein!
Verklärgebend wirft der ſelige Verein
Der beiden Himmliſchen zwei leere Schattenbilder
Da, wo die Sünde lärmt, hinein!
Daß die Freundlichkeit ſo leuchtend, wie die Kerzen,
Auf allen dieſen Stirnen ſitzt,
Wohnt tief und finſter in den Herzen
Der Neid, der ſeine Pfeile ſpitzt.
Der Schwelger will den Praſſer überbieten:
Wie ſiegreich prangt Lubins verſchwenderiſches Mahl!
Nichts fehlt! Den Geiſt erſetzt der geiſtige Pokal!
Doch ſeine Gäſt' und Er ſind keine rohe Scythen:
Lubin verſchmäht es nicht, der Kunſt,
Um doch mit Anſtand zu verſchwenden,
Ein gutes Scherflein ſeiner Gunſt

Mit Gönnerwürde zuzuwenden.
Da ſieh! Ein Chriſtuskopf mit ſeiner Dornenqual
Schaut von der Wand herab in den berauſchten Saal!
Auch ſchmücken ſolchen Schmaus die höchſten Ehrenmänner:
Da ſchimmert neben ihm ein breites Ordensband;
Verſchmäht ein Weiſer ihn, ein Weiſer iſt kein Gönner;
Und mein Lubin hat auch Verſtand.
Er weiß, was ihn mit Ruh und Heiterkeit erfüllet;
Trifft ihn ein böſer Ruf mit ſeinem Pfeil: — er lacht;
Wie Hallers Weiſer ſich in ſeine Tugend hüllet,
So hüllet ſich Lubin getroſt in ſeine Pracht.

Wend' ab den Blick vom Prunkgelag, wo jene
Vermeſſne Luſt mit vollen Gläſern klirrt!
Ich führe dich zu einer Scene,

Die dich verwunden, doch auch wieder heilen wird.
Mit allen Furien der Hungersnoth begleitet,
Steigt' ein verheerend Mangeljahr
Sich über Danien verbreitet,
Und stellt' ein Bild des höchsten Jammers dar.
Den Tod auf bleichen, offnen Lippen,
Die Augen furchtbar starr und matt:
So wankten schauderhaft, gleich wandelnden Gerippen,
Die Menschen durch die Königsstadt.
Da tritt ein Mann hervor, ein Reicher,
Ein edler Frank', und öffnet seine Speicher;
Ein Tempel der Erbarmung ist sein Haus.
O Seligkeit! sein Brot dem Hungrigen zu brechen!
Die lohnt dem edeln Mann, und Gottes Engel sprechen
Im Himmel seinen Namen aus.

II.

Hiernach führte der Begleiter
Meiner Wanderung mich weiter
Durch's Gedränge hin und her;
Und mein Blick von Ohngefähr
Ziel auf kleine, bunte Blätter. —
Deutet auf Aegyptens Götter,
Fragt' ich, dieſe Bilderſchrift?
Könige ſind zwiſchen Frauen
Oder Knechten, wie ſich's trifft,
Auf den Blättern hier zu ſchauen!
Welch ein buntes Allerlei,
Dieſe ſchwarz und rothen Zeichen!

Wie nur ſoll ich ſie vergleichen?
Steckt dahinter Zauberei?
Die Frau'n, erwiederte mein Führer, heißen Da-
men;
Dann nennet ſolche Bilderſchrift
Uns Ponta, Baſta noch und andre Zaubernamen,
Womit kein Sinn zuſammentrifft.
Das ganze Spielwerk iſt ein Gift,
Das ſeine Wirkung nie verfehlet;
Es tödtet ein Inſect, das weit und breit
Die guten Menſchen ewig quälet:
Dieß Ungeziefer heißt: die Zeit.
Fürwahr ein bös Gezücht, das immer
An ihrem Frieden nagt und frißt,
Und das, ſo viel ſie auch der Stunden tödten, nim-
mer
Ganz aus der Welt zu rotten iſt."
Selbſt auf der Bühne dort, wo Künſtler auf den
Dielen

Das Leben oft nicht schlechter spielen,
Als sich es selber spielen kann,
Fällt solch ein Ungefähr die armen Menschen an.

Und ich dacht' in meinem Sinne:
Welch ein arger Widerstreit!
Wird denn dieß Geschlecht nicht inne,
Daß mit dem Verlust der Zeit
Sich das Leben nicht gewinne?
Es vergeudet Lebenssaft,
Trotz der Stunden schneller Eile:
Dieses Volks Verdammniß ist
Kurze Zeit und Langeweile.

Das trübe Daseyn preßt und drückt;
In solchem Blätterspiel verspielt sich's leicht und heiter;
So treibend und getrieben, rückt
Denn doch das Leben fort, und kommt es auch nicht weiter.

Seit Menſchen-Thoren ſind, meint Juvenal,
Iſt auch Fortuna in die Zahl
Der höchſten Götter eingetreten;
Zwar ihren Gottesdienſt begleiten Furcht und Qual:
Doch iſt ſie ſtets umringt mit Opfern und Gebeten:
Und darum laß uns noch ein Mal
Den Blick, eh' wir ihn weiter ſenden,
Auf jene bunten Blätter wenden!
Ja, ſolche Blätter — nicht allein,
Daß ihre Kenner von der Pein
Des leeren Selbſtgefühls durch ſie ſo leicht geneſen,
Nein, auch des Zufalls Eigenſinn
Iſt in der Bilderſchrift zu leſen;
Fortuna treibt geheim darin
Ihr launenhaftes Zaubermeſen
Mit Reiz und Lockung zum Gewinn.
Sag', wer ſtürzte dort mit trüber,
Starrer Mien' und wildem Sinn,
Wie ein Raſender, vorüber?

Kennſt du Pandolfen nicht, den wir vor Kurzem
ſahn?
Dem ſich die Tage ſchön mit Roſenwolken färbten,
Eh' ſie des reichen Ohms, Bibulfs, Erſparniß erb-
ten?
Er hob den Schatz. Das Spiel iſt ſeine Lebens-
bahn.
Der Spieler iſt ein Raſender; ihn plagen
Die Furien des Erebus, und jagen
Ihn geißelnd, ohne Ruh' und Raſt,
Dahin, wo jener trübe Schimmer
Des letzten Hoffnungsſterns ihm bald vielleicht erblaßt,
Und mitten unter Lebenstrümmern
Ihn würhend die Verzweiflung faßt,
Die ſich und ihren Odem haßt.
Er flieht der Gattin Blick, mit Thränen übergoſſen,
Sich ſelber flichet er, ſein Lebensraum iſt wüſt,
Ein Schreckbild ſtarrt ihn an in ſeinem Spielgenoſſen,
Der in der Knechtſchaft ſeinen Wahnſinn büßt!

Es iſt ſein Freund Kerrin, der trieb mit ihm das grauſe,
Herztödtende Geſchäft! Da ſchleicht er nun im Chor
Der Dienerſchaft in jenem großen Hauſe,
Das in der Spielwuth dieſer Thor
An einem Faroſch verlor!

Vor dieſem Bilde laß Pandolfs Gefühl erzittern;
Laß tiefer noch das Thränenwort,
Den Jammerblick der Gattin ihn erſchüttern:
Umſonſt! Die finſtre Macht reißt ihn dämoniſch fort;
Betäubung liegt auf allen ſeinen Sinnen;
Er kann nicht mehr dem Fluch entrinnen,
Der ſchon an ſeinen Ferſen hängt!

Wie nun, fragt' ich, kann ergötzen,
Was zu ſolchem Ziele drängt,
Das mit Schaudern und Entſetzen
Eine freie Seel' umfängt? —
Aber derthin, welche Regung

Stellt ſich unſern Blicken dar?
Sag' mir, welche Menſchenſchaar
Sich in drängender Bewegung
Jenem großen Hauſe naht?
Hier ſpielet Alles, ſprach mein Führer — auch der Staat!
Ein Jeder glaubt ſich hier den Weg zum Glück zu bahnen;
Das große Haus dort iſt das Ziel,
Da treibt der Staat — was er für Raub erklärt — das Spiel —
Mit ſeinen lieben Unterthanen.
Das Glückſpiel, welches man dem Volke ſtreng verbeut,
Hat nur der Staat ſich vorbehalten:
Er läßt im Lotteſpiel den Raub ganz ungeſcheut,
Als ehrliches Geſchäft, recht ordentlich verwalten.
Der Staat iſt die Perſon, die ſich nicht ſchämt noch ſcheut,

Zu thun, was ihr Gesetz verbeut.
Geht Sitt' und Wohlstand auch verloren:
So wird denn doch das Volk — von manchem Druck
gerührt —
Im Paradiesgärtlein der Thoren,
Im Hoffen durch das Lotteriespiel geährt!
Man weiß, ein süßer Traum von Glück ergötzet
immer,
Und wer da hofft, verzweifelt nimmer.

Wie? Der das Gesetz bewacht,
Darf der Staat es selbst verletzen?

Der Staat, erwiederte mein Freund, ist eine Macht,
Und Macht steht über den Gesetzen.
Ein Glück, wobei der Staat noch immerdar gewann,
Ist, daß er nicht errötben kann.

Somit wanderten wir weiter,
Ich mit ernst gestimmtem Sinn,
Oder mehr und minder heiter,

Scherzend aber mein Begleiter,
Durch das bunte Treiben hin.
Da begegneten uns Männer,
Rüstig, wie die Aemsigkeit,
Die sich Eilgeschäften weiht.

Das sind, erklärte mir mein Kenner,
Die Hippokraten unsrer Zeit.
Du siehst dort Einen dieser Männer,
Ihn treibt die Zeit, er eilt, er fliegt
Gewiß zu einem reichen Gönner,
Der hart in Leibesnöthen liegt.

Die Herren wissen sich gar fügsam zu gestalten
Und gut zu theilen: sie behalten
Für sich hier eben nur das Geld,
Und überlassen ihre Thaten
Den Mächten in der Unterwelt,
Die keiner Sonne mehr verrathen,
Worauf ein Mal der Orcusschatten fällt.

Hier kannſt du zwei Partheien ſehen,
Die ſich, verfolgeriſch in Wort und That,
Einander gegenüber ſtehen:
Homöopath und Allopath.
Dort jen' Homöopathen greifen
Die Krankheit mit ſo leiſen Kräften an,
Daß ſie der Feind nicht merken kann;
Die Allopathen aber häufen
Die Arzeneienfluth, die Krankheit zu erſäufen;
Wehl oft erleben ſie alsdann,
Daß ſolch ein Unheld ſchwimmen kann.

Nun wandeln auch in dieſer Gegend
Geweihte Männer, welche, rein
Den Geiſt der höhern Kunſt im reinen Herzen pfle-
gend,
Der Menſchheit ihr Beſtreben weihn.

Doch wilſt du Wunderding' erblicken,
So folge mir in jenen Kreis,

Wo Mesmers Jünger heilt, und Frauen zu bestricken,
Und Männer zu benebeln weiß.

Furchtsam naht' ich mich und leise
Diesem wunderbaren Kreise.
Von dem Halblicht schwach erhellt,
Sah ich nie gesehne Dinge;
Ja, mir war es, als umfinge
Mich die düstre Schattenwelt.

Der Magus kommt, was wird geschehen?
Als ein Geweihter waltet er;
Geheimnißvolle Lüfte wehen
Den Lampenschimmer hin und her.
Die hoffnungvollen Kranken harren,
Er rührt sie mystisch an, sie gähnen, schlafen, starren;
Der Magus dreht sich links und rechts,

Um ſeine Kraft allwaltend zu vertheilen! —
Der thieriſche Magnet kann jedes Uebel heilen
Des ganzen menſchlichen Geſchlechts. —
Der Mann hat Recht, ſein Werk ſo hoch hinauf zu preiſen,
Er weiß ja, was es ihm gezollt und immer zollt.
Der ſteinere Magnet zieht Eiſen,
Der feine, thieriſche zieht Gold.

Wahrlich, wunderbare Sachen!
Sähſt du dieſem Spiele zu,
Rief ich aus, wie würdeſt du,
Alter Samoſater, lachen! —
Laſſen wir den Trug! Mein Blick
Wende ſich zu euch zurück,
Die ihr Menſchenelend mindert,
Und, wie Haller, unbelohnt
Gern den Schmerz des Jammers lindert,
Der in armen Hütten wohnt! —

Wo mit ihrem niedern Triebe
Ichſucht herrſcht, erwart' ich kaum
Für den Geiſt der Menſchenliebe,
Des Erbarmens, einen Raum.

Wir kommen weiter hin zu einem ſolchen Raum;
Die goldne Inſchrift ſagt: Erbarmen
Und Mitleid weihn dieß Haus den Armen.

Dieſe Inſchrift gab mir Muth;
Sehn wir denn auch, was ſie thut,
Um ihr goldnes Wort zu halten!
Und nun ſah ich dort Geſtalten,
Wohlgepflegt und wohlgemuth,
In bequemer Fülle walten.
Traun! das Elend wohnt hier gut!

Das ſind die Pfleger, ſprach bedenklich mein Begleiter;
Nun dringen wir ein wenig weiter
In's Innre dieſes Weſens ein!

Und ich hört' in wüſten Kammern
Halberſtickte Töne jammern;
Mich ergriff's, wie Flammenpein.

Die Pfleger, ſagte man mit einem bittern Lachen,
Die Pfleger theilen hier die Sachen:
Von dem Erbarmen lebt bequem ihr eignes Heil,
Das Mitleid iſt der Armen Theil,
Um ſie recht mitleidwerth zu machen.

Tief im Innerſten bewegt,
Rief mein zürnendes Erſtaunen:
Ja, der Markt hat tolle Launen;
Wie wird hier das Recht gepflegt!

Das Leben, ſprach mein Freund, das vielbewegte Leben
Iſt ein verworrenes Geſchwätz!
Da rauſcht es hin! und das Geſetz
Iſt ein Pedant, und träumt daneben
Am Wege ſeinen Traum von Sitte, Pflicht und Recht.

Um nun dem ungestüm sich drängenden Geschlecht
Doch etwas Rechtsinn einzupflanzen,
Umfaßt ein machtbegabter Mann
Hier die Gerechtigkeit im Ganzen,
Und Der vereinzelt sie alsdann.

Daher die Schaar von richterlichen Leuten,
Die das Gesetz gelehrt und kunstreich drehn und deuten;
Denn das Gesetz ist steif und fest;
Es deutet sich nicht selbst, und läßt,
Wie Jeder weiß, nicht mit sich reden;
Und dieß verleidet offenbar
Den guten Menschen alle Fehden:
Drum stellet jene Richterschaar
Lebendig in sich selbst uns die Gesetze dar.
So ist doch mit dem Recht noch ordentlich zu reden,
Und Themis Altar nimmt sodann,
Wie sich gebühret, Opfer an.

Und solche Ordnung ist zu schätzen:
Und so nun handelt dieß Geschlecht,
Wohl reich an Rechten, arm an Recht,
Wenn auch nicht nach, doch mit Gesetzen.

Wo Recht ist, muß auch Unrecht seyn,
Im Unrecht muß das Recht sich offenbaren.
Vermittler treten auf, und Rechtsvertreter fahren
Von dem Gebiet des Streits die reichsten Erndten ein.
Und so gedeihn des Rechtes Träger
Bei unserm zwistigen Geschlecht
Nicht selten besser, als das Recht.
Am Besten pflegen sich, wo's Pflege gilt, die Pfleger.

Ich in meiner Einfalt nun,
Fragte: Wie? in welchem Lichte
Wird und kann ein solches Thun
Vor dem strafenden Gerichte,
Das vom Throne dräut, bestehn?

Da wirſt du, ſprach mein Freund, wohl große Dinge ſehn,
Nur Recht und Rechtthun, Freund, das müſſen wir geſtehn,
Gehören immer nicht zu jenen großen Dingen,
Womit die Thronen ſich umringen.
Wir treten, wenn wir aufwärts gehn,
Zu einem hocherhabnen Orte,
Da dreht ſich, wie am Himmel, Stern um Stern,
Da iſt der Markt der feierlichen Worte,
Der bunten Schaalen ohne Kern.
Da ſehen wir das prunkende Beginnen
Der hohen Staatsweisheit, die zwei Geſichter trägt;
Das eine, welches ſie nach Innen,
Das andre, welches ſie nach Außen hin bewegt,
Nach fremden Gränzen hin, was ſie am Liebſten pflegt.
Und ſo erſcheint ſie uns nun im verjüngten Kleide,
Wie Janus einſt, der alte Heide.

Jedoch von ihren zwei Gesichtern taugt oft keins;
Von beiden schielt fast immer eins,
Nicht selten schielen sie gar beide.
Die Männer, so im Glanz der Macht
Das Heiligthum der Staatsweisheit verwalten,
Sind äußerlich erleuchtete Gestalten,
Und bilden eine Welt voll Glanz und Sternenpracht;
Allein, wie viel die Stern' auch unsern Blicken gelten:
So sind sie dennoch hier nicht selten
Die Inschrift an dem Thor der Nacht!
Dort prunkt Arar in heller Pracht;
Nur fehlt es ihm an hellen Geistesgaben;
Er weiß, wie er sich die verschafft.
Wer naht sich ihm so tiefgebückt und sklavenhaft?
Ist Adam Quenz, für Alles feil zu haben
Mit seinem Geist und seiner Worte Kraft;
Das ist der Mann, an den wir glaubten.
Wohl kämpfte frei sein Muth für Freiheit, Recht
und Licht;

Selbſt gegen ſeinen Thron wußt' er ſich zu behaup-
ten,
Nur gegen ſeinen Magen nicht;
Dem opfert er den Kranz, den ſein Verdienſt getragen.

Seltſam, rief ich, iſt der Mann!
Welch ein Wunderwerk der Magen,
Der den Ruhm verdauen kann!

Vermöchten wir den Stier zu fragen:
Wo, lieber Stier, wo ziehſt du vor,
Den Feierkranz beim Frühlingsfeſt zu tragen,
Im Magen, oder um das Ohr?
Er würd' uns unverhohlen ſagen:
Hinunter mit ihm in den Magen!
So auch der kluge Quenz; er gab
Den Kranz an ſeinen Magen ab!

Ihn lüſtete nach feinern Lüſten.
Was iſt der Ruhm? der nicht zu eſſen giebt? Ein
Trepf!

Und Quenz verkauft' an einen wüſten
Und trägen Staatsmann ſeinen Kopf;
So iſt Arar mit ihm auf's Innigſte vereinet.

Darf ich ſagen, was mir ſcheinet,
Freund, ſo ſtellt wohl dieſes Paar,
So in ein Geſchöpf vereinet,
Ein centaurisch Weſen dar?

So iſt es, ſprach mein Freund, der hohe Mann verbreitet
Schon einen Ruf von Weisheit um ſich her,
Mit höherm Blick und feſterm Tritte ſchreitet
Er durch das Labyrinth der Staatenwelt einher.
Dreh ward ein reicher Lehn ihm reichlich zugemeſſen,
Wir ſahn, wie tief ſein Haupt in Glanz und Fülle taucht,
Und Quenz, ſein Kopf, hat gut zu eſſen,
Und Jeder hat, was Jeder braucht.

Nur Eins, das unserm Quenz das Glück doch nicht vergönnte:
Vergebens wünscht er, daß er seinen Feind,
Den frühern Quenz, vernichten könnte,
Der ihm, wie sein Gespenst, in seinem Buch erscheint.

So kann ein Mann von Geist im Magen untergehen,
Und seinen Ruhm verdaun! — Wir wenden unsern Blick
Nach jener Höhe, wo sich Stern' um Sterne drehen
Und Großes sich begiebt, zurück.

Sie bau'n dort, wie wir glauben müssen,
Verträge für die Ewigkeit:
Da sieht dann schon die allernächste Zeit,
Wie frisch die Saat zum Krieg aus guten Friedensschlüssen
Hervorschießt und recht schön und kräftiglich gedeiht.
Dort oben handelt sich's um Länder und um Kronen

Die Völker, die, mit harrender Geduld,
Am Fuße dieser Höhe wohnen,
Bezahlen hinterher die Schuld.
Solch Opfer säumt dann nicht die allerhöchste Huld
Mit Worten voll Verheißung zu belohnen;
Und wenn sie später auch, was sie versprach, nicht hält,
So ist sie darum nicht zu tadeln;
Denn sie — hoch über Pflicht und Recht der Nieder-Welt,
Den Göttern gleich, hinausgestellt —
Braucht keine Tugend, braucht — nur Geld,
Und kann, wie jeden Narrn, ihr eignes Unrecht adeln.

Ein Lastthier ist das Volk, und der Regent — doch still! —
Die Götter lieben, sich zu rächen —
Wir wollen denn von Thieren sprechen;

Vom Viehe sagt man, was man will.
Wie bei den Menschen, geht's bei Thieren:
Wer mächtig ist, der führt den Heerscherstab,
Die Andern lassen sich regieren.
Drum wende jetzt ein Mal dich von den Menschen ab,
Und höre, was sich in dem Leben
Der Thiere Großes hat begeben!
Ein Tiger, der gewaltig war,
Beschloß, mit seiner Tigerschaar
Das Reich des Löwen anzufallen;
Und fürchterlich beginnt der Krieg!
Es kämpften Hörner, Klauen, Krallen,
Triumphgesänge läßt der Sieg
Bald hier, bald wieder dort erschallen;
Gleich gilt das Wie? wenn man nur siegt.
Kein Mittel ist zu toll, zu schändlich:
So geht es fort und fort, bis endlich
Die Macht des Löwen unterliegt.

Der Löwe ruft sein Volk zusammen;
Der Tiger, spricht er, der Tyrann!
Will unsre Freiheit unterjochen!
Steh auf, mein Volk, mit Gut und Blut!
Schon oft hat freier Heldenmuth
Tyrannenübermuth gebrochen.
Krieg will der Feind; so sey es Krieg!
Ihr werdet seine Frechheit schlagen;
Und dann — verlaßt euch drauf — der Sieg
Soll euch die schönsten Früchte tragen!
Das Volk steht auf, und zieht in's Feld.
Es rast der Krieg; der Tigerheld
Erliegt im Mordgewühl der Fehde;
Die Feinde fliehn, der Krieg ist aus;
Des Löwen Schaar zieht froh nach Haus.
Der Esel fertigt eine Rede,
An's gute, treue Volk gestellt,
Die unser Löwe trefflich hält:
Dank euch, daß ihr nicht still gesessen,

Ihr Männer meines Volks — die Zeit,
Was sag' ich, Zeit! — die Ewigkeit
Wird eures Ruhmes nie vergessen!
Ihr habt's errungen, daß fortan
Kein Fremder euch verschlingen kann!
Nun kommt, und laßt von mir euch fressen.

Wir aber lassen das geschehn,
Um, daß wir sie nicht ganz vergessen,
Zur Menschenwelt zurückzusehn!
Nur laß uns, eh' wir weiter gehn,
Noch einen reinen Namen nennen,
Den königlichen Mann, den Fürsten edler Brennen,
Der, wenn der Löwe dort sein Volk in Gnaden frißt,
Der Vater seines Volkes ist.
O, Clio sell's der Nachwelt offenbaren,
Wie Er da stand, wie Er zu seinen Treuen sprach,
Als jener Corse mit den Schaaren
Wohlabgerichteter Barbaren

In ſeine Friedensauen brach!
Wie drängte ſich um ihn ſein Volk zuſammen!
Krieg fodernd, mit dem Weltverwüſter Krieg!
Und keine Stimm', auch nicht der Ruf der Mutter ſchwieg,
Den Heldenmuth der Söhne zu entflammen!
Da war mit ihm das Recht, und mit dem Recht der Sieg!
So groß, ſo ſiegreich hat ſchon manches Volk gefochten,
Doch keins ſo frei von Eigennutz!
Da fühlten ſich, da boten die Entjochten
Dem lüſternen Erobrer Trutz. —
Heim zog das Heer der Vaterlandes-Retter,
Sein König führt' es zu der Ruh
Der friſchbekränzten Friedensgötter,
Und heilte Wunden, die das Wetter
Des Kriegs geſchlagen, huldreich zu.
In dieſem heiligen Geſchäfte,

Wie ſchlug ſein Herz, als er die tiefen Wunden ſah,
Das Hülfgeſchrei vernahm! — O, freudig weihten da
Die Männer ſeines Throns dem Elend ihre Kräfte!
Nun hob, was niederlag, ſich aus dem Staub empor,
Und helle Schöpfung ging aus öder Nacht hervor.

Jetzt aber ſchau', was uns entgegenſchimmert!
Da ſtellt ein andres Bild ſich dar;
Die Glanzgeſtalt, die wunderbar,
Hochglänzend, ohne Licht, mit Band und Stern umflimmert,
Iſt auch ein Mann des Throns, du kennſt ihn — iſt Arar!
Er ließ im Hinwurf eines Federzuges
Das Heil von Tauſenden kaltherzig untergehn,
Und an der Stirn des offenen Betruges
Den Namen ſeines Fürſten ſehn.
An's Ufer dieſer Landesplage,
Die er hervorrief, hingeſtellt,

Zog er die Fülle seiner Tage
Aus Jammers-Ueberfluth geheim auf trocknes Feld.

Wie vereint nur solche Schande
Sich mit einem Ehrenbande?
Sprich, wer das begreifen kann?

Man weiß ja, sprach mein Freund, an einem sol-
chen Bande
Hängt viel zu hoch der ehrenfeste Mann,
So daß ihn weder Schmach, noch was man eben
Schande
Zu nennen pflegt, erreichen kann.

Und mit wehmuthvollen Blicken
Fragt' ich: Wie erträgt sich das?

Mein Führer sprach: Mit stillem Haß
Und einem etwas wunden Rücken;
Doch braust schon aus verborgnem Quell
Ein dumpfes, unbequemes Summen;

Der Zeiten Frühroth leuchtet hell;
Und das erleichtert nicht dem Volke das Verstummen.
Zu frei vernünftet schon die Welt;
Der Tag erwächst, und, wie wir sehen,
Mit ihm die Furcht. Was soll bei solcher Noth geschehen?
Geduld! Die Männer sind bestellt,
Die gut und schlecht sich drauf verstehen,
Das Licht, das unbefugt, im Schoß der Zeit gepflegt,
Nach allen Seiten sich bewegt,
Mit Hülfe kräftiger Gewalten
Von jenem Spiel der Macht und Hoheit fern zu halten,
Das Alles, nur kein Licht erträgt.

Mich empörte solch Beginnen;
Tief empörte mich Arar.

Tröſtend ſtellte meinen Sinnen
Pitts erhabner Geiſt ſich dar. —
Auf der Fülle deiner Gaben
Trugſt du Mann dein Vaterland;
Reichthum quoll aus deiner Hand,
Und du wurdeſt arm begraben.

Plötzlich ſchreckt' ein Ruf mich auf.
Was ſind, frogt' ich, jene Männer
Dort ſo laut? Zu welchem Kauf
Fodern ſie die Käufer auf?

Sie bieten Zweige, ſprach mein Gönner,
Von Freiheitbäumen hier zu Kauf,
Die Frankreich früher ausgeboten.
Man kennt die Frucht, die man von ſolchen Zweigen bricht;
Die Männer ſind politiſche Zeloten,
Sie wären ſelber gern Deſpoten:
Doch wer ſie kennt, kauft ihre Waare nicht.

Nur euch, ihr redlichen, ihr würdigen Vertreter
Des Volkes, deren Muth vor keinem Thron erbebt,
In denen Huttens Seele lebt,
Euch lohnet früher oder später
Ein Lohn, den keine Zeit begräbt!
Ihr habt mit jenen wilden Schreiern
Der wilden Tage nichts gemein!
Euch werden beſſre Tage feiern!
Und euer Denkmal wird die Weltgeſchichte ſeyn!

III.

Voll vom Geiſte jener Streiter
Für das Recht in That und Lehre,
Setzten wir ermuthigt weiter
Unſre Wanderungen fort;
Und gewahrten in der Ferne
Einen Lichtpunkt, einen Ort,
Der da glänzt', als hätten Sterne
Ihre Himmelswohnung dort.
Und es klang daher, als löſe
Sich aus einer langen Haft
Eines Sturmes wilde Kraft:
Was bedeutet das Getöſe?

Wir kommen, sprach mein Führer, dort
Zu jenem Lichtpunkt, zu dem Ort,
Wo königliche Seelen walten,
Ein hohes Weltgericht zu halten.
Zu ihnen dringt, wie laut die Völker draußen schrei'n,
Der Ton der Klage nicht hinein.
Sieh! Adam Quarz, mit seinen Sinnverwandten,
Der bildet einen Chor von guten Korybanten,
Der das Geschrei von draußen niederrauscht.
Denn — im Vertrau'n! — du mußt es wissen:
Es werden Völker dort zerrissen,
Und Menschen, Heerden gleich, verhandelt und vertauscht.
Es ist ein lustig Werk, das Menschenvieh zu zählen;
Wohl kann dabei der Ernst, nur nicht die Freude fehlen,
Die, wenn kein Sonnenblick mehr an den Fenstern lauscht,

In ſtrahlenreichen Kerzenſälen
Durch luſtbeſeelte Tänze rauſcht! —

Jetzt nah'n wir uns; blick' auf! Ein Firma-
ment von Sternen,
Die funkelnd ſich durchkreuzen, dreht
Sich um den Stolz der Majeſtät!
Hier kannſt du göttliche Begierden kennen lernen!
So wie das Volk nach Gut und Geld,
So dürſten, ohn' es zu verhehlen,
Nach Ländern königliche Seelen.
Du hörſt, es lärmt in dieſer Götterwelt
Ein wenig laut um die erhabnen Gäſte;
Weit ſtrahlend, wie des Himmels Veſte,
Iſt der Olympus hier erhellt.
Die ſchwebenden Geſtalten ſcheinen
In Lichtgluth aufgelöſt zu ſeyn;
Die Einfalt ſollte wirklich meinen,
Sie trät' hier in die Gluth des Sonnenballs hinein.

Ich seh', du staunst; allein gewöhne
Dein Aug' an dieses Zauberlicht,
Und blenden wird dich dann das schöne,
Prachtvolle Schauspiel länger nicht!
Wirst manchen sanften Reiz bei grellem Pompe
schauen;
Denn sieh! Da greifen, schlau und fein,
Die schönen Hände schöner Frauen
In's Räderwerk des Weltgetriebes ein!

In jenem Winkel dort, bei mattem Kerzenschein,
Da wird ein Volk für eine Schäferstunde,
Dann hier ein andres für — ich weiß nicht was —
verkauft.
So geht der Handel fort, den die befehlne Kunde
Der Staatszeitung, mit großen Namen tauft.

Laß mich, sagt' ich, Eins noch fragen:
Ich vernahm in frühern Tagen

So etwas von Völkerrecht;
Ist das hier nicht zu erfragen?

O davon, hört' ich nun, ist gar nichts mehr zu sagen!
Den Namen kennt nur noch das jüngere Geschlecht;
Der Name durft', als Wort, nicht aus der Sprache fallen:
Und darum wird er in den Hallen
Der Schule von Pedanten noch genannt.
Vertrieben ward von seinem Herrschersitze
Das Wesen selbst, mit dem der Nam' entstand;
Nun stürmet kurz und gut der Krieger durch ein Land,
Und schreibt mit seiner Degenspitze,
Was Recht seyn soll, dort in den Sand.
Das arme Völkerrecht ward vogelfrei und flüchtig;
Da hat noch Grotius ihm durch sein Buch ein tüchtig,

Und, wie er meinte, wohlverwahrtes Haus gebaut;
Allein — so spielet das Verhängniß! —
Dem Völkerrechte dient das Haus nur zum Gefängniß,
Von wo es in die Welt — nur ohne Stimm' und Laut, —
Durch das Gefängnißgitter schaut.

Du glaubst vielleicht hiernach, der Krieg sey ganz versteinert
In seiner alten Rohheit? Nein!
Die Kriegesfurie spricht fein
Französisch, und ist stark gesittet und verfeinert.
Durch seine bildende Gefährtin, durch die Zeit,
Gewann der Krieg, dieß alte Ungeheuer,
An Wortkunst, ob auch nicht an Recht und Menschlichkeit.
Hat grausam man ein Land verheert mit Schwerdt und Feuer:

So spricht der Sieger weit und breit
Zu aller Welt in offnen Briefen,
Die nicht von Blut, vielmehr von schönen Phrasen triefen,
Von Großmuth, Recht und Mäßigkeit.

Nach Osten wende dich! Sieh, da erscheinen Thaten
Des neuen Völkerrechts im vollen Glanz der Macht!
Zum Opfer werden dort die kräftigen Sarmaten
Der neuen Ordnung dargebracht.
Es hieß: das Volk vermag sich selber nicht zu tragen,
Es ist ein zwistiges Geschlecht,
Hat Sitte nicht, noch Zucht; worüber dann mit Recht
Drei gute Nachbarn sich beklagen:
Das war der Grund, daß man zu Rath und That
Fein nachbarlich zusammentrat;

Und dieser Grund nun, mit drei Köpfen und drei Magen,
Verschlang bequem den ganzen Staat.
Der wollte sich nicht gern verschlingen lassen;
Da ging man wiederum zu Rath,
Um einen Strafbeschluß zu fassen
Für eine solche Missethat:
Man schilderte das Volk, mit grellen
Rebellenzügen, als Rebellen,
Weil's kühn zum Widerstand berechtigt sich geglaubt,
Das Recht der Obgewalt verkannte,
Und einen Raub das Werk der neuen Ordnung nannte!
Das war nun freilich unerlaubt!
Beschlossen ward ein neues Blutvergießen,
Und schrecklich ausgeführt sofort;
Die frechsten Würger lieferte der Nord;
Da mußte dann nicht nur das Blut der Männer fließen,

Auch meine Kinder traf der große Meuchelmord.
Das Volk erlag: da ließen die erlauchten
Vermittler Siegeskränze drehn;
Die Nordsemiramis nahm den
Am Gründlichsten in Blut getauchten:
So ward das große Werk vollbracht.
Gefeiert ward ein Fest mit königlicher Pracht,
Wobei sich Gottesdienst und Waffenlärm vereinte.
Ein frommer Blutvergießer läßt
Auch Gott nicht außer Acht bei seinem Siegerfest;
Gott war ja, wie man gläubig meinte —
Als Helfer in der Schlacht — bei dieser Siegerschaar
Ein Hauptheld, wie er sonst es bei den Juden war.
Mich ergriff ein kalter Schauer;
Weinend fragte meine Trauer:
Welche Herrscher waren dort
In den Tagen der Beraubten,
Daß sie ohn' ein drohend Wort
Träg und feig die That erlaubten?

Die mußten, sprach mein Freund, bei diesem Handel ruhn;
Sie hatten Aehnliches da oder dort zu thun.

Klingt es doch wie eine Mähre,
Was die Einfalt hier erfährt,
Und ihr scheint die Welt, als wäre
Sie noch nicht so aufgeklärt,
Als sie uns will Glauben machen. —
Zürnend wendet' ich den Blick
Zu dem Götterkreis zurück.
Aber welch ein lautes Lachen,
Fragt' ich, schallt im vollen Chor
Mitten aus den ernsten Sachen
Dieses Weltgerichts hervor?

Das lächerlichste Ding hienieden,
Sprach mein Gefährt', es ist ein Buch zum ew'gen Frieden;

Das bleibt hier ein kleiner, alter Mann
Den Göttern dieſes Himmels an.

Unſer Quenz trat nun in's Mittel;
Mit dem Blick des Spottgeſichts
Sagt' er: Von dem Buch iſt nichts,

Iſt gar nichts brauchbar, als der Titel,
Und dieſer wird, was ihr erhabnen Götter wißt,
In unſern heiligen Beſchlüſſen nie vermißt.

Ich, wie ein Betäubter, ſtaunte
Zu dem Weltſenat empor,
Und mein kluger Führer raunte
Mir geheimnißvoll in's Ohr:

Es klingt, wie wir bekennen müſſen,
Wie lauter Lieb' und Fried' in dieſen Götterſchlüſſen,
Nur ihren ſtillen Krieg führt doch darin die Liſt;
Wir kennen ſie und ihre Waffen:

Sie weiß aus Ja und Nein ein kluges Wort zu
schaffen,
Das zwischen Beiden steht, und keins von Beiden ist.

Die Gottheit, so in diesem Glanze,
Doch unsichtbar, das Scepter führt,
Zerstört im Keim, von ihrem Hauch berührt,
Des Friedens erdentwohnte Pflanze;
Sie lenkt, was hier geschieht; ihr Werk ist, was
geschah;
Und diese Unholdin — sie heißt: Politika.
Sprich, hast du Lust, noch länger hier zu stehen,
Dem Weltgerichte zuzusehen?

Nacht, verhülle meinen Blick!
Rief ich aus, und floh zurück.

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Zweites Buch.

Wanderung durch den Markt der Ehre.

I.

Zu der Sitte wollt' ich gehn,
Um mein Herz ihr auszuklagen;
Nirgends war sie mehr zu sehn,
Nirgends war sie zu erfragen!
Klein nur war die stille Schaar
Ihrer treubefundnen Lieben,
Wo ihr Geist zurückgeblieben,
Und ihr Segen heimisch war!
Mein erfahrner Freund erzählte:

Die Sitt' ist fern, seit jener Zeit,
Als die geliebte Eitelkeit
Sich mit dem lieben Wahn vermählte:

Und so geschah, daß dieses Paar
In Frankreich eine Tochter zeugte,
Die locker und so reizend war,
Daß Alles sich vor ihrem Willen beugte.
Ihr Nam' ist Mode; sie versprach,
Das heitre Leben von den Ketten
Des Sittenzwanges zu erretten,
Die sie dann glücklich auch zerbrach.
Seitdem nun, fuhr er fort, ist ihr getreu ergeben,
Was um des Neides Blicke wirbt;
In Haus und Tempel herrscht ihr Phönixleben,
Das ewig lebt und ewig stirbt.
Sie nun, die launenhaft die schöne Welt regierte,
Verachtete des Tempels Heiligkeit,
Und wüst und ruchlos ward die Zeit.
Allein der freche Ton der Ungebundenheit
Veraltete, verscholl: da kam die Mod', und zierte
Mit einem Schein der Frömmigkeit
Das jüngste Leben unsrer Zeit.

Den Kirchen wird's nun nicht an feiner Welt mehr
fehlen;
Die Mode bindet, was nicht wohl zusammenhält,
Vereint in mystisch und romantisch frommen Seelen
Den Himmel mit der Lust und Eitelkeit der Welt.
Sie führte zu des Hofes Prunkgestalten
Ein holdes Andachtspiel zurück:
Da sehn wir nun den weihevollsten Blick
In manchem schönen Auge walten,
Und der gewinnet jetzt an Thronen Huld und Glück;
Dort hat die Andacht jüngst mit einem frommen
Spruche
Den letzten Friedensbund geheiligt und gewürzt;
Doch wurde dadurch nicht dem nächsten Friedens-
bruche
Sein gutes, altes Recht verkürzt.

Ganz befremdet und bestürzt
Stand ich da, und sann; und mitten

Durch die tollen Gaukelei'n
Kam ein Mann daher geschritten:
Dieser mußte nach dem Schein,
Und nach Sprache, Tracht und Sitten,
Dünkte mich, ein Fremdling seyn.

Nein, sagte mein Begleiter, nein!
Der Mann erkennt das höchste Streben
Der großen Welt, und was sie ehrt und schätzt;
Er hat daher mit Leib und Leben
In's Gallische sich übersetzt.
Er stammelt deutsch, das ist: er bringet Fetzen
Der väterlichen Sitt' und Sprache dem Altar
Des gallischen, schlecht nachgemachten Götzen
Mit vornehm eitler Miene dar.

Ich verließ ihn. Dort und hier,
Wo ich hinsah, strahlten mir,
Wie ein heller Gottessegen,
Glanz und Herrlichkeit entgegen;

Und, wie eine Wimpelschaar,
Flatterten, um Prachtgewänder,
Bunte, schön gefärbte Bänder.
Was nur stellt dieß Wesen dar?
Fragt' ich meinen Menschenkenner.

Der Sierrath, sagt' er, zeigt dem Volk die Ehrenmänner,
Die es in seinem Schooße pflegt. —
„Beglücktes Volk!" — so rief halblaut ein Spötter —
„Das seine Ehr' am Leibe trägt!
„Da kennt man doch sogleich die Götter
„Am Glanz, in dem ihr Wandel sich bewegt!"

Daß ich auf dem Markt der Ehre,
Diesem Zaubermarkte, war,
Solches wurde mir nun klar.
Wer — und wenn's ein Engel wäre —
Fühlt mir nach, was ich empfand,

Wo ich ging und wo ich ſtand,
Großen Männern zu begegnen!
Welches Gottes reiche Hand
Mochte dieß beglückte Land
Mit ſo viel Verdienſten ſegnen?
Heil! In dir, erlornes Land,
Wohnen Tugend und Verſtand!
Noch laß uns, ſprach mein Freund, ein wenig unterdrücken
Ein ſo begeiſtertes Entzücken.
Viel Schein iſt, was von fern dein Blick für Wahrheit hält.
Tritt näher, und du wirſt die Flecken
Am Sonnenſtern der Ehr' entdecken,
Der dieſen Markt beſtrahlt, obwohl nur ſchlecht erhellt.
Der Außenglanz, der hier auf die Geſtalten fällt,
Macht, daß das reine Nichts doch auch Etwas bedeute:

Und ſo erwachſen hier nun für die große Welt
Aus kleinen Menſchen große Leute.

Man iſt ſo unbefangen hier verkehrt,
Daß man in aller Ruh' die Ehre ſelbſt entehrt.
Zur überzeugenden Belehrung,
Wie man's hier treibt: ſo komm zu jener Höhe, Freund,
Wo in der grellſten Entehrung
Die Ehre dieſes Markts erſcheint!
Blick' auf und ſieh! Da wird vor Allen
Auf eine weibliche Geſtalt dein Auge fallen;
Sie ging aus einer niedern Hütt' hervor,
Noch niedriger ſie ſelbſt an Geiſt und an Gemüthe.
Der Fürſt, entzückt vom Reiz der friſchen Jugendblüthe,
Hob ſie zu einer Würd' empor,
In der ein Jeder Viel, ſie ſelber Nichts erkennet
Von ihrer früheren Natur.

Sie iſt ſo eine Pompadour,
Ein Weſen, das kein deutſches Wort uns nennt.
In Allem, was ſie ſpricht und thut,
Erſcheint der rohe Uebermuth,
Was ſich ihr naht, hinab zu drücken.
Wie, fragſt du, ſehn zu ihr die hohen Frau'n und Herr'n?
Ich weiß es nicht! Genug, daß ungern oder gern,
Wenn ſie erſcheint, ſich Alle bücken. —

Um das Verdienſt, woran es freilich oft gebricht,
Zum wenigſten im Bild und Zeichendienſt zu pflegen,
War's wohl ſo ganz unſinnlich nicht,
Ein Ehrenthum hier anzulegen,
Ein Ranggebiet, zu welchem man,
Wenn's Noth thut, auch bequem und leicht auf andern Wegen,

Als durch Verdienſt, gelangen kann,
Ein ſolcher Weg iſt freilich dann
Vom Pfad der Würdigkeit ein wenig abgelegen.
Auch Beſſre können ſich, trotz ihrem beſſern Sinn,
Des Zaubers, der hier waltet, nicht erwehren:
Sie geben oft für den Gewinn
Den glänzend-ausgeprägten Ehren
Halb ihre wahre Hoheit hin.

Dann ſiehſt du Männer hier, die kauften von der Schande,
Gar nichts zu ſeyn, bequem ſich los;
Sie zahlten — nein, ſie gaben blos
Der Väter Tugenden zum Pfande
Der künftigen Bezahlung an;
Vergeſſen aber, wie die böſen
Und trägen Schuldner, häufig dann,
Die guten Väter einzulöſen.
Hier wachſen, fuhr der weiſe Mann

In ſeiner Nähe ſetzt, Stammbäum' in fetten Gründen,
Von frühern Händen wohl gepflanzt und wohl gepflegt;
Ein ſolcher Baum des Lebens trägt
Ehrvolle, arbeitleere Pfründen
Und manches Amt, das nicht gepflegt wird, fordern pflegt.
Im Schatten dieſer Bäume wallen
Bequeme Männer auf und ab,
Und laſſen unverdient herab
Die Frucht in ihren Schooß ſich fallen.

Doch wenden wir den Blick hier ab,
Wo ſchamlos ſich, mit freiern Lüften
Und beſſern Ahnen, Thoren brüſten.
Wir wollen nach den Männern ſehn,
So ihren Ahnenglanz der Ahnenſchaft vergalten,
Und leuchtend unter ſchwülſtigen Geſtalten

Von hochgebornen Schwaben geha.
Münchhauſen, Hutten, Stein! O, eure Namen glän-
zen
Im Tempel eures Ahnen-Heiligthums.
Ja, ihr vernahmt den Ruf des väterlichen Ruhms,
Und ſchmücket ihn mit friſchen Kränzen!
Dich, der die Leinaflur zum Muſenſitz erhob,
Münchhauſen, dich nennt unſer Lied vor Allen!
Die Stimme, die in jenen Hallen
Der Weisheit redet, ſpricht dein Lob!
Auch Ulrich Hutten ſey gefeiert mit dem Liede
Der höchſten Bardenkraft, der Held in That und
Wort!
Hoch ſtrahlet dieſe Pyramide
Durch alle Zeiten fort und fort!
Sein Ritterſchwerdt! da blitzt es aus der Ferne,
Gleich einem feuerrothen Sterne,
Der ſich um Luthers Sonne dreht,
Und mit ihr nimmer untergeht!

Auch Stein, in Kraft der jüngern Tage,
In reiner Klarheit trat dein Geiſt hervor,
Und hob aus ſeiner Niederlage
Das freie Bürgerthum empor! —
Hier Hoheit, Dünkel dort, ſprach ferner mein Begleiter:
Wir ſehen, dieſer Markt bekennt und zeigt nichts weiter,
Als ein bekanntes Wechſelſpiel.

Als wir ſenach weiter zogen,
Kam ein Federbuſch geflogen,
Der ſich trotzig ſelbſt gefiel,
Wehrgerüſtet, wie ein Streiter.

Das iſt ein junger Held, verrieth mir mein Begleiter;
Du ſiehſt, er eilet raſch zu ſeinem Tagesziel,
Als hätte ſolches ihm ein Ruf der Pflicht befohlen.

O, nichts von Dem! Ihn treibt, was er treibt,
nur das Spiel,
Um ſich vom Müßiggang im Nichtsthun zu erholen.
Wohl etwas laut bewegt ſich dieſes Heldenblut
Mit dem, an ſeiner Seit' aufblitzenden, Gewehre;
Dann iſt ſein erſtes Wort, ſo wie ſein letztes: Ehre!
Denn nickt und dreht ſie nicht von ſeinem Federhut,
Und ſteckt im Uebermuth nicht Muth?
In manchem Blick tritt ihm die Frag' entgegen:
Wer biſt du, Freund, daß du ſo trotzig biſt?
Die Antwort ſeines Blickes iſt:
Mein Urahn war ein hochberühmter Degen;
Ich bin ein Erbheld, daß ihr's wißt!
Erbheld? ſtutz' ich — und wer iſt
Jener, der da mit ihm wandelt,
Naſelos und ganz entſtellt?
Der, ſagte mein Gefährt', hat als ein Mann ge-
handelt,
Der — zwar nicht in der Sittenwelt —

Sonſt aber viel auf Ehre hält.
Ihn traf beim Spiel, wo er das Glück zu lenken
wußte,
Ein ſpitzig Wort, das er durch Zweikampf rächen
mußte!
In dieſem Kampf hat unſer Held
Den Ehrverluſt mit dem Verluſte
Der Naſe glücklich hergeſtellt.
Ein Falſtaff fragt: Was iſt die Ehre?
Ein Wort, ein Hauch, den ich ſo dringend nicht be-
gehre.
Sie iſt kein Arzt, und heilt zerriſſne Glieder nicht.
Da widerſpricht ein Mann von Ehre:
Das iſt der Narr, der aus dem Schwälger ſpricht!
Doch denkt er ſtill: der Narr hat wohl ganz Unrecht
nicht.
Dann fuhr er fort: Da, wo der Weg hinauf
ſich windet,
Erſcheint ein vielbefochter Ort:

Die Ehrenmünzerei iſt dort,
Wo Falſch und Aecht ſich zu einander findet;
Ja, manche Würde prägt die Münzgewalt, wobei
Sie offenherzig gleich verkündet:
Daß ſolcher Würdenmann ein wirklicher nicht
ſey.
Wie? Wer läßt ſich ſo verſpotten?
Der Ehrgeiz, hieß es, iſt ein mächtig ſtarker Gott,
Und Eitelkeit nicht auszurotten;
Die läßt ſogar recht theuer ſich verſpotten,
Trägt nur ein glänzendes Gepränge ſolcher Spott,
Nun iſt dem Staat nicht zu verargen,
Mit ſolchem Spotte nicht zu kargen,
Und daß er ihn für ſich zum Nahrungszweig erhebt,
Von dem er wirklich halb ſchon lebt.
So ſind wir denn nun hier umfangen
Vom Hauptverkehr der Eitelkeit;
Hier, in dem Ehrentempel hangen
Die kurzen Titel und die langen,

In schöner Ordnung hingereiht.
So flattern, lächelt hier ein Spötter,
Recht schön verzierte Titelblätter
Auf diesem Markte her und hin.
Und bringt in einen solchen Titel
Der Ehrenmann aus eignem Mittel
Nun keinen Inhalt, keinen Sinn:
Dann freilich geht ein langer Titel
So hohl, wie ein Gespenst, dahin,
Und zürnt, wenn wir mit jenem kalten Schweigen
Des Blicks, nicht tief genug vor dem Gespenst uns neigen.

Ach, ein armer Fremdling, bin
Nicht mit Klugheit stark gesegnet;
So ist meiner Einfalt dann
Einst ein schlimmes Ding begegnet,
Das ich nicht vergessen kann.
Prangend kam daher ein Mann,

Ganz mit Ehrgeräth umhangen;
Ich belächelt' etwas frei
Solche Ehrengaukelei;
Leicht gesinnt und unbefangen
Ging ich meinen Weg vorbei.
Schlimmes wohl hatt' ich begangen
Durch die ungeziemte That,
Die so achtlos auf den langen,
Breiten Titelschweif ihm trat.
Zürnend blickt' er auf mich nieder;
Ich ließ ihn gelassen ziehn;
Plötzlich aber sah ich ihn
Dort auf einer Höhe wieder,
Wie er früher mir erschien.
Und mein Führer, den ich fragte:
Wer das Alles sey? der sagte:

Hier ist der Gipfelpunkt der großen Welt,
Und jener Mann ein Pallasheld.

Es iſt ein Mann, der an der Spitze
Des Staates ſteht, wenn er am Fürſtenſtuhle ſieht.
Er ordnet mit geübtem Witze
Den Zeitvertreib der Majeſtät.
Jedoch zur Demuth ſchmilzt herab ſein ganzer Dünkel,
Erſchaut er nur des Fürſten Haupt von fern.
Ganz fertig liegt in jedem Lippenwinkel
Ein Beifallächeln für den Herrn.
Nur wölkt ſich's um dies Lächeln etwas trüber,
Blickt er zu jenem Mann hinüber,
Am Horizont des Hofs dem einzig klaren Stern,
Dem Freund und Süllo ſeines Herrn.
O, dieſe freie, große Seele
Hat eine Meinung, wenn ſie meint! —
Zur dieſen Mann gleicht nicht die Wolke dem Kameele,
Wenn ſie dem Fürſten ſo erſcheint.
Er achtet's nicht, wenn Haß und Neid ihn leiſ' umſchleichen;

Was kann ihm Fürſtenlaun' entziehn?
Was er das Seine nennt, hat ihm kein Fürſt verliehn,
Ein Süſſy iſt er ſelbſt, ſein Nam' ein Ehrenzeichen;
Er trägt das Ehrenkleid, das Ehrenkleid nicht ihn.
Kein müßig Lächeln iſt der Inhalt ſeines Lebens;
Mit ihm iſt — fern vom Sinn des höfiſchen Geſchlechts —
Im hohen Ernſte ſeines Strebens,
Der Geiſt der Thätigkeit, der Wahrheit und des Rechts.
Groß Unrecht wandt' er von des Fürſten Seele,
Groß Unheil ab vom Unterthan;
Gegeben hatte ſchon dazu die Machtbefehle
Der ſchnödeſte Despotenwahn.
Ihm reicht der Fürſt ein Blatt, deß Inhalt ein Verbrechen,
Das Ungerechtigkeit ihm eingegeben hat;

Er nimmt und lieſt und ſchweigt, und giebt zurück
das Blatt —
Nicht konnt' er würdiger, nicht ſtärker widerſpre-
chen.
Der Fürſt verſtand dieß furchtbar-ſtille Wort. —
Dann ſiehſt du, fuhr mein Freund in ſeiner
Rede fort,
Auf dieſen Höh'n noch andre Männer glänzen
In hellen Ehren, Stern an Stern,
Die reich das Hofgepräng' ergänzen:
Es ſind die Boten fremder Herr'n.
Die Herrſcher — trotz dem heiligen Vertrauen
In ihren Briefen, und wie fern
Sie aus einander ſtehn — ſie mögen immer gern
Einander in die Fenſter ſchauen,
Und dazu dienet dieſer Chor
Der Männer in dem Schimmerkreiſe;
Sie ſtellen auf die feinſte Weiſe
Die Augen ihrer Fürſten vor.

Je höher nun an Macht der Gott ſteht, dem ſie die-
nen,
Um deſto höher trägt ein Jeglicher von ihnen,
Als Untergott, ſein Haupt empor.

Als ich nun, wie von den Wogen
Einer Strömung fortgezogen,
Durch das Volksgewühl mich wand,
Sah ich wieder eine breite
Prunkgeſtalt, die mir zur Seite
Mit gehobnem Haupte ſtand,
Gleich der leeren Waizenähre.

Der, daß ich ihn dir kurz erkläre,
Sprach etwas bitter mein Gefährt',
Iſt kaum noch der Erklärung werth.
Er hat ein edles Haupt verdrängt aus jener Sphäre,
Worin er prunkt, indem er ſie entehrt.
Sein Wiſſen iſt die Kunſt, das ſpröde Glück zu len-
ken;

Sein Kopf ein Magazin von Ränken,
Und eine Wüſtenei ſein Herz.
Und fragſt du noch, durch welche Gabe
Des Glücks er ſich gefördert habe?
Durch eine ſchöne Frau, und eine Stirn von Erz.

Toll genug geht hier das Leben —
Hub ich etwas unſanft an —
Sich durch niedern Sinn zu heben!
Sprich, wer das begreifen kann?
Aber, wer iſt jener Mann,
Der dort unter großen Gönnern,
Wie von Ehrfurcht halb erdrückt,
Sich ſo unaufhörlich bückt,
Und vor unbeglänzten Männern
Sich ſo ſtolz gebehrden kann?
Sag' mir, Freund, wer iſt der Mann?

Der, ſagt' er, iſt kein Mann, iſt nur
So eine kriechende Natur.

Tief zur Erniedrigung hinabgestoßen
Vom Stolz, vor dem er nie verschmäht, zu knie'n,
Umschleicht er knechtisch-feig die Großen:
Der Ehrenselbstmord zeichnet ihn.
Um zu verstecken solches Zeichen,
Blickt er auf schlichtes Volk herab mit steifem Haupt,
Und nimmt ein Wesen an, das gegen Unsersgleichen,
Die wir nicht vornehm sind, sein Dünkel sich erlaubt.
Zwei Köpfe scheint er uns zu haben:
Den einen, wenn er tiefgebückt vor Gönnern
steht,
Den andern, wenn er hocherhaben
An unserm Blick vorübergeht.
Kaum hatt' ich den Blick gewendet,
Trat ein Andrer stolz daher.
Wer ist, fragt' ich, wie geblendet,
Meinen Führer, wer ist der?
Das ist der Wucherer Lubin, erwiedert' er.
Es wundert dich, ihn hier zu finden?

Wir trafen dieſen klugen Mann
Schon auf dem Markt des Geldes an,
Wo er für wohlgelungne Sünden
Viel Schand' und Fluch und Glück gewann.
Den Fluch ertrug er, wie ein Mann!
Nur ſich der Schande zu entwinden,
Rief er auf dieſem Markt die Ehr' um Rettung an;
Sie rettet' ihn, er blieb ſodann
Ein Gauner, nach wie vor, und ward ein Ehrenmann.

Das Gold, und wär's ein Raub vom Altar ſelbſt, entriegelt
Des Ehrentempels Heiligthum;
Nicht der Stern, der ſich in einem Sumpfe ſpiegelt,
Verleiht dem Sumpfe nicht Verherrlichung, noch Ruhm.

Aus einer Krämerbud' entſproſſen,
Siegprangt Lubin in ſolchem Strahl,

Seit er, mit hohen Raubgenossen,
Des Landes Hungersnoth bestahl.
Welch Wesen spricht aus seinen Mienen?
An seiner Nacht, die, wie ein Grab,
Ihn ganz mit Dunkelheit umgab,
Ist nun ein heller Stern erschienen:
So schimmert er dort auf und ab
Durch das begaffende Gewimmel.

Läßt sich dein Gestirn, o Himmel,
Fragt' ich schon, so tief herab?
Solch ein Wunderwerk macht immer
Unsern Blick etwas verwirrt.
Seit der Schöpfung hat wohl schlimmer
Noch kein Irrstern sich verirrt!
Ach, so forscht' ich denn vergebens,
Auf und ab, und her und hin,
Nach dem reinen, wahren Sinn,
Nach dem höhern Sinn des Lebens!

Die wahre Hoheit, sprach begeistert mein Gefährt,
War nie das Licht, das diesen Markt besonnte;
Sie leuchtet fern daher vom tiefern Horizonte,
Und still empfindet sie der Kreis, den sie verklärt.
Ihr Wesen ist ein edles Streben,
Ein Quell der Liebe, der aus voller Seele fließt,
Und sich so mild, wie Thau der Sommernacht, ergießt;
Ein Tempel Gottes ist ihr Leben,
Aus welchem, ohne sich vom Glanz geschmückt zu sehn,
Geweihte Thaten, in der Hülle
Der Demuth und mit jener Stille,
Wie Engel unter Menschen, gehn.
Um Franklin drehte sich kein Prunk- und Prachtgewimmel,
Und Großes that der Mann in seiner heil'gen Ruh;
Ihm leuchtete der Geist aus einem stillern Himmel,
Und keine Weltmacht warf ihm ihren Schimmer zu.

So mein Freund. Mir war's, als thäte
Sich ein Himmel auf, und Er,
Jener Volksbeglücker, träte
Herrlich, wie ein Gott, daher. —

Fürder ließ ich mich geleiten,
Und in mancherlei Gestalt
Bargen tausend Eitelkeiten
Immer einerlei Gehalt.
Achtlos blickt' ich auf die Menge,
Die so fluthend mich umrann,
Und ein halbbekannter Mann
Kam daher durch das Gedränge:
Forschend sah mein Blick ihn an.

Ist Heilson, sprach mein Freund, der priesterliche Mann.
Sieh, uns begegnete sein holdes,
Sein, mit sich selbst zufriednes, Angesicht
Zuvor schon auf dem Markt des Goldes;

Wem dort der Handel glückt, dem fehlt es hier auch nicht.
Ein großer, heller Kopf verführt den Gang der Zei-
ten;
Aus Mittelgut besteht, was halten soll und hält: —
Dieß Sprüchlein klang herab aus einer hohen Welt;
Ein Kaiser hat es aufgestellt,
Und im Gebiet der Mittelmäßigkeiten
Ist Hellson schon der rechte Held.
Daß Wahrheit, daß Vernunft den Weg zum Glück
nicht bahne,
Das ward dem schlauen Manne klar;
Sein Lehrwort ging dann offenbar
In Kriegesdienste bei dem Wahne,
Stritt gegen die Vernunft: und hell und glorreich
schmückt
Ihn schon ein Ehrenband, als hohe Siegesfahne
Des prächtigen Triumphs, den er von fern erblickt.
Und so genießt er nun, recht angenehm geblendet,
Im voraus seiner Thaten Frucht,

Und wähnt, weil die Vernunft ſich ab von ihm gewendet,
Sie ſey ſchon gänzlich auf der Flucht.

Endlich kam ein Mann gegangen;
Mit ſtark aufgeblaſnen Wangen
Brauſt er ſtolz und laut daher.
Sag' mir, fragt' ich, wer iſt Der?

Wir ſehen hier kein fremd Gefieder,
Sprach mein Begleiter: Wie? du kennſt den eitlen Quenz nicht wieder?
Er trägt, für manchen Ehrverluſt,
Ein Ehrenzeichen an der Bruſt;
Das hat die Vollmacht, nur die Kraft nicht, abzuwehren,
Was nimmer ihm der böſe Ruf vergiftet;
Und ſonach iſt er denn mit Ehren,
Was man ſonſt nicht mit Ehren iſt.

Verfolgen darf hier nicht die Wahrheit, mit der Rüge
Des lauten Zorns, den lügenhaften Schein,
Hat nur der Ehrenmann den Vortheil, eine Lüge
Großartiger Natur zu seyn.
Jetzt aber laß uns höher steigen!
Wenn wir uns jenen Höhen nahn,
Wird, was wir hier im Kleinen sahn,
Sich unserm Blick im Großen zeigen.

Sieh! da stellt wiederum Arar
Sich in noch höherm Glanz, im Fürstenglanze dar.
Wir sahn ihn dort im Götterkreise walten:
Da dient er vielgewandt und klug
Der Willkührmacht, voll Eifer, zu erhalten
Den alten Schlamm, der sich im Zeitstrom niederschlug;
Voll Muth und Kühnheit, zu beschränken
Die freie Geistesthätigkeit,
Den ungestümen Trieb, zu denken,

Die Peſtilenz der neuen Zeit.

Nicht denken ſoll das Volk, gehorchen ſoll's, vertrauen,
Und den Regierenden nicht auf die Hände ſchauen!
Hoch ehrt Akar den Weiſen, der da ſpricht:
Zum Menſchen macht den Menſchen erſt die Pflicht.
Um nun ein rechtes Menſchthum zu errichten,
So häuft er mehr und mehr die Unterthanenpflichten,
Und mindert mehr der Unterthanen Recht;
Das Recht iſt für den Herrn, die Pflicht iſt für den Knecht.
Ein Werk in dieſem Geiſt erwarb ihm neue Würden,
Dem Volk hingegen neue Bürden:
Genug! ſein Werk gelang, und was gelingt, iſt recht.

Ein ſolches Herrſcherthum zu bauen,
Gelinget leicht; es fordert nur
Ein wenig Muth und viel von jener Kraftnatur,

Die tüchtig macht, den Haß des Volkes zu verdauen.
Und er verdauet gut, die Staatsnoth irrt ihn nicht;
Und schreit ein böser Ruf zu laut, ihn anzuklagen:
Sein Adam Quenz, der für ihn denkt und spricht,
Nicht minder auch berühmt durch einen guten Magen,
O! der ist immer aufgelegt,
Ein Werk, das an der Stirn des Gönners Namen trägt,
Schön anzukleiden, und den bösen Ruf zu schlagen,
Wenn er ihn auch nicht niederschlägt;
So läßt sich nun Arar, von keinem Sturm bewegt,
Bequem von seiner Würde tragen.
Das Staatsgeschäft ist ihm ein leichtes Spiel.
Du fragst: Wie fährt dabei der Staat? — Der hat kein Ziel!
Er treibt umher in einem Kreise
Von bräuchlicher Gemächlichkeit;

Und iſt der Fuhrmann auch nicht weiſe:
So iſt es wenigſtens die Zeit.
Dieß alte Mäulthier iſt des Weges
Einmal gewohnt, es trabt allein;
Und ſitzt auf ihm ein Tropf: ſo ſcheint es zwar ein träges,
Ein unbequemes Vieh zu ſeyn;
Doch lenkt es, wenn die Spur des Weges
Dem Tropf entſchwand, von ſelber wieder ein.

Tröſtet mich, ihr heil'gen Manen
Meines Bernſtorf! Seinen Geiſt,
Den ein großes Leben preiſt,
Seine Hoheit kann ich ahnen!
Nie wird Bernſtorf untergehn!
Friedſam wird, wie Abendſchimmer,
Seines Lebens Nachglanz immer
Ueber ſeinem Volke ſtehn.
Streuet, gute Landbewohner,

Denen er die Freiheit gab,
Streuet, ihr entfiederten Frohner,
Blumenopfer um sein Grab! —
Was mich hier so schmerzlich drückte,
War die tiefe Schmach, zu sehn,
Daß die Ehre Sünden schmückte!
Läßt die Wahrheit das geschehn?
Wird sie nicht den Frevel rächen?

Die Wahrheit, sprach mein Freund, was freilich seltsam klingt,
Die Wahrheit hat hier nicht zu sprechen;
Hier spricht allein das Glück; dieß nennet ein Verbrechen
Nur solche Mißthat, die mißlingt.

II.

Wahrlich, immerdar zu hören,
Wie man nach dem Glücke jagt,
Muß den Einfaltsinn empören,
Der nach Recht und Wahrheit fragt!
Gauklers Heuchelkünste drangen
Aus der Niedrigkeit empor,
Gauners Dünkel trat hervor,
Mit dem Ehrenraub zu prangen!
Wo ich stand und wo ich ging,
Sah ich prächtige Verbrecher,
Sah, wie mancher arge Schächer
Breit am Ehrenkreuze hing,
Der, wie mir es scheinen wollte,

So bequem nicht hangen ſollte.
Vorwärts bald, und bald zurück
Schaut' ich durch die bunten Reihen;
Da begegnete dem Blick,
Unter dieſen Zaubereien,
Abermals das blinde Glück.

Hier ſiehſt du mich, ſo ſprach's, in meiner höchſten Fülle;
Betrachte — wenn dir nicht vor Raub und Morde graut —
Den Thron, bei dem ich mich als reines Glück enthülle,
Aus Trümmern hab' ich ihn erbaut;
Doch wird er angeſtaunt, und glorreich ſich geſtalten.
Schau, wie von ihm herab in wellenreichen Falten
Der königliche Purpurſchleier rinnt!
Den färbt' ich mit dem Blut, in welchem Völker ſchwammen,

Und drucket' ihn an jenen Flammen
Der Städte, die nun Asche sind.
Und diesen Thron, wenn er am Höchsten festet,
Umstrahlt ein glänzender Satrapenchor,
Der wuchs, mit Länderraub gemästet,
Zu dieser Herrlichkeit empor.
Nun sieh den Herrn des Throns! Gleich zagenden Verbrechern,
Umgiebt ihn eine Fürstenschaar;
Sie reichen knieend ihm, in großen goldnen Bechern,
Das Blut von ihren Völkern dar.
Wie knechtisch-tief sie auch vor ihm sich niederbücken:
Er weiß sie tiefer noch in Staub hinab zu drücken.
Die Töchter fordert er mit drohendem Gesicht;
Sie zittern, doch sie säumen nicht.

So das Glück! Und mit Entsetzen
Sah ich diesen Thron und schwieg,
Als, umringt mit Pracht und Schätzen,

Ihn der Wütherich beſtieg,
Der ſich groß zu nennen wagte.

Daß aber breit nicht groß iſt, ſagte
Mein Führer, ſtellt ſich offenbar
In dieſem Mann der Lüge dar.
Gewaltig in die Breite trieb ſein Streben;
Weithin zu herrſchen und zu drohn, war ſeine Wuth;
Ein Feld', das Unheil trägt, ein Schlachtfeld iſt
ſein Leben;
Zu jener Hoheit, die auf Heiligungen ruht,
Zur Hoheit, die ein Volk erhebt, ſich zu erheben,
Fehlt ihm der Wahrheitſinn, der wahre Heldenmuth.
Da ſieh! — Was hob ihn denn zum Thron empor?
— Die Lüge!
Ein prahlend Lügenwerk iſt jeder ſeiner Züge.
Klein iſt und macht die Lüg'; und wer ihr Held
auch ſey,

Ja, wenn er hundert Kronen trüge:
Sie macht zum Sclaven ihn! — Du, Washington,
warst frei!
Der Corse schlug ein Volk, das ihm vertraut', in
Ketten,
Der Britte kämpft, sein Volk vom Sclavendruck zu
retten.
Hell leuchtet Washington, wie um den Abend-
rand,
Ein Tag, der unterging, nachwärmt und nicht
verschwand;
Sein Denkmal ist ein ganzes Land.
Wie steht vor ihm der Held, den sie den Großen
nennen!
Er leuchtet nicht, er glänzt; und tausend Wün-
sche brennen
Mit hochentflammter Ungeduld,
Nur angeglänzt zu seyn, und rennen
Hinein in's Elend seiner Huld;

Und Neid und Eifersucht begannen.
Die Hoffnung, dieses leere Heil,
Ist, wie du weißt, die Münze des Tyrannen;
Und ihr ist Ehr' und Freiheit feil.
Was sag' ich, Freiheit! Nein, die Thoren,
Die solche Münze lockt, die waren nimmer frei,
Für schlichte Knechtgestalt erkoren
Sie nur die feidne Sclaverei.

Da stehn die Zagenden, und schaun mit Zittern
Zu ihrem Jupiter hinan,
Der mit den Augenbraun den Hofolymp erschüttern,
Und Niedriges erhöhn, das Hohe stürzen kann.
Sie schaun, ob nicht ein Strahl von Huld sie werd' umblitzen!
Das Glück, das hohe Hände braucht,
Wenn's aufhebt oder niedertaucht,
Hat Wunderkraft den Fingerspitzen
Des Weltgebieters eingehaucht.

Er fodert Scherben zum Verblenden,
Worauf, bedeutungvoll gemalt,
Im Lorbeerkranz ein Raubvieh strahlt;
Berühret sie dann mit den Händen,
Woran das Schrecken noch den Brand der Dörfer
riecht —
Und fertig sind die Ehrenkronen,
Um einen Sclaven zu belohnen,
Der, solcher Gnade werth, vor ihm im Staube
kriecht.

Was flüstert heimlich dort ein Spötter?
Wir wissen ja, was er uns sagen kann;
Aus Klötzen werden keine Götter,
Aus Nesseln keine Lorbeerblätter,
Und rührte selbst ein Gott sie an.

Weggehn wollt' ich, aber immer
Ward ich durch die volle Pracht,

Durch den reichen, bunten Schimmer
Wieder aufmerksam gemacht.

Nur näher, sprach mein Kenner, näher!
Der leidlich unbefangne Späher
Durchschauet leicht das Wesen dieser Pracht,
Auf der so lüstern-starr des Neides Blicke weilen.
Die Prunkgestalten hier sind fein polirt und glatt,
Durch einen hohen Wink bewegte Ehrensäulen,
Die der Monarch sich selbst errichtet hat.

Fliehen! rief ich — ach! mir banget
In dem Schimmer-Nebeldunst,
Der um Thronengipfel hanget.
Laß uns fliehen! Mich verlanget
Nach dem Hauch der reinern Luft!
Nenne mir den edeln Fürsten,
Der, nicht von dem Wahn bethört,
Nach Eroberung zu dürsten,
Gern sich Vater nennen hört.

Hin, dahin soll mein Vertrauen
Meiner düstern Seele schauen,
Wann mich Tyrannei empört.

Ich nenne, sprach mein Freund, den hellen Stern in Norden,
Den Dänenfürsten nennt dir freudig mein Gesang,
Der nie nach dem, mit Blut bespritzten, Lorbeer rang,
Den an der Spitze seiner Horden
Der neue Attila erschwang.
Die Mild' ist eine Perl' in seiner Fürstenkrone,
Und sie, die heilige Gewalt,
Erscheint dem Volk auf seinem Throne
Vielmehr in schirmender, als drohender Gestalt.
Wie strahlt im Wiederschein sein königliches Leben,
Wann hell vor ihm der Wahrheit Fackel brennt;
Wann er in eines Weisen Streben
Den Christusſinn, das Licht aus Gott erkennt.
So füget er zur strengen Herrschertugend

Den reinen, väterlichen Sinn,
Und sendet seines Volkes Jugend
Zu fernen Weisheitquellen hin.
Weiter ließ ich mich geleiten.
Meine Seele blickte scheu
Auf den finstern Gang der Zeiten;
Was ich sah, von allen Seiten,
Alles war mir fremd und neu.
Von dem einen Kopf zum andern
Sah ich Fürstenhüte wandern.
Der große Held der Zeit, sprach mein Gefährte, glaubt,
Es sey wohl recht gethan, was Obmacht ihm erlaubt.
Er hat ein Fürstenhaupt, vor Vielen brav und edel,
Aus seinem Diadem der schönsten Perl beraubt,
Und hat sie hingepflanzt auf den gemeinsten Schädel;
Der nennt sich nun getrost ein Haupt.

Da ſieh! wenn dich nach ihm verlanget!
Die hohe Würde ſteht ihm ſchlecht;
Er fühlt ſich durch und durch gefürſtet, wenn er recht,
Wie ein Theaterkönig, pranget.
Er kroch aus tiefem Staub hervor:
Für Sclavendienſte warf ihn ſein Tyrann empor.
Wir wiſſen ſchon, daß Würd' und Würdigkeit zuſammen
Nur ſelten gehn, auch nicht aus Einer Wurzel ſtammen.
Die Ehre mit dem eiſernen Geſicht
Kann, wenn ein Thron ſie trägt, viel innre Schmach ertragen,
Denn außen darf kein Laut nach ihrem Inhalt fragen.
Was ein gemeiner Frevler nicht
Sich darf erlauben, darf ein hoher Sünder wagen —

Wie Murat, dessen Majestät
Kein Raubgeschäft, auch nicht den Altarraub verschmäht.

Doch statt der Wahrheit stehn geübte, heitre Mienen,
Bereit, mit hofgerechtem Witz
Und Schmeichelkrug dem Herrn zu dienen,
Umher an seinem Fürstensitz.
Da sieht er dann in schimmerreicher Blendung
Um seinen Thron ein Beet von Sonnenblumen stehn,
Die nach dem Wandel jeder Wendung
Der Sinnesart des Herrn die goldnen Häupter drehn.

Und von diesem, mit der Krone
Frisch geschmückten, niedern Sohne
Einer frühern Sclaverei,
Kam ich zu dem kleinen Throne
Einer großen Tyrannei.

Unter einem goldnen Himmel
Saß ein wohlgepflegter Mann,
Und ein kriechendes Gewimmel
Schien, als bete' es ihn an.
Reichlich wollt' an seiner Seite
Schmeichelduft des Opferrauchs,
Und umnebelte das weite
Vorgebirge seines Bauchs.
Wer ist dieser körperreiche,
Dieser ausgedehnte Mann?

Das ist, vernahm ich nun, der kleine Großtyrann,
In dessen Umfang, wie in einem vollen Teiche,
Das Heil des ganzen Volks in Eins zusammenrann.
Die armen Ausgesognen wandern
Von einem Orte nun zum andern;
Denn ausgestoßen wird der Rest,
Der sich nicht mehr verdauen läßt.

Um höher sich den Weg zur Ehr' und Macht zu bahnen,
So treibt er, wie sein Vieh zur Jagd,
Die, für sein Königthum gezahlten, Unterthanen
Dem Weltverwüster zu in seine Menschenschlacht.
Ihn treibt indeß die Sultanslaune
Zur Thierjagd in den wilden Wald:
Dieß Fest verkündet alsobald
Des Hofpoeten Lärmposaune,
Die bis zur nahen Grenze schallt.

Besuchen wir nun jenen lichten Hügel,
Der einen stolzen Bau, wie eine Krone, trägt!
Da prangt ein Fürstenhaus, das seine beiden Flügel
Gewaltig aus einander schlägt.
Schau! wie vom Sonnenstrahl die Fensterspiegel flammen!
Sieh jene Marmorpfeiler an!
Dieß Säulenthor: und wisse dann,

Daß all' der Fürstenpomp zusammen
Aus Unterthanen-Blute rann!
Fürst Hassun war es, der, wohl nicht ohn' innres
Beben,
Dem bösesten der Geister sich verschrieb,
Und frevelhaft mit Leib und Leben
Der Unterthanen Handel trieb.
Im Lande Penns verwittern die Gebeine
Der Söhne seines Volks, die er verstieß,
Dem Krämer Albions verkauft', und für gemeine,
Fluchwerthe Habgier schlachten ließ.

Wie der Metallfürst sitzt er da bei seinen Schätzen,
Von Fürstenpracht umschimmert und umblitzt;
Da findet ihn das schaudernde Entsetzen,
Und spricht: Dein Geldschatz ist mit Menschenblut
bespritzt.
Er läßt sich kriegerisch umwachen,
Spielt Krieg und schmaust und jagt und ficht.

Ein Lob gebührt ihm doch: daß er in's Glücklichmachen
Der Unterthanen sich nicht mischt.
Er läßt sie glauben, singen, beten,
Wie's Jeder meint, bei Gott am Besten zu vertreten.
Wer ihm nur giebt, was er begehrt,
Der ist ihm fromm genug und sattsam aufgeklärt.

Dem Fürsten, der sein Fürstenrecht entweihet,
Der Herrscher nur, und nicht des Volkes Vater ist:
Dem droht ein Rachegeist, ein Geist, der nichts verzeihet,
Die Nemesis, die nichts vergißt.

Nun folge mir noch, Freund, zu jenen deutschen Auen!
Dort ist ein Königlein auf einem Thron zu schauen,
Den Galliens Tyrann erschuf.
Der hohe Herr, verbuhlt und feig und träg, verschwendet

Der Unterthanen Schweiß, und schändet
Den hohen, fürstlichen Beruf.
Wer Alles darf, wird Alles sich erlauben,
Wohnt ihm nicht Seelenhoheit bei.
Aus jenes Ludwigs Tyrannei
Nahm unser Königlein den königlichen Glauben:
Daß Alles ein Geschenk und eine Wohlthat sey,
Was seine Huld geruht, dem Volke nicht zu rauben,
Und sein gekröntes Haupt, von Lust und Wein betäubt,
Begnügt sich an dem Spiel mit leerem Königschimmer,
Wenn nur sein treuer Liebling immer
Von Zeit zu Zeit ihn frisch beweibt.

Darf solch arges Thun da walten,
Wo das Scepter würdevoll
Durch das Recht den Staat erhalten,
Und die Sitte schirmen soll?

Viel wagen darf ein Fürst, eh sich im wilden Grimme
Verzweiflungvoll ein Volk erheben wird;
Und selten weiß ein Völkerhirt,
Um welchen leichten Preis die laute Beifallstimme,
Die Liebe seines Volks ihm dargeboten wird.
Die kleinste Fürstenthat in preisender Begleitung,
Da schau! wie sie, verklärend und verklärt,
Im Siegeswagen einer Zeitung,
Gleich einem Götterzuge, fährt!
Selbst ohne Gaben kann ein Herrscher Vieles geben:
Ein Blick voll Huld begeistert schon;
Und für ein mildes Wort weiht ihm sich jedes Leben.
Die Milde zeuget Lieb', und Liebe schirmt den Thron. —
Der drohende Despot, gewaltig nur und mächtig,
Zeugt mit der Zeit, die er im Machtrausch nie versteht,

Ein Ungethüm, womit die Zeit oft lange trächtig,
Der Grä'lgeburt entgegengeht.
Kommt endlich nun in finstern Unglückstagen
Das Ungethüm zur Welt — ein gräßliches Gezücht,
Das Volksempörung heißt, und alle Schranken bricht,
Um das Verruchteste zu wagen:
Dann ist's, als hätt' im Zorn das Recht sein Strafgericht
Den Höllengeistern aufgetragen.
Es rastet hemmungslos, wie eine Lavaglut,
Durch Hütt' und Tempelraum des Aufruhrs tolle Wuth.
Wie wittern noch die Nachglut jener Flamme,
So über Gallien sich fürchterlich ergoß,
Und niederbrannte, was am Stamme
Des Rechtes und der Heiligkeit entsproß.
Kein Recht war, kein Gesetz, kein Gott; und freveltrunken

Gebot die Höll', und ſchleuderte die Funken
Der Aufruhrflamm' umher; die glühn nun da und dort
Geheim, wie Erdbrand, fort und fort.
Drei Mächte ſind, o möchten wir ſie hören!
Sie ſind geweiht, den Gräu'l, noch eh' er an das Licht
Hervor aus finſtern Höhlen bricht,
Mit Götterhoheit zu beſchwören;
Sie heißen: Milde, Recht und Licht.
Die Dunkelheit, die ſtumme Nacht umhütet
Das wahre Heil des Volkes nicht;
Das Gräulichſte ward ſtets in Dunkel ausgebrütet;
Die Höll' iſt Nacht, das Himmelreich iſt Licht.

Jetzt,' fuhr mein Kenner fort, laß uns den Blick erheben
Zu jenem Lande, wo ſein Recht zu freiem Streben
Der freigeborne Geiſt vermißt,

Und wo das einzig freie Leben,
Frei, wie ein Gott, der Magen iſt.
Da thront der Fürſt der Nebel-Auen,
Die, reich an Gaben, freilich nur
Den Leib, doch nicht die Geiſtnatur
Des Menſchen fördern und erbauen.
Das Pfaffenthum — du kennſt es ſchon —
Und ſeine Zeit iſt nicht vorüber —
Baut immer gern da, wo es trüber
Und trüber dunkelt, ſeinen Thron.
Zu herrſchen, und auch Herrſchern zu gebieten,
Hat einen großen Reiz, und bringet Summen ein.
Das wiſſen wohl die Loſeliten;
Sie ſchüchtern ſchwache Fürſten ein
Durch wohlbekannte Künſt', und bieten
Dem liſtig Unterjochten dann
Großmüthigſt Hülf' und Rettung an.
Sie niſten ſich ſchon tief und tiefer in das Leben
Der Welt hinein, trotz manchem Widerſtreit,

Und dazu freilich braucht ihr Streben!
Viel Nacht und eine wüſte Zeit.
Vernunftlicht, heißt es, iſt dem Volke zu entrücken,
Zu hemmen jeder Strahl, der in das Dunkel blitzt.
Ein Volk iſt leichter zu beglücken,
Wenn's tief genug im Finſtern ſitzt.
Ja! die Vernunft war ſtets dem Pfaffenthum entgegen,
Enthüllte das verhüllte Täuſchungsſpiel:
So kam es, daß des Hohenprieſters Segen,
Sein Sündenhandel, wie ſein Gott, im Preiſe fiel.
So kam es, daß auf hellern Wegen
Dem hohen Hirten ſchon, ſo ſehr er lockt' und rief
Manch wollereiches Schaaf entlief.
So hat ſich die Vernunft verſündigt;
Der Bannfluch ward ihr angekündigt.
Man ſendet Forſcher aus, die jeden Lebenskreis
Und jede Lichtnatur verrätheriſch umſchweben.

Weh dem Verrathenen! Die Glaubensrichter geben
Ihn grauſam dem Verderben Preis!

Was aber auch der Wahn zuſammenrottet
An finſtern Geiſtern weit und breit:
Still hinter ſeiner Wolke ſpottet
Auf ihn herab der junge Tag der Zeit.

Verlaſſen wir das Reich der dunkeln Mächte,
Wo ſich ſo leiſ' und ſcheu des Geiſtes Flügel regt!
Wir nahn uns einem freieren Geſchlechte,
Das keine Glaubensketten trägt;
Wo nichts beſteht, was nicht im Rechte
Der offnen Wahrheit ſich bewegt.

Da ſind' ein edles Haupt auf einem Fürſtenſtuhle,
Das Roma's Prieſterthum und ſeine Satzung ehrt,
Und dennoch frei und klar, nicht wie die finſtre Schule
Der Lojolitenzunft, hinab zum Höllenpfuhle

Den Glauben stößt, der anders glaubt und lehrt.
Gleich mild erscheinet es den Unterthanen allen,
Weß Glaubens sie auch sind, in segnender Gestalt,
Dem Tempel, der „Ave Maria“ wiederhallt,
Und jenem Gottesdienst, wo im den Feierhallen:
„Gott eine feste Burg,“ erschallt.

Ihm strahlt ein Nachglanz kaiserlicher Kronen
Aus heiliger Vergangenheit herauf,
Und geht, als junge Sonn', im Sprößling der Ottonen
So klar, so morgenröthlich auf.
Und mit ihm ist ein Mann, der mit ihm denkt und handelt,
Der kundig bei den Sternen wandelt;
Und dieser Mann entsagt dem Reiz der Wissenschaft,
Und weiht dem Staate Zeit und Kraft.

Saxonia, wie strahlet deine Krone
In Deutschlands Gauen hell hervor!

Mit deinem Friedrich ſchwang zum Thron
Die neue Satzung ſich empor;
Es kam zu dem erneuerten Geſchlechte
Die heil'ge Macht, die einet und nicht trennt.
Das Recht gewann den Sieg, da ſchwindet vor dem Rechte
Das Unrecht, das ſich Vorrecht nennt.

Was wird, und iſt, und war, gleicht einem Traumgeſichte,
Es keimet, grünet, blühet, reift,
Auf daß, was in der Zeit entſtand, die Zeit vernichte.
Die Nachwelt fragt, und die Geſchichte
Antwortet ihr: Die Zeit hat's abgeſtreift!
Ein Menſchenwerk, wie hoch und herrlich es auch waltet,
Feſt auf den Grund der Kraft und Tugend hingeſtellt:

Die Tugend rettet nicht, die Kraft nicht; es veraltet,
Und sinkt hinab zur Schattenwelt;
Ein neuer Tag besonnet neues Leben,
Das tritt begeistert, wie ein Held, hervor,
Und frisch erwachte Kräfte heben
Die Häupter jugendfroh empor.
Dein junger Fürst beschwor, Saxonia, die wilde,
Zerstörende Gewalt, die frech gerüstet war!
Verdank' es ihm, o Volk, daß so, mit solcher Milde,
Die alte Zeit die neue Zeit gebar.
Vertraue dich der Hand, die deinen Frieden schirmet!
Und blick' aus deiner heil'gen Ruh
Dahin, wo gräuelvoll ein böser Dämon stürmet:
Dann flüstre dir es jedes Lüftchen zu:
Ein wohlgeborgnes Volk bist du!
Die Freiheit, vom Gesetz begleitet,
Umjubelt von dem Volke, schreitet

Durch's anmuthreiche Albisthal;
Sie fördert jedes Weiterſtreben,
Und lichte Geiſter werfen auf das Leben
Der neuen Zeit verjüngend ihren Strahl.

Sieh, da verſammeln ſich begeiſterte Camönen
Mit vollern Kränzen in dem Haar,
Sie bringen Liederopfer dar,
Und feiern mit geweihten Tönen
Den vaterländiſchen Altar.

III.

Freundlich kam auf allen Wegen
Mir ein heitres Bild entgegen,
Als ich deine Fluren ſah,
Blühende Saxonia!
Keine Willkühr! Keine Schranke!
Frei und unverkümmert zieht
Der beflügelte Gedanke
Durch das geiſtige Gebiet.
Dann umſchwebten helle Bilder
Deines Lebens meinen Pfad
Durch ſo manche Flur, die wilder,
Rauher mir entgegen trat.

Und von deiner Liederwuſe
Klangen leiſe, wie der Bach
Einer fernen Arethuſe,
Mir geliebte Töne nach.

Hier Macht und Recht im ſchönſten Friedensbunde!
Hier Freiheit und Geſetz im innigſten Verein!
Rief mein Begleiter aus. Bezeichnet ſei die Stunde,
Die uns der Anblick gab, mit einem weißen Stein!

Nun aber faſſe Muth, ein andres Land zu ſchauen,
Wo mit dem Pfaffentrug im innigſten Vertrauen
Die tollſte Tyrannei verkehrt.
O Luſitania, voll Paradieſes-Auen,
Das ein gekrönter Wütherich verheert!
Da ſitzt, bezeichnet mit dem Mordgelüſte,
Kalt, ſchweigend, wie die Mitternacht,
Der finſteräugige Verdacht,
Der einen Thron zum Blutgerüſte,

...m Henkerbeil das Scepter macht!
Da ſchreitet er, umringt mit Sclaven, ſo ihn fördern,
In ſeinem Wahnſinn weit und weiter vor!
Schon ragt er unter allen Mördern,
Die Kronen trugen, hoch empor.
Ihn rühret nicht des Knaben Thräne,
Den er des Vaters hat beraubt;
Er gleicht der gräßlichen Hyäne,
Die Leichen braucht, nach Leichen ſchnaubt.
Ihr Fürſten, kann euch nicht erweichen
Der Nothſchrei der Gerechtigkeit?
Ihr nennt noch immer Euresgleichen
Ihn, der ſo ſchauderhaft die Fürſtenwürd' entweiht?
Jedoch er ſelbſt erzeugte jene Strafen,
So die Verbrecherſeele trafen,
Die Mißgeburt der jüngſten Zeit;
Vergebens nahen ſich die Schmeichelopferbringer:
Sie ſcheuchen ihn nicht fort, den finſtern Ahndungs-
geiſt,

Der mit dem vorgeſtreckten Finger
Hin auf des Wüthrichs Thaten weiſt.
Es iſt, als ob der Rachegeiſt
Des Tages Heiterkeit von ſeinem Blick entferne.
Geſpenſtiſch tritt die Nacht in ſeinen Raum!
O, ſeine Nacht — ein langer, ſchwarzer Traum —
Hat keine Ruh' und keine Sterne!
Die Ruhe flieht aus ſeinem Prunkgemach,
Sie weicht von ſeinen Ruheſtätten!
Kein heller Geiſt mag ſeine Seele retten;
Der Aberglaube trägt ihm Täuſchungsbilder nach;
Er greift! er greift nach dieſen Bildern;
Die Qual der innern Hölle mildern
Sie augenblicklich nur und ſchwach!
Sein Blick, voll Nacht und Glut, wie halb erloſchnes Feuer,
Der ſendet Pfeilgeſchoß nach jeder fremden Ruh. —
Wend' ab den Blick von dieſem Ungeheuer,
Und ſend' ihn ſanftern Bildern zu!

Verlaſſen wir die hohen Thoren!
Fahr mein Begleiter fort; wir haben zu viel Zeit
In ihrer Nähe ſchon verloren!
Komm! Flüchte dich mit mir hin zur Vergangenheit!
In ihrem Schooße ward ein Mann geboren,
Ein hochgeweihter Mann, ein großer Sohn der Zeit! —

Des wahren Königthums Verkünder
Tritt, ſeine Zeit durchſchauend, Friedrich auf;
Da unten ſtehn gekrönte Sünder,
Und ſehn mit Grau'n zu ihm hinauf.
Was ſtrahlt ſo hell an ſeinem Throne,
Im Lichte ſeiner neuen Zeit?
Das iſt in ihrer Strahlenkrone
Die leuchtende Gerechtigkeit.
Gerechtigkeit! An welchem Throne
Stand ſie ſo frei, ſo groß, als hier?
Den Thron ſelbſt unterwarf er ihr;

Von ihm aus ging ein helles Leuchten;
Kraft war ſein Thun, und Licht ſein Wort;
Der Wahrheit helle Geiſter ſcheuchten
Den Wahn mit ſeinen Träumen fort.
Da regte ſich ein kräftig, kühnes Streben,
Und ſonnte ſich im Strahl der neuen Zeit,
Die Friedrich ſchuf; und welch ein Leben
Kam in das Volk, das er vom Willkührdruck befreit!
Ein Solon war in ihm dem Volk erſchienen;
Er ſprach: Das Volk iſt nicht des Fürſten Eigenthum;
Als erſter Diener ſtreng und ernſt dem Staate dienen,
Das iſt des Fürſten Recht und Ruhm!
Er ſoll das Volk nicht unterjochen!
Ein freies Volk, ein treues Volk! — Das war
Das zweite, große Wort, das Friedrich ausgeſprochen;

Und wie lebendig, wahr und klar
Stellt ſich's in ſeinem Leben dar!
Dieß feierliche Wort, das ewig die Geſchichte
In ihrem Herzen trägt: da ſteht es ernſt und feſt,
Zu einem ſtrafenden Gerichte
Dem Fürſten, der ſein Amt dem Miethling überläßt.

Nach langem Kampf vom Waffenlärm geſchieden,
Ganz ſeinem Volke zugekehrt,
Und ſchmückend ſeinen Friedensheerd,
Gebeut er ſeiner Welt den ſchönen, langen Frieden
Durch Weisheit mehr, als durch das Schwerdt.
Die Kraft der Weisheit war mit dieſem Lieblingsſohne
Des Ruhmes immerdar: ſie legt' um jenen Glanz
Der blutbefleckten Heldenkrone
Bedeckend ihren ſanften Kranz.

Viel ſeyn iſt groß, iſt mehr, denn Viel umfaſſen.

Durch ſeine Schaaren trieb der Corſe Völkermaſſen
Zuſammen, die ſein Joch darnieder drückt.
Die Friedenspalme ſelbſt in ſeiner Hand verrückt;
Sie iſt ein Kranz, der ihm ein Volk zum Opfer ſchmückt:
Drob läßt er laut ſich preiſen, heimlich haſſen;
Er iſt ein finſtrer Geiſt, iſt ein Geſchöpf Zeit,
Der ſchwarzen, blutigen Empörung,
Und ſein dämoniſches Geleit
Sind alle Gräul und Schrecken der Zerſtörung.

Hier Friedrichs Majeſtät, in reiner Herrlichkeit,
Ein heller Geiſt, ein Schöpfer ſeiner Zeit;
Voll Wahrheit, Klarheit, Kraft und Milde
Hervor rief er, trotz allem Widerſtreit,

Aus Wüſten blühende Gefilde.
Ihn blendete nicht jener Waffenruhm;
Dem warf er Jahre zu, allein ſein ganzes Leben,
Das weiht' und heiligt' er dem Streben,
In ſeinem Königseigenthum
Ein Eigenthum des Herzens zu gewinnen.
Und wie gelang ihm ſein Beginnen!
Im Norden ſiehſt du ſeine Schöpferſpur;
Da hebt ſich die, von ihm geſchaffene Natur,
Vormals in Dunkelheit verloren;
Da wogt die helle Waizenflur.
Des Sumpfes Wüſte hat dieß ſchöne Kind geboren.
O Friedrichs Geiſt! — Den Stern hat Gottes Hand geweiht,
Zu überſtrahlen Raum und Zeit!

Um ſeine Einſamkeit kein eitles Throngepränge!
Kein müßig Hofgeſinde! Nein!
Der Geiſt unſterblicher Geſänge,

Der weihte ſeinen Gärtenhain
Zu einem Muſentempel ein.

Daß Friedrich ſo da ſtand, in ſeinem eignen Lichte —
Bezeugt' es nicht ſein ganzer Lebensraum?
Fürwahr! die Nachwelt glaubt es kaum,
Und ſagen würde ſie: Geträumt hat die Geſchichte
Für Fürſten einen ſchönen Traum.
Am Himmel ſtrahlt ſein Stern. — O leuchte, Friedrichs Ehre,
In jedes Fürſtenherz! — Dein Leben, Völkerhirt,
Iſt eine große Weisheitlehre,
Ein Weisheitbuch, das niemals ſterben wird.

Und wir ſtiegen aus den Zeiten,
Welche Friedrichs Glanz umgab,
Wieder zu den Eitelkeiten
Unſers Ehrenmarkts herab.
Aber meines Führers Miene

Wurde finſter, als ob ihm,
Weiß nicht welches? Ungethüm
Vor dem innern Blick erſchiene.

Wem, fuhr er endlich fort, genügt das Selbſtgericht?
Und doch! Der Mann im Glanz des Ranges, iſt er nicht
Der unverbürgteſte von Allen?
Leicht kann er aus der Ehre fallen!
Und wehe, wenn ihm dann das innre Selbſtgericht
Kein ehrenhaftes Urtheil ſpricht.

Was iſt es denn, wenn einen großen Namen
Narr oder Böſewicht entehrt?
Fällt ſolch ein Sohn des Glücks einmal aus ſeinem Rahmen,
So ſpricht der Ruf: Das Bild war nicht des Rahmens werth.

Wenn Unverdienſt und Trug zu Ehr' und Würde kamen:
So läßt der edle Mann ſich ruhig überſehn;
Er weiß, es giebt ein Buch, worin die wahren Namen,
Wie Gottes Stern' am Himmel ſtehn.

Gefahr umringt die höchſte Strahlenſphäre,
Die jenem Corſen eine Welt verſprach.
Der Blendgang zu der tiefſten Schmach
Geht durch den Gipfelpunkt der Ehre.
Raubt einem edeln Mann das launenhafte Glück
Den Ehrenkranz, ſo bleibt ein Ehrenmann zurück.

Wieder hielt mein Führer inne,
So, als ob er etwas ſinne;
Ernſter, finſtrer ward ſein Blick.
Ich ließ dich, ſprach er dann, in vollem Prunk mit allen
Gefürſteten und nicht gefürſteten Vaſallen

Den höchſten Thron der Erde ſehn:
Den Thron Napoleons! — Da ſieh! er iſt gefallen
Nicht würdig, länger noch zu ſtehn.
Wie groß iſt Scipio, wie groß! wie ſtill im Schooße
Der Einſamkeit, in die der Undank ihn verſtieß!
Wie kleinlich ſteht Napoleon der Große
Vor ſeiner Felſenwelt, wo ihn die Macht verließ,
Und nur der Stolz ihm blieb, der böſeſte der Geiſter,
Der wüthig-quälend ihn umwankt,
Wenn er mit ſeinem Kerkermeiſter
Um eine Mittagſchüſſel zankt;
Wenn er, ſein eigner Sündenrächer,
Die Qual aus ſeinem Kelche ſchlürft,
Und in der Wuthqual dann den Becher
Zertrümmernd auf den Boden wirft.

Was ihn am Tiefſten quält, ſind die, von ihm erzeugten,
Erhabnen Wichte, die mit Glanz ſein Glanz umgab;

Sie wenden sich von ihm mit schnöden Blicken ab;
Und Häupter, die vor ihm im Staub sich niederbeugten,
Sehn ungerührt in seinen Fall hinab.
Und welch ein Fall! Der Held, der tausend Menschenleben
Für seinen, ganz in Blut getauchten, Heldentraum
Verschwenderisch, wie Münzen, hingegeben,
Der rettete sein eignes Leben kaum;
Er barg es angstvoll und mit Beben
In eines Schiffes engen Raum.

Auf seinem Gang zur Haft mußt' ihn Verkleidung bergen;
Was wird ihn bergen, wenn dereinst ihm schauderhaft
Des Prinzen Geist erscheint, den er durch seine Schergen
So meuchlerisch hat aus der Welt geschafft?

Was wird ihn bergen, wenn mit düſterm Schweigen,
Und mit der Finſterniß des Todes angethan,
Die Opfer ſeiner Heldenbahn
Empor aus ihren Nächten ſteigen,
Und ſeiner Lagerſtatt ſich nahn?

Sieh, welch ein Bild! Der Stolz, von deſſen Lippe
Das Machtgebot durch alle Länder ſcholl,
Beſteigt gehorſamlich das Schiff, daß ihn zur Klippe
Der ſchmählichſten Verbannung führen ſoll!
Tief ſenkte ſich ſein Blick, als ihn das enge,
Lautloſe, ſtarre Felſenthal empfing!
Iſt hier das Ziel des Wegs, der hoch im Glanzgepränge
Durch jauchzende Triumphe ging?
Und wie entſtürzt' er ſeiner Strahlenſphäre!
Der Zorn der Völker riß herab das hohe Haupt!

Der Völker, die sein Hohn zertreten und beraubt!
Verschlungen ist vom sturmdurchwühlten Meere
Das stolzeste, das ungeheure Schiff.
Nur seinen Namen trägt das Felsenriff,
Daß nimmer seine Schmach verschwinde,
Hoch ob dem Fluthgewühl empor:
Da heulen ewig ihn die Winde
Den Wüstenei'n des Meeres vor.

Unsterblichkeit begehrete sein Streben;
Er sah von ihr ein leuchtendes Gesicht;
Da wandt' er sich: und ihn erleuchtete sie nicht.
Dem Wahn, auf Trümmern sich zu ihr empor zu heben,
Ward Unvergänglichkeit gegeben,
An welcher ein Prometheusgeier frißt.
Ihm winkte jener Ruhm, der höhern Geistes ist;
Ihn riefen die erhabnern Ehren,
Ein Erdengott zu seyn und Tyrannci'n zu wehren;

Doch er verschmäht den Kranz, der diese Höh' umschwebt.
Die Ehre will er, die von Erdentagen lebt.
Den hohen Sinn, die Menschheit zu beglücken,
Mißgönnet er dem Navarrener nicht;
Sich will er, sich und sein Gezücht,
Mit eiteln Ehrenkronen schmücken.
Da sitzt er nun entkrönt, und grollt und klagt und zagt!
Fluch heißt die Saatfrucht, die er ſä'te!
O, wer ein Himmelreich verschmähte,
Der ist der Hölle zugesagt!
Da sitzt er nun, und schaut in's Meer aus seiner Wüste;
Ein jeder Wimpel, der sein Felsennest begrüßte,
Schreckt ihn empor aus seiner öden Ruh,
Und nickt ihm von einer fernen Küste
Verwünschungen der Völker zu.

Sey denn, rief ich, ſey das Bildniß
Dieſes Heros aus der Wildniß
Seiner ſtummen Felſenwelt
Finſter warnend hingeſtellt
An den Fuß der Strahlenhöhe,
Die voll Ehrenkronen hängt,
Daß der eitle Wahn es ſehe,
Der hinauf zu ihr ſich drängt!
Was ich weiter ſah und hörte,
War bethörendes Getäuſch,
Oder Frevel, der empörte.
Jetzt vernahm ich ein Geräuſch;
Forſchend horcht' ich da hinüber:
Sag' mir, welch ein Jubellied?
Dort, ſagte mein Begleiter, zieht
Das große Heldenſpiel vorüber,
Das uns ſo ſchön den Krieg erſetzt.
Als das Schauſpiel näher rückte,
Bunte Männer ſah ich jetzt

Hin und herziehn — ich erblickte
Elend in Muſik geſetzt.
Welch ein rohes, wildes Treiben,
Wie die Geißel Knechte treibt!
Die Ehrenbahn hier, ſprach mein Führer, lärmt und ſtäubt,
Und mag wohl ſtark genug ein hohes Haupt betäuben,
Wenn's eben nicht ein andrer Lärm betäubt.
Und weil die Adamsbrut auf Erden
Das Schlagen nicht zu lernen braucht,
So übt man hier das Heer nur im Geſchlagenwerden,
Wenn der rohe Menſch nicht taugt.
Durch Zwang und Geißelſchmach, durch Hunger und Beſchwerde
Gelanget hier der Mann zu Tapferkeit und Muth:
Auf ſo geprüften Kämpfern ruht
Des Staates Sicherheit in drohenden Gefahren.

Ich, wie man es denken kann,
Staunte solches Wesen an.
Hinter diesen bunten Schaaren
Steckte sich ein Mann mir dar,
Dem es nicht an Bändern zwar,
Aber sehr an Gliedern fehlte;
Und mein Kenner nahm das Wort
Der Belehrung, und erzählte:

Der buntumhangne Krieger dort
Hat Leib und Leben halb für seinen Herrn gelassen,
Die andre Hälfte ließ der gute Herr sofort,
Wie ein Juwel, in Ehre fassen.
In dieser Einfassung, so ihm sein Muth erstritt,
Bracht' unser Held, wie wir erfuhren,
Von jenen blutbetriefsten Zuren
Mehr Sünden zwar, als Glieder mit.
Er theilte Raub und Mord mit jenem Völkerwür-
ger,

Und führte, wenn die Schlacht ſchon ſchwieg,
Dann gegen Landbewohner, Bürger
Und Frauen ſeinen eignen Krieg:
Da tröſtet er ſich nun mit ſeinen Ehrenkränzen;
Es blieb ja noch dem Ehrenmann
So viel von Gliedern, daß daran,
Um kurz und gut ihn zu ergänzen,
Manch Ehrenzeichen hangen kann.
Wo Alles glänzt, muß auch das Elend glänzen.
Dem ganzen Kriegsgepräng', voll Herrlichkeit und Pein,
Dem könnte füglich man den Namen
Des Außenwerks am Staat verleihn;
Und wohl geſchmückt mit etwas buntem Schein
Von grellen Farben, darf der Rahmen
Des Vaterlandes immer ſeyn.
Doch fließt bei ſolchem Prunk dein Herz von Unmuth über,
So wiſſe: dieſem Spiele ſtellt

Ein hoher Ernſt ſich gegenüber;
Das iſt der Stern der Menſchlichkeit, der Held,
Geſtreng im Kampf des Rechts, jedoch im ſtillen Wandel
Der Friedenstage menſchlich-mild!
Er fragt nicht erſt, was in dem Handel
Auf dieſem Markt ſein Leben gilt?
Er wagt es hin, ſein Volk zu retten
Vom Hohn der Feinde, von den Ketten,
In die das Vaterland ein toller Wüthrich ſchlug:
Nie werden Blüchers Nam' und Bülows Name ſchwinden,
Und ewig friſches Laub wird Scharnhorſts Urn' umwinden.
Sey uns ein Dankaltar ein ſolcher Aſchenkrug!
Der edle Schwarzenberg, der durch des Herzens Milde
Der Helden Eintracht feſt und feſter band;
Und Tettenborn, dem im blutigſten Gefilde

Der Sieg ein schönes Reis um seine Schläfe wand,
Und Ostermann, der auf dem hohen
Triumphberg alte Sieger überwand,
Und, bis vor ihm die letzten Feinde flohen,
Wie eine Felsenmauer stand;
Und Kleist, und all' die deutschen Cincinnaten,
Wie leuchtend stehn sie da! — Wenn längst mein
Lied verklang,
Dann spricht das Buch der Zeit von ihren Thaten,
Vergeltender, als mein Gesang.
Und ihr gefallnen Helden alle,
Ihr großen Opfer einer großen Zeit,
Das Vaterland werd' eine Tempelhalle,
Die euer Ruhm zum Heiligthume weiht!

Wohl mag solches Heldenleben,
Rief ich aus, den Geist erheben,
Den der glänzende Betrug
Dieses Marktes niederschlug!

Für den Glanz, der hier sich zeigte,
Fehlte gänzlich mir der Sinn;
Drob entfernt' ich mich, und neigte
Mich zu meinem Führer hin:
Ist denn, was sich hier gestaltet,
Alles nur mit Schein verziert?
Keine Wahrheit, die hier waltet,
Keine Weisheit, die regiert?

Wie weit sich auch der Ruf der Weisheit hier verbreitet,
Wie fein man ihre Sprach' auf diesem Markt auch spricht,
Erwiederte mein Freund, hier ist ihr Wandel nicht.
Der Dünkel ist der Geist, der all dieß Wesen leitet;
Die Schlauheit wohnt hier zwischen Trug und Schein,
Und zahlt mit Lügen ihre Miethe —

Die Wahrheit herrscht nur im Vernunft-Gebiete,
Und ruft zu sich die Tugend dort hinein.

So von diesem Markt verwiesen,
Wollt' ich eilig fliehn; und doch
Hört' ich nach den Stimmen noch,
Die den Markt der Weisheit priesen.
An dem Eingang war das Schild
Ihres Marktes aufgehangen;
Freilich weckt ein solches Bild
Stets ein heimliches Verlangen.
Müde hatt' ich schon am Kauf
Und Verkaufe mich gesehen:
Darum schob ich, dem Verlauf
Jenes Marktes nachzugehen,
Für die nächste Wanderung auf.

Wanderungen

durch den

Markt des Lebens

von

C. A. Tiedge.

Zweites Bändchen.

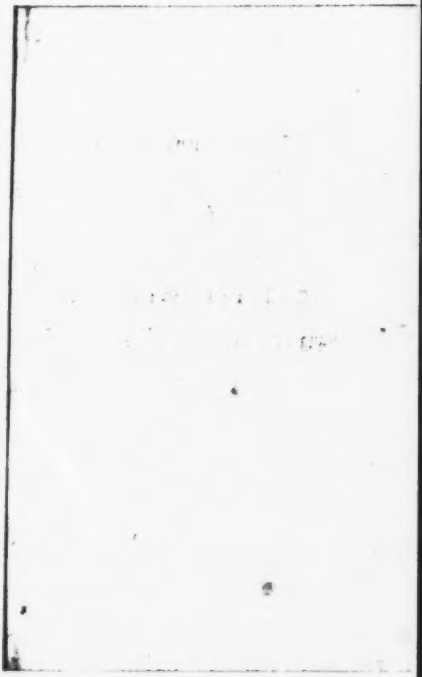
Halle,
in der Rengerschen Verlags-Buchhandlung.
1835.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Drittes Buch

Wanderung durch den Markt des Ruhmes.



I.

Weisheit, dacht' ich, soll den Frieden,
Den das Herz bedarf, verleihn;
Soll auch dann noch mit uns seyn,
Wenn schon alle Götter schieden;
Und ich ging mit freiem Sinn
Zu dem Markte der Gedanken,
Zum Verkehr der Weisheit hin;
Doch, was sollen jene Schranken
Und die Schrankenmänner dort?
Das, sprach mein Führer, sind die Wächter der Gedanken,
Und abgewiesen wird sofort

Ein jedes freie, kühne Wort
Denn mancher Staat hat kein Gewissen,
Und hat er etwa scheinbar eins,
So ist es, wie ein Brief verjährter Schuld, zerrissen,
Und mehr nicht werth, als gänzlich keins.
Dieß zu erfahren, kann ein gutes Volk entbehren,
Es zu empfinden, ist genug;
Nun ist ein jeder Staat so klug,
Das laute Denken abzuwehren:
Drum müssen dort die Wächter stehn.
Da werden nun, um desto strenger
Im Schrankendienst zu seyn, die Männer ausersehn,
Die unpartheiisch, frei, und nicht in gar zu enger
Verwandtschaft mit den Musen stehn.
Wer ist, fragt' ich meinen Kenner,
Jener wohlbeliebte Mann?
Vornehm schaut er, wie ein Gönner,
Die da zu ihm treten, an!
Er erwiederte: Der Mann,

Der dort umher so vornehm wandelt,
Der ist ein Sosius, von Schriftlern stets umkreist;
Er pflegt den eignen Leib, und handelt
Auf diesem Markt mit fremdem Geist.
Der Mann ist nicht von dem Gelichter
Der Sünder, die so leicht den Undank sich verzeihn.
Der fromme Gellert gab ihm reichlich Brodt und Wein;
Er gab dafür dem edeln Dichter,
Dort auf dem Kirchhof, einen Stein.

Dann siehst du, sprach er weiter, um die Reih'n
Der Buden hier, gewandte Männer schweben,
Die, gleich den Wespen, von geraubtem Honig leben.
Was der Nichtkundige kaum glaubt:
Freibeuterei ist hier erlaubt.
Wir sehn dort einen Schleicher wanken,
Der lauernd um die Buden schweift;
Die Weisheit reizt ihn nicht, er greift

Nur nach dem Goldwerth der Gedanken.
Das iſt der edle Herr von Tratt,
Der ſich, zwar edel nicht, doch reich gegriffen hat.
Vom Nachdruck ſchwitzen ſeine Preſſen —
Der heißt nicht Räuber, der mit hoher Vollmacht raubt —
Doch weil Herr Tratt — er iſt zwar ſehr vermeſſen —
Nicht recht an's Recht in ſolcher Vollmacht glaubt,
So will er denn doch kein gemeiner Sünder bleiben.
Mit etwas Würde nun hier ſein Geſchäft zu treiben,
So ließ der ſchlichte Tratt ſich nur
Auf jenem Markt, der leicht auch wüſten Schädeln
Den Ehrenkranz verleiht, wie wild Gewächs, veredeln.
Jedoch der Adel tilgt auch nicht die kleinſte Spur
Von der urſprünglichen Natur.
Welch ein widerliches Treiben!
Welch verkehrtes Seyn und Thun!

Sollt' ich fliehen, sollt' ich bleiben?
Doch ich wagte mich, und nun —
Als ein unbefangner Späher,
Trat ich diesem Markte näher,
Und was sah' ich! Welch Geschwärm
Wirbelt' um der Weisheit Buden,
Die mit wohl verfaßtem Lärm
Mich zu ihren Waaren luden!
Zwar der Lärm gefiel mir nicht;
Doch man glaubt so leicht, die Gaben,
Die ein großes Wort verspricht,
Halb schon im Besitz zu haben;
Aber eh' der Nachhall schwieg,
Der vom Waffenlärm noch brauste,
Fand ich leider, daß der Krieg
Auch im Reich der Weisheit hauste!
Das, sagte mein Gefährte, ist einmal hergebracht;
Und seltsam, daß der Mensch die Ruh' zu lieben
scheinet,

Und dennoch immerdar zwei Kriege braucht und macht:
Den einen, über den man lacht,
Den andern, über den man weinet.

Mein Begleiter hatte Recht.
Wie die wilden Waffenmänner,
Lagen Wissenschaftsbekenner
Mit einander im Gefecht.

Die Männer, fuhr er fort, die in den Wissenschaften
Und Künsten — freilich selbst das Richtamt sich verleihn,
Durchstreifen hier verhüllt die langen Budenreih'n,
Und halten Nachtgericht, und setzen Meisterschaften
Archontisch mit der Weisheit ab und ein,
Die sie nicht kärglich uns vergönnen.
Da nehmen Herrn und Frauen dann
So viel von Weisheit auf und an,
Als sie nun eben brauchen können.

Für einen Kreis der feinen Welt,
Die noch auf etwas Wissen hält.

Nun sind zwar hier nicht Geistesgaben,
Jedoch der Ruhm ist feil zu haben,
Der glücklich ist, wenn er nur heute lebt.
Dann regt sich hier ein kleiner, stiller Wandel,
Der wohlversteckt in Schattenwinkeln schwebt:
Es ist der ehrliche, beliebte Lobtauschhandel,
Der freundlich leben läßt und lebt.
Auch spielt hier seine Duodramen
Pantil, der stark das Bücherwesen treibt;
Der Mann zertheilt sich in zwei Namen:
Der eine Name lobt das, was der andre schreibt.

Die Richter haben Grund genug sich zu verstecken;
Wir würden, neben Geist und Würdigkeit und Kraft,
Auch blöd' und schnöde Zungerschaft,
Und manch verdächtig Haupt entdecken.

Da treiben nun ihr Spiel, im Schutz
Der zugezognen Vorhangsdecken,
Unwissenheit, und Groll, und Neid, und Eigennutz;
Der Stümper bietet hier der Wahrheit kühnlich Trutz,
Gebehrdet sich, als ob er's von den Musen wüßte,
Daß, was der Welt gefiel, ihr nicht,
Und was ihr nicht gefiel — das ist sein eignes Licht —
Ihr überaus gefallen müßte.
Sieht nun die Welt nach ihm sich wenig um:
Er giebt ihr zu verstehn, sie sey wohl etwas dumm.
Des Stümpers Dünkel spricht so gern im Namen Vieler:
Daher sein Ton so vornehm keck sich stimmt.
Du hörst nun klar genug, wie dort und hier ein Schüler
Den Lehrer in die Lehre nimmt;
Denn seinen Unberuf, wie könnt' er den verstecken?
Und dann — wer läßt sich gern von bitterm Tadel necken?

Der Schwächſte wird am heftigſten empört. —
Der Mann, der dort ſo laut die Furien beſchwört,
Iſt ein von harter Hand Getroffner,
Der auf den Feind, den er nicht ſieht, nur fühlt,
Mit Schimpf und Schanden, in halb offner,
Halb blinder Fehde, wüthig zielt.
Ergötzlich iſt zu ſehn, wie da vor allem Volke
Ein ſolcher Hektor ſich gebehrdet und bewegt;
Wenn er gewaltig nach der Wolke,
Die den Achill bedeckt, mit eiteln Streichen ſchlägt!

Sieh den Kritikmann hier an uns vorüber wandern,
Durch Schärfe zeichnet er ſich aus vor allen Andern,
Tod oder Leben iſt in jedem Federſtrich;
Doch lache nicht! er hat nur eine Seite,
Und dieſe nun gebehrdet ſich
Mit viel Gewandtheit oft, als wäre ſie die zweite
Doch wiſſen wir, wie der Sophiſt

Sich immer ſtelle, dreh' und wende,
Die and're Seit' iſt eine Blende.
Er lobt, was ſeines Geiſtes iſt,
Mit Tönen des Poſaunenſchalles:
Dagegen nun verdammt er Alles,
Worin er dieſen Geiſt vermißt.

Länger konnt' ich's nicht verhehlen
Das Gefühl der Bitterkeit.
Wohnet, rief ich, ſo viel Neid,
Groll und Zorn in Götterſeelen?
Und mir ward das Herz ſo ſchwer!
Trüb' und ernſthaft ging ich weiter,
Aengſtlich fuhr mein Blick umher
Durch die Haufen dieſer Streiter.
Viele lebten bloß von Zank,
Der mit großen Worten prahlte,
Die das Volk als einen Schwank,
Als ein Poſſenſpiel bezahlte;

Wo es denn von nah und fern
Nicht an guten Lachern fehlte.
Einer aus dem Volk erzählte
Die Geschichte dieser Herr'n:

„Es war die Aprilzeit — erzählte der Sänger —
Da rauschten die Wälder, es grünten die Aenger,
Und Liebeshauch regte den Wurm und das Blatt.
Das Fest der Palilien wurde begangen,
Da zogen die Stiere, mit Kränzen behangen,
Vom luftigen Anger zur lustigen Stadt;
Nun sah man sie brummend die Straßen durchwandern,
Da drehte schon Einer das Horn nach dem Andern;
Sie forderten grimmig und wild sich heraus,
Und fraßen, daß keiner verherrlicht mehr bleibe,
Einander die Ehre der Kränze vom Leibe;
Da lachten die müßigen Buben sie aus. —"

Als sich mir dieß Wesen zeigte,
Ward es trüb' in meinem Sinn;

Traurig ſtand ich da, und zeigte
Mich zu meinem Führer hin.

Wie, ſprach er, kannſt du das mit ſolchem Unmuth
ſehn?
Hielt's Jupiter für eine Schande,
Dicht neben ſeinem Götterſtande,
Als ein gehörntes Thier zu gehn?
Und iſt Minerva nicht, wie uns die Alten ſangen,
Aus ſeinem Haupt hervor gegangen?
Wie göttlich ſie nun auch ſich ſtellt,
Wie feierlich und wie erhaben:
Sie brachte ſicher von den Gaben
Des Hörnerkopfs ein wenig mit zur Welt.

Gilt denn, fragt' ich, hier nicht Einer?
Steht hier keine Satzung feſt?

Ein Jeder giebt Geſetz, erfuhr ich, ſo daß Keiner
Des Andern Weisheit gelten läßt.
Von jungen, muntern Stagyriten

Erſcheint hier eine ganze Schaar;
Sie ſprechen etwas hoch und bieten
Uns einen Schoz von Regeln dar.
Durch dieſe wird nun Nichts ſo klar,
Als daß — wie ſolches immer war —
Die Schönheitlehrer ewig ſtreiten,
Ob dem, was ſchön ſey oder nicht.
Hier iſt das Feld der Seltſamkeiten,
Wo Keiner hört, und Jeder ſpricht.
Ein Dichterwerk ſoll plaſtiſch ſich geſtalten,
Und mag es ſonſt auch ſonder Inhalt ſeyn;
Nichts wollen ſoll es, um ganz rein
Sein eigner Gegenſtand, ſein eigner Zweck zu ſeyn.
So ſchall's durch unſern Muſenhain. —
Was iſt von Klopſtock's Werk zu halten?
Wohl iſt es inhaltreich, nur plaſtiſch iſt es nicht,
Es will Etwas, es trägt in ſich ein Streben,
Uns zu begeiſtern, zu erheben,
Und darum iſt es kein Gedicht! —

Nun laß ein Meisterwort sich dir noch offenbaren.
Ein Mann der neuesten Poeterei
Raunt seinem Freund in's Ohr, und Der läßt uns erfahren:
Daß Klopstocks Odenbuch ein Tollhaus sey.

Fragen möchte man im Grimme
Der Empörung, rief ich aus,
Fragen: welches Irrenhaus
Schüttete denn jene Stimme
Gegen Klopstocks Hoheit aus?

O nichts von Grimm! versetzte mein Begleiter,
Ein stilles Lächeln und nichts weiter!
Im schönen Lichte steht die Hoheit; sie erreicht
Des Sumpfes Gifthauch nicht, der durch die Thäler schleicht.
Sieh' unsern Wieland dort, begleitet von der Treue,
Die seiner lieblichen Musarion gedenkt,

Ihn irrt der Spottkranz nicht, womit ſein Bild die neue
Parnaßregentſchaft hier beſchenkt.

Mit viel Geräuſch tritt wohl zu Zeiten
Hier ein Parnaßmonarch hervor;
Die Jünger, ſo den Herrn begleiten,
Die preiſen dann im lauten Chor,
Die neue Lehre zu verbreiten,
Den Meiſter himmelhoch empor.

Vor Allem iſt es die Entthronung
Der Gegenwart, womit, ohn' alle Schonung,
Das Reich der neuen Zeit beginnt.
So wird nun laut ein längſt entſchlafenes Jahrhundert,
Das einen Schimmerpunkt zu zeigen hat, bewundert.
Wohl war es etwas taub und blind
Für Wahrheit, Licht und Menſchenrechte;
Jedoch nicht ohne Glanz und Ruhm:

Hell leuchtete sein Ritterthum.
Zwar adelt' es den Raub, und zeugte Herr'n und
Knechte;
Nur Menschen zeugt' es nicht dem menschlichen Geschlechte.
Nun schau', wie ritterlich und minniglich gesinnt
Das neue Mittelalter minnt!
Es ziert sich mit gelungenen Gebrechen
Und stellt sich abergläubig-blind;
In Reimen stammelt es, im Leben kann es sprechen,
Ein künstlich-unbeholfnes Kind!
Kunstjünger tragen schon, als wären sie Gefährten
Vom Raphael, — nicht nur im innern Plan —
Sie tragen auch, in ihren schwachen Bärten,
Das Mittelalter um das Kinn.
Was gewinnt durch solch Beginnen,
Fragt' ich staunend, der Parnaß!
Wenn wir poetisch nicht mehr lieben, sondern minnen,
Erwiederte mein Freund, so ist das doch Etwas.

Es klinget fremd und alt; wenn Altes mit dem Stempel
Von einem großen Geist in's frische Leben tritt:
So füllt erregendes Geschrei den Musentempel —
Das Volk! — es horcht und glaubt und schreiet mit.

Wie hinaus mein Blick sich wagte,
Fand er Seltsamkeit und Zwist.
Jetzt ein neuer Lärm; ich fragte:
Sag' mir, Lieber, was das ist?
Was will das Gezänk bedeuten,
Das so laut herüber schallt?
Wer ist dort, so ernst und kalt,
Unter den beredten Leuten,
Jene schweigende Gestalt?

Nicht immer herrscht, erklärte mein Begleiter,
Nur Irrthum hier in unserm Dichterthum.
Komm! laß uns näher gehn, — da kämpfen edle Streiter

Großmüthiglich für fremden Ruhm!'
Vernimm nun! fuhr er fort, hier schreien
Und streiten heftig zwei Partheien
Sich über Göthe's großen Geist.
Wohl etwas unverschämt vergöttern ihn die Einen,
Indeß der andre Theil an seinem Lorbeer reißt,
Und ihn in Allem, was er hätte denken, meinen
Und sagen sollen, unterweist.
Dort ist er Jehovah der Zweite;
Ein Heide hier, der nicht nach Gott und Himmel
fragt;'
Ein Urgeist dann, der Unerhörtes wagt;
Dann Einer, der bedarf, daß ihn ein Vorbild leite,
Der bald auf griechischen, bald deutschen Füßen
steht,
Und immer auf der Spur des Zeitgeschmackes geht.
Die Einen lassen wohl recht lehrreich ihn erfahren,
Was er gesollt und nicht gesollt,
Indem die Andern ihm gleich lehrreich offenbaren,

Was er gewollt und nicht gewollt.
Er — zu dem Genius sich neigend —
Verwundert sich, erhaben schweigend,
Daß er so unverhofft erfähret:
So Vielerlei gewollt und nicht gewollt zu haben,
Was der Erklärende nach seinen besten Gaben
Recht gründlich ihm und uns erzählet und erklärt.
Er lebt in seinen bessern Liedern,
Erlauscht, was ihm der Genius vertraut,
Läßt unbefangen sich zergliedern,
Und geht davon mit heiler Haut.

All' das bunte Spiel gewährte
Viel Ergötzung hin und her.
Etwas furchtsam fragt' ich: Wer
Läuft dort mit dem Schneiderschwerte
Hinter alten Sängern her?

Der harmlos-gute Mann, erklärte
Mir kurz und gut mein Kenner, ist

Ein beflernder Anthologiſt;
Er ordnet ſäuberlich den alten Herr'n die Bärte;
Recht mühſam ſtutzt er ſie, um ſie auf's Neu' in Lauf
Und in die junge Welt zu bringen,
Mit allerlei modernen Dingen
Und wohlbekannten Zierlichkeiten auf.
So kann ein feiner Mann mit ihnen doch beſtehen;
Er kann getroſt nun bei der neuſten Welt,
Die ſtark auf feine Wort' und Redensarten hält,
Mit Opitz in Geſellſchaft gehen.

Doch, was leuchtet fern daher?
Fragt' ich, welche Frühlingshelle?

Dort, ſprach mein Freund, dort iſt die morgenrothe
Stelle,
Wo Leſſing waltete. Wer herrſchte ſo, wie er,
Der Herrſcherdünkel mied und haßte,
Mit freiem Blick und wunderbarer Kraft
Ein großes Reich der Wiſſenſchaft

Und das Gebiet der Kunſt umfaßte;
Der Licht aus Nacht und Nebel ſchlug;
Der die Erſcheinung einer matten
Und welk gewordnen Zeit, aus unfruchtbarem Schatten,
In friſche Sonnenwärme trug;
Der, wie ein Proteus, vielgeſtaltig,
Doch Einer und Derſelbe blieb;
Beſcheiden ſelbſt, wenn er gewaltig
Pedantenhochmuth niederhieb?
Viel haben wir von ihm und viel durch ihn empfangen:
Viel Großes, Herrliches! und doch —
Wir fühlen wohl — er iſt hinweggegangen!
Nur ſeine Stelle leuchtet noch!

Dann ſehe, fuhr er fort, die ſteifgeformten Männer,
Die ſtolz und kalt an uns vorüber gehn!

Sie schütteln fort und fort, als hochgelahrte Kenner,
Die Köpfe, wenn sie Neues sehn;
Und ihnen gegenüber stehn
Die antipodischen Geschöpfe;
Die schütteln wiederum die Köpfe,
Sobald sie etwas Altes sehn. —
Das, Lieber! sind die wohlbekannten,
Sanft in sich selbst beruhenden Pedanten.
Schon Flaccus geißelte — wie mancher glaubt, mit Recht —
Ihr unverwüstliches Geschlecht.
Sie sind absonderlich geboren;
Sie tragen nicht so ungekehrt,
Wie wir, nach außen hin die Ohren:
Sie tragen sie in sich hineingekehrt.
Nur selten mag die Außenwelt sie stören;
Da sie gewöhnt sind, nur in sich hinein zu hören:
So lächeln sie — ein wenig närrisch — dann
Auch immer nur sich selber an.

Wer sind, fragt' ich, jene Männer,
Welche sich an diese reihn?

Das, sagte mein Gefährte — sind die Wörterkenner;
Sie drangen tief in's alte Schriftthum ein,
Und handeln hier mit trocknen Schaalen
Von alten Früchten hin und her;
Sie zürnen etwas laut und schwer:
Wenn wir nicht reich genug den kleinen Kram bezahlen,
Den uns ihr Fleiß vor Augen stellt.
O Heil mir! — ruft Syntax — nun hab' ich überwunden,
Des Autors Sinn ist glücklich hergestellt!
Triumph! ich habe Licht gefunden! —
Welch Licht? — Ein Komma! ruft der große Wörterheld;
Ein Komma, welches, wenn die ewig großen Alten
In ihrer Majestät — wie Recht ist — sich erhalten,

Und wenn nicht Alles täuscht und irrt,
Noch in der Nachwelt leuchten wird!

Wie sich das Leben dieser Männer,
Im alten Wörterthum gefällt,
So sind hier ihre Nachbarn, Kenner
Der Sachen aus der alten Welt.
Der Reichthum ist in diesen Köpfen
Ein Scherbenberg von Lampen, Urnen, Töpfen;
Hätt' Einer dieser hoch- und wohlgelahrten Herr'n
Ein Königreich: er gäb' aus seinem Schatze
Den höchsten Preis, ein Stück des Landes gäb' er gern
Für eine mumisirte Katze.
Ihr ganzes Leben ist ein Traum vom Alterthum:
Nichts werth ist, was nicht alt ist, der Betrachtung
Und ausgenommen ist von gänzlicher Verachtung
Des Neuen gar Nichts, als — ihr Ruhm.
Schau' hin, da sitzen sie, die ernsten, tiefen Weisen!

Du fragst: Was wird, was kann es seyn,
Was sie so ämsig dort beschaun, bewundern, preisen;
Wo sie, ein ganzes Buch von Wissenschaft, hinein
Und wiederum heraus beweisen?
Es ist ein alter Ring von Eisen! —
Und sollt' ein solcher Schatz vielleicht dir zu gering
Und unwerth solcher Ehre scheinen:
So wisse denn: es ist das unscheinbare Ding
Ein aus dem Schutt Athens gezogner Kettenring,
Woran, wie unsre Kenner meinen,
Ein Opferthier zum Festaltare ging!

So spielen, fuhr er fort, die ruhmbeflissnen Zeiten
Auf diesem Markt ein Spiel, das heißt: Unsterblichkeit!
Mit hochbelobten Kränzen schreiten
Da, zwischen Göttern aller Zeiten,
Die Tageserscheinungen der Zeit.

Nun laß uns, eh' wir weiter gehen,
Noch einen weisen Freund des Alterthumes sehen,
Der jeder Wissenschaft gewährt, was ihr gebührt;
Den sanften, heitern Greis, der Amalthees
Dort auf Albina's Auen führt.
Fromm geweihte Knospen pflückten
Wir vom nächsten Rosenstock,
Brachen Lorbeerzweig' und schmückten
Ihm das silberne Gelock,
Drückten ihm die Hand, und drangen
Rasch und rüstig weiter vor
Durch das Marktgewühl; da klangen
Liedertöne mir in's Ohr.
Einer von den größern Meistern
Des Gesanges trat daher;
Keiner schien mir, so wie Der,
Zu entzücken, zu begeistern.
Viel Großes, sagte man, hat dieser Geist vollbracht,
Ein hoher Genius! er hat viel süße Lieder,

Doch auch viel herbe Narr'n gemacht.
Da haben nun die kleinen Geister
Das Alles, was der große Meister
Wohl nicht als eine Zierde trägt,
Sich ämsig auf- und eingeprägt.
Wir stören nicht die wackern Seelen;
Ein Andres ist es freilich, wie,
Ein Andres, als ein großer Mann zu fehlen:
Das ahnen jene Freunde nie!

Zwar dieß Geschlecht, von je und je berüchtigt,
Hat Flaccus schon recht derb gezüchtigt;
Jedoch umsonst! Wir sahn Hier im Vorübergehn
Ein Heer muthwilliger Insecten
Aus tiefer Dunkelheit entstehn;
Wir sahn, wie keclich sie die Blumenhäupter neckten
Das ist die Brut, das summende Geschrei
Der Xenienachahmerei!

Der Ruf von einem großen Namen
Erweckt ein drängendes Nachahmerheer;
Und die sich etwas dünken, ahmen
Sich selber nach, und quälen sehr
Durch ihre matte Wiederkehr.
So wie das Gestern, klingt das Heute;
Man möchte bei dem ersten Ton
Gleich rufen: Laßt's nur, lieben Leute!
Bemüht euch nicht, wir wissen's schon!

Wer nur, fragt' ich, kann es lesen?
Wer umfaßt dies Schreibewesen,
Das sich uferlos ergießt?

Ein Schriftler, sagte man, und hat er sonst auch Keinen,
Der ihn bewundert oder liest,
Hat an sich selbst doch immer Einen,
Deß vollen Beifall er genießt.

So rinnt nun, sonder Hast und Hemmung,
Der deutsche Reimstrom flach und breit.

Wie nur kam die Ueberschwemmung
Endlich über unsre Zeit?

Was unsre Zeit so bitter duldet,
Hat, sagte mein Gefährt', der Undank schwer verschuldet,
Der seiner Strafe nicht entflieht.
Die frühen Sänger sind vergessen!
Für unsre junge Welt umhüllen Klopstocks Lied,
Wie seinen Staub, die dunkeln Grabcypressen!
Da rief im Zorn der Liedergott Apoll:
Weh' dem germanischen Parnaß! er soll
In Versleien untergehen!
Das ist der Fluch, dem, wie wir sehen,
Die neue Liederzeit entquoll;
Und ihre Söhne, dünkelvoll,
Erkennen nicht, daß sie die Gaben,

Und selbst das Wortgepräng, mit welchem sie sich
blähn,
Der frühern Zeit zu danken haben,
Die sie so vornehm-kalt verschmähn.
Der Strom der Sprache zieht durch reiche Blumen-
stätten,
Gepflanzt, gepflegt durch manche frühe Hand;
Die Jünger stehn am Uferrand,
Und schöpfen dort, und wähnen dann, sie hätten
Erfunden, was so leicht sich fand.

II.

Und nach kurzer Ruh' ging's weiter
Durch den Lärm, der immer breiter
Sich um uns ergoß. Es drang
Aus der großen Bardenmenge
Wohl nicht immer, wie Gesang,
Doch wie Klang und Wiederklang.
Ein gar buntes Wortgepränge!
Solches nannten sie Gesang;
Denn die Kunst der Sänger zählte,
Wenn's auch an Gedanken fehlte,
Sylben doch voll Glanz und Pracht,
Welche bunt und kraus sich paarten.
Ward vielleicht aus Redensarten
Wörter-Mosaik gemacht?

So iſt es, ſprach mein Freund: gemalte Feuerflammen,
Und Plattheit und Gedunſenheit,
Und Maattheit und Gemüthlichkeit,
Bringt hier die Reimerei zuſammen;
Doch iſt die Flamme, die hier ſtrahlt,
Mit Waſſerfarben nur gemalt!

Jetzt nahn wir uns gezierten Roſenlauben:
Da koſt, nach alter Melodie,
Die Liebesdichterei, ſo minniglich, wie Tauben,
Doch auch gedankenlos, wie ſie.
Dahier erblicken wir ſo eben eine feine,
Gewaltſam hochgeſpannte Reimnatur;
Entzückt erſchaut ſie eine Perlenſchnur
Von Thränen, im kriſtallnen Augenſchreine
Der Huldin, die dem Mann der Liebe Liebe ſchwur.
Ein ſolcher Dichter kann ſchon größre Schwünge wagen,

Er will ein flüchtig Reh erjagen.
So wagt er, dichterhaft und kühn,
Die himmliſche Begeiſterung zu nennen;
Er mag ſie von der Flucht her kennen,
Auf der ſie ſtets vor ihm erſchien.

So allgewaltiglich erhaben,
Verſorgt der Sänger uns mit Gaben
Gedankenloſer Bilderei.

Die Muſe ſoll der Lerche gleichen:
Sie ſingt, und denket nicht dabei;
Gedankenleerheit iſt das Zeichen
Der neueſten Poeterei.
Vernimm hier einen ihrer erſten Sterne!
Die Jünger um ihn her, ein voller Liederkranz;
Er ſinget ihnen vor: „Gedanken ſtehen ferne;
Ich bin Gefühl, Empfindung ganz! —“
Das wird der Jünger Wahlſpruch bleiben;
Gedanken ſtehen fern, deß ſind ſie ſich bewußt;

Und etwas von Gefühl iſt leichter aufzutreiben,
Es wohnt auch in der engſten Bruſt.

Es iſt ein ſüßer Traum, auf Flügeln ſich zu wiegen;
Zur Nachwelt fliegen ſie, voran der Meiſterſchwän;
Und will mit ihnen nicht die Welt zur Nachwelt fliegen:
So bleibe ſie zurück, und kriech' im blinden Wahn
Auf ihrer ausgetretnen Bahn!

Wenn dieſ' Unſterblichen in ſich die Nachwelt tragen:
So ſuchen Andre dort ihr heiles Muſenglück
Fern bei der Vorwelt auf: ſie ſchauen nach den Tagen
Des weiſen Alterthums zurück.
Da rufen ſie die hohen Geiſter
Der Alten an, die großen Meiſter,
Von denen uns die reiche Erbſchaft blieb.
Wenn ſich die Geiſter ihrer ſchämen,

Und nicht erſcheinen — gut! ſie nehmen
Mit ihrem eignen Geiſt fürlieb.

Noch Andre ſchweben fremd in andern fremden Räumen;
Sie quälen, ach! recht mühſamlich
Die arme Phantaſie, um ſich
Nach jenen Fluren hinzuträumen,
Durch die des Ebro Wellen ſchäumen;
Und ſo bereden ſie ſich nun,
Bewehrt von ihren Weidenbäumen,
Dort im Orangenduft Hispania's zu ruhn.

Als wir ſo nun weiter gingen,
Hört' ich und verſtand nicht, was?
Dieſe Worte hört' ich klingen:
„Vögel blühen, Blumen ſingen,
„Auf das liebe, grüne Gras;
„Um die bunten Blumenlieder

„Thaunet — wie ein trocknes Naß —
„Warmes Sonnenlicht hernieder. —"
Wie nur, fragt' ich, reimt sich das,
Dem gesunden Sinn zuwider?

Dem ungereimten Sinn hilft das gereimte Wort,
Erwiederte mein Freund, recht gut und glücklich fort.
Du bist gesund und schlicht geboren:
Zu nüchtern, hobst du dich noch nie
Auf Flügeln jener Phantasie,
Die mit den Augen hört, und schauet mit den Ohren.
Da sich nun, fuhr er fort, wie schwer
Mit solcher leichten Fracht, wie sie zu führen haben,
Die armen Reime dort einher
In einem fremden Schritte traben!
Gefällig, zahm ist unsre Sprache nicht;
Und doch sie soll und muß sich zwingen,
Im spanischen Getön zu klingen,
Und macht' sie auch dabei das sauerste Gesicht.

Welch ein dürftiges Geleier,
Rief ich, dieſe Liederfeier
Ohne Wahrheit und Gehalt!
Dennoch blickte, ſtolz und kalt,
Hoch von ihrem Muſenſitze,
Wie von des Parnaſſes Spitze,
Solche ſingende Geſtalt.

Die Höhen, ſprach mein Freund, ſind nebelreich
und kalt;
Und ſolch ein Sänger trägt, was uns ſein Werth
auch gelte —
Zwei Höhenzeichen doch: den Nebel und die Kälte.

Wir wenden uns — die Unnatur
Von ſolcher Dichterei nicht länger anzuhören!
Ach, ließen beſſre Geiſter nur
Vom Wahn der Zeit ſich nicht bethören!
Er, den die Muſe ſelbſt im Hain
Der heiligen Begeiſtrung lehrte

Sich ihrem Prieſterthume weihn;
Er, Novalis, der Edle, kehrte
Hier bei den Aftermuſen ein.
Wie hatte ſeiner ſich die Stelzenzeit bemeiſtert!
So ſah er dann, von ihr begeiſtert,
„Daß nächtlich ſeine Seel' im Schlaf der Leib verdaut,
Sie wiederum erzeugt, und wiederum verdaut."
Jedoch, Verzeihung ihr, der liedervollen Seele,
Wenn ſie verlockt vom Ruf des Tages wird;
In welche Wüſten dann ihr Flug ſich auch verirrt:
Sie bleibt doch immer Philomele.

Das iſt wohl ein ſeltſam Ding,
Dacht' ich ſtill bei mir, und ging.
Plötzlich hört' ich ein Gewimmer,
Das ergoß ſich etwas breit.

Ein Dichter, ſprach mein Freund, klagt hier dem Mond ſein Leid.

Gar zierlich schmückt ein wenig Mondgeflimmer
Die dichterische Traurigkeit.
Das ist der stille Gram, der viel von sich erzählet;
Da schau! wie Herz und Schmerz, dieß nur zu treue
Paar,
Das, seit die Reimkunst reimt, noch nie getrennet
war,
Doch immer wieder neu und rührend sich vermählet;
Und kurz, wir sehen hier den Quell
Der Elegien sich ergießen,
Und mehr und minder trüb' und hell
Im Uferbett der Reime fließen.

Laß uns, bat ich, ungesäumt
Aus dem Reimgetös hier scheiden!
Selbst die Ungereimtheit reimt
Ihre Freuden, ihre Leiden.
Sieh nur! Uns entgegen schwärmt
Eine ganze Schaar von Reimen,

Gleich den ſommerlichen Heimen,
Deren Heer das Feld durchlärmt!

Sonette, ſprach mein Freund, heißt dieſes Reimgeſchlecht.
Wohin wir unſern Weg auch richten:
Wir wandeln unter Klinggedichten,
Sie klingen freilich — aber ſchlecht. —

Wo wir ſtanden, wo wir gingen,
Melodeie' es fort und fort.
Aus entlegner Ferne dort
Hört' ich ernſte Töne dringen;
Und mein Kenner nahm das Wort:

Dort, ſprach er, laſſen ihre Lehren
Die guten Lehrpoeten hören,
Verkünden mit getroſtem Muth,
Was Jeder weiß, wenn auch nicht thut.
Sie zeigen trefflich, daß vernünftig
Viel beſſer ſey, als unvernünftig ſeyn;

Nur ſollen ſie im Liederhain
Der Kaſtaliden nicht recht zünftig
Mit ihrem ganzen Streben ſeyn.
Der Lehrerruß, ruft ein Heer von Jüngern, iſt gemein,
Und widerſtrebt dem dichteriſchen Schimmer!
Wo er zu Rath beim Kunſtwerk ſaß,
Verderbte ſein Geſchmäz noch immer
Den freien Muſen allen Spaß.

Aber, ſag' mir, was für Sachen
Jener Mann zu Markte bringt,
Der zum wilden, lauten Lachen
Sich ſo ungebehrdig zwingt?

Ein Satyr, ſprach mein Kenner, bringt
Zu Markt hier ſeine Spöttereien.
Nach Wahrheit nicht, er jagt nach Wiz, der ſich vermißt,
Auch Heiliges — nur ſinnreich zu entweihen;

Und weil sein Spaß so göttlich gottlos ist,
So ist er immer zu verzeihen!
Auch büßt der Mann nicht schwer, wenn ihm sein Spaß mißlingt:
Lacht Niemand, er belacht, was er zu Markte bringt,
Und kauft so seine eigne Waare.

Jetzt wenden wir uns hin zu jenem Weihaltare,
Dem Satyr gegenüber dort:
Da kommt, um doch nicht ganz, was Recht ist, zu verletzen,
Mit ihrem Liederspiel die Andacht auch zu Wort;
So treibt, in bunten Gegensätzen,
Dieß Marktgewühl sein Wesen fort und fort,
Das durch einander schreit im grellen Mißaccorden;
Da ist, wenn auch nicht frommes Thun,
Doch Frommthun hochbeliebt geworden.

In diesem Geist, in dieser Sitte nun
Erscheinen unberufne Lehrer,

Und bringen, freilich ſehr entweiht,
Das Hehre, Heilige, die Wonne, Gott zu feiern,
Auf dieſen Markt der Eitelkeit.
Was Jacob Böhm' und Schwedenborg erträumten,
Das bringt man hier zum Kauf, und beut in aller Eil',
Auf daß die Mode nicht entſchlüpfe, bald gereimten
Bald ungereimten Glauben feil.
Wie hoch ſie auch der Andacht Flügel ſchraubten:
So meinet doch ein leicht geſinnter Spotter
Die frommen, jungen Sänger glaubten
Mehr an ſich ſelbſt, als an den lieben Gott.
Wir kommen nicht mit dieſem Spott zuſammen,
Um ſolche Singerei ſo ſchnöde zu verdammen.
Sie hält ſich für ein himmliſches Geſchlecht;
Nur ſcheint ſie uns doch nicht ſo recht
Von Engelchören abzuſtammen;
Sehr gläubig iſt ſie und ſehr ſchlecht.

Du zeigst mir, fuhr er fort, schon eine finstre Miene;
Doch laß es immerhin geschehn,
Daß wir, bevor wir weiter gehn,
Noch eine künstliche Ruine
Des goldnen Mittelalters sehn.
In Friedrich Eß erstand ein Sänger von den Todten,
Der, an Gehalt wie an Gestalt,
Hat glücklich Alles überboten,
Was Nürnbergs Meistersang in früher Zeit gelallt!
Das Licht gehört dem Erdenstaube;
Da wankt am Krückenreim, als Dichter und als Christ,
Aus finsterm Schlaf hervor der Aberglaube,
Der, wie es scheint, noch etwas schläfrig ist.
Er träumt und glaubt und singt, wie an profane Wände,
Von heiligem und nie erschautem Glanz bestrahlt,

Das Wunder unsichtbarer Hände
Mit Rosinfarb' ein Kreuz gemalt.

Endlich horcht' ich hin und wieder
Hier, wo Alles meldet,
Nach dem Ton der Heldenlieder.
Hat der Heros unsrer Zeit
Nicht genug des Bluts vergossen,
Daß von den Parnaßgenossen
Kein Homer sein Lied ihm weiht?

Uns ist, sprach mein Gefährt', ein großes Loos beschieden;
Kennst du sie nicht, die neuen Homeriden
Aus unsrer heldenreichen Zeit?
Es sind die grauen Tagesblätter,
Die auf dem Blättermarkt — wir werden ihn noch sehn —
Hervor aus dunkeln Pressen gehn,
Und rüstiglich für Zeitungsgötter

Und Helden grelle Kränze drehn.
Auch fehlt es uns nicht an Las Casen,
Die mächtig die Posaune blasen,
Und mit betäubendem Getön
Und allen Redekünsten streben,
Ein tolles Blutvergießer-Leben,
Um das sich finstre Geister drehn,
Und Wehgeschrei und Flüche schweben,
Mit Götterschimmer zu umgeben!
So wird mit allem Glanz, den eine Redensart
Zu geben hat, ein Held der Nachwelt aufbewahrt.

Jetzt laß uns, fuhr er fort, eh' wir zu einer an-
dern
Erscheinung dieses Marktes gehn,
Zu jenem nahen Raume wandern,
Und eine Reimanstalt besehn!
Ein feines Werk! — obwohl, Begeisterung zu ent-
flammen,

Apollo ſelbſt es nicht erſann.
Wie in ein Jagdrevier das Wild, ſo treibt ein Mann,
Der ſeine Zeit verſtand, die Reime hier zuſammen.
Das iſt die Jagd, die große Herr'n,
Die ſonſt wohl nicht das edle Waidwerk haſſen,
Den guten, armen Dichtern gern
Und unverkümmert überlaſſen.
Und ſowit können nun Poeten froh und frei,
Nicht noch Gedanken, doch noch guten Reimen jagen.
Viel hörten wir in unſern Tagen
Gedankenloſer Reimerei,
Und durften uns darob beklagen:
Dieß Werk des Reims hier hat allein
Das unbeſtrittne Recht, gedankenlos zu ſeyn.
Endlich eilt' ich vom Geleier
Jener Liederqualen fort;
Sah noch manches Abenteuer
Im Vorbeigehn, hier und dort.
Ach! wer mag ein abgenutztes

Alltagsleben immer sehn?
Laß uns hin zur Bühne gehn!
Und was gab sie? Ein geputztes,
Flaches Alltagswiedersehn.
Wir wollen, sprach mein Freund, wir wollen nur gestehn,
Thalia, statt das Volk zu sich empor zu heben,
Muß nieder zu dem Volke schweben;
Da giebt sie fort und fort ein widriges Gemisch
Von Lachstoff, daß sie nur das Daseyn sich erbeute. —
Die Musen hier sind ganz gemeine Leute,
Und gehn bei der Gemeinheit an den Tisch.
Sie brachen endlich, wie wir wissen,
In das Gebiet der Vorzeit ein,
Um, da sie, neu zu seyn, sich schon vertragen müssen,
Zum wenigsten doch alt zu seyn.
Sag' mir, welch Posaunenschmettern,
Welcher Tonlärm ohne Sinn

Brauſt betäubend auf den Brettern
Jenes Bühnenraums dahin?
Was für wilde Melodieen
Lieben dieſe Menſchen nur?
Die Tochter edler Harmonieen
Entfernte ſich vom Geiſt im Tempel der Natur,
Erwiederte mein Freund, ſie gab ſich den Entweihern
Des Heiligthums dahin; ihr Leichtſinn ſcheinet dort,
Im brauſenden Gewühl von Tönen, fort und fort
Nun ihren Sündenfall zu feiern.
Der beßre Geiſt, von dem ſie ſich ſo weit verlor,
Der hohe Engel, der von Seele
Zu Seele ſpricht, nicht nur von Ohr zu Ohr,
Der flog, wie eine Philomele
Der Paradieseflur, zum Paradies empor;
Er flog mit Naumann, Gluck und Mozart auf zum Himmel,
Und ließ uns ein Geſpenſt, das, in dem Rauſchgewimmel

Der Töne, sein Gebiet im Opernlärm erker;
Da muß die Kunst herauf den Höllenpfuhl beschwören,
Der singet, daß die Bühne kracht!
So kann die Oberwelt nun hören,
Wie sich der Orkusfürst, in grauenvollen Chören,
Die Höllenqual versingt, indem er uns sie macht.

Doch will es, trotz dem Lärm, den Musen nicht gelingen,
Des Volkes Beifall zu erringen:
So rufen sie die Kraft des Malerpinsels an.
Da blick empor! Die Bühnenwände prangen!
Wie lächelnd staunt sich selbst der Spielregent dort an!
Er weiß und fühlt es wohl, zu hohen Ehren kann
Ein Pinsel und ein Pinselwerk gelangen.
Das matte Spiel verklärt sich in der Zauberkraft
Der geistreich-anspruchvollen Wände;
Und finden wird sich leicht die Fertigkeit der Hände,

Die für das Schauerliche auch ein Schauspiel und verschafft.

Um sichrer noch das Kunstgefühl zu wecken,
Das vor der bunten Bühnenwelt,
Trotz ihrer Pracht, sich doch nicht immer wach erhält;
So rufen sie die fürchterlichen Schrecken,
Die Schauer einer dunkeln Macht,
Tief aus des Schicksals öder Nacht;
Und jedes Spiel mit irgend einer Trauer,
Voll Unnatur, grell, ohne Maaß und Ziel,
Und stark versetzt mit kaltem Schauer:
Das nennen sie ein Trauerspiel.
Doch gähnt das Volk. — Man wagt, die Todten zu erwecken;
Die werden's endlich doch aus seiner Trägheit schrecken!
Man sprengt die Gräber auf, und zieht so kühn und dreist

Wie Shakespeare, dieser große Meister,
An's Bühnentageslicht die Geister;
Nur Einer fehlet: Shakespeare's Geist,
Den unsre Männer nicht in ihrem Stolz vermissen.
Er, mächtig wie ein Gott, bescheiden wie ein Kind,
Hat Ein's mit ihnen gleich: daß er und sie nicht wissen,
Er nicht, wie groß er ist, sie nicht, wie klein
sie sind.
Die Rollenspieler nun — schau hin! da ziehn die kalten
Und starren, traurigen Gestalten
Schwer hin durch ihre Bretterwelt!
Die Schildwach' spricht so steif-pathetisch, wie der Held;
Doch spreizet sich ihr Wahn, wie eine Heldenrede.
Du nahst dich keiner Bühnenwelt,
In der sich nicht für eine Clairon, Jede,
Für einen Garrick, Jeder hält.
Der Dramendichter — hört' ihn selbst Apoll erkoren —

Ist, ohne sie, nur halb geboren;
Erst ihre Kunst bringt ihn zur Welt;
Sie geben erst die Lebensfarben
Dem Bilde, das er aufgestellt:
Darum gebühret ihm, und sollt' er sonst auch darben —
Doch immer etwas Ruhm, nur ihnen reichlich Geld.
Da waltet fort und fort der tolle,
Verkehrte Geist nun, daß die Rolle
Den Spieler spielt, und treu vor Augen uns ihn stellt.
Auch Frankreichs Talma lärmt sehr stark auf unsern Bühnen;
Zwar Cäsars Tyrannei mag wohl die Schmach verdienen,
Daß er, der Rache zum Genuß,
Den Helden Talma spielen muß.

So, bis zur Meisterschaft vollendet,
Enthüllt sich hier die Unnatur;

Doch ihrer Heimath müde, wendet
Die Muse sich nach einer fremden Flur.
Da haben sie den großen Britten,
Der freilich, wie ein Gott, die Grenzen überritt,
Ein wenig ungeschickt, doch fleißig zugeschnitten,
Mit einem derben, tiefen Schnitt.
Der Hohe, der so vielgestaltig
Dahin durch Höll' und Himmel streift,
Der uns so wunderbar-gewaltig
Und tief in Hamlet's Geist ergreift,
Der große Britte muß erscheinen,
Den — trotz der Schmach — du noch am Strahlenkern erkennst;
Doch, statt des Geistes, den sie meinen,
Bekämpft die Bretter ein Gespenst.
Du fragst vielleicht nach unsern großen Meistern:
Sie stehen da, in ihrer Würd' und Kraft,
Und lassen ungestört sich preisen oder meistern
Von einer kecken Jüngerschaft.

Schweiget! zürnt' ich, schweigt ihr Schreier,
Störet nicht die heil'ge Feier,
Die um Schillers Tempel schwebt!
Wenn ihr seinen Namen nennet,
Fragt euch, ob ihr ihn erkennet,
Der auf Sonnenhöhen lebt,
Wo herab zu uns die Damen
Seiner großen Schöpfung kamen?
Feierlich und strahlenhell
Schmückt Unsterblichkeit die Namen:
Thekla, Max und Wilhelm-Tell.
Ja, dieser Heros, sprach mein Freund, ist hoch erhaben!
Wie würd' er einst mit seiner vollsten Kraft,
Im hellsten Glanze seiner Gaben,
Die sämmtliche Parnaßgenossenschaft
Weit hinter sich gelassen haben,
Hätt' uns der Tod dieß theure Haupt
Ach! nicht so früh, so früh! geraubt!

Aber, welche Töne klangen,
Als ich Göthe's Feier prangen
In der Kronenfülle ſah!
Alle Lorbeerhaine ſangen:
Taſſo, Iphigenia!

Und ich kam zu einer Höhe;
Götterſtrahlen blitzten dort
Durch die Waldnacht fort und fort;
Klingers furchtbare Medee
Rief ihr jammerſchweres Wort,
Rief ihr wild-entflammtes Wehe
Ueber Jaſons Fürſtenhaus
In Verzweiflungstönen aus.

Dann vernahm ich heil'ge Lüfte,
Kräftig, friſch wie Morgendüfte;
Leſſings Tempel war ich nah.
Mit dem Amaranthenkranze
Stand er leuchtend in dem Glanze

Seiner Morgenröthe da,
Und die Opferdüft' umwallten
Euch, ihr ewigen Gestalten,
Nathan und Emilia!

Und in Lessings Tempelhaine
Brachte kräftig, rein und wahr,
Auf Melpomene's Altar
Leisewitz, obwohl nur eine —
Aber große — Weihung dar:
In erschüttrungsvollen Scenen,
Wenn des Ornus Element —
Groll und Zwietracht — Seelen trennt,
Zeigt er uns im Kampfe jenen
Hohen Jüngling von Tarent.

Kräftig blühn auch deine Kronen,
Gerstenberg, die du errangst,
Als du schaudervoll die Angst

Ugolino's, und Minonen
Zu der Trauerharfe sangst.

Weiße! die beschneidnen Gaben
Deiner Mus' — obwohl verdeckt
Von der reichern Zeit — sie haben
Uns die reiche Zeit erweckt.

Viel der sel'gen Inseln tauchten
Aus der Sündfluth noch hervor,
Die dort unten wogt, und hauchten
Ihren Balsamgeist empor.

III.

Mein gefälliger Begleiter
Führte rüſtig nun mich weiter
Durch den Markt der Phantaſie'n,
Reich an zierlichen Berichten
Nicht geſchehener Geſchichten,
Der mir gänzlich fremd erſchien.
Hier, ſprach mein Führer, iſt zu ſchauen,
Wie Alles in der Blüthe ſteht,
Und wie die junge Welt der Männer und der Frauen
Auf immer friſcher Weide geht,
Auf wohldewäſſerten und bunten Frühlingsauen.
Laß die Geſchichte dir vom Geiſt
Und Weſen dieſes Marktes erzählen!
Wie breit es auch zerfließt, es heißt:

Verlieben, Lieben und Vermählen,
Viel tausendfältig aufgefrischt,
Mit feinen, tugendlichen Seiten,
Mit etwas Lasterhaftigkeiten
Und etwas Unglück untermischt.
Jedoch, die Mäßigkeit der Launen
Verlangte, Seltsamkeit zu sehn:
Es mußte dann, zu aller Welt Erstaunen,
Die Tugend mit den Räubern gehn.
Da ließen nun die edeln Räuberhelden
Der Neugier einen Ueberfluß
Von wunderschönen Thaten melden,
Wovor der Mann des Rechts in Nichts verschwinden muß.
Der edle Räuber ward jedoch bald auch zu kenntlich,
Man wollte wunderbar ergriffen seyn;
Und, wie ein Strafgericht, brach endlich
Die Sündfluth der Romantik ein.
Hu! diese Fluth umschauern Geister

In graulich-düſterm Halbmondſchein,
Und ſicher kommt Beelzebub, ihr Meiſter,
Wenn wir's erwarten, hinterdrein;
Denn dieß Geſchlecht wird immer dreiſter.
Kaum, daß im üppigſten Erguß
Muſäus und Tieck Phantaſus
Den Zauberkreis der Lieblichkeit geſchloſſen;
So kam auch ſchon ein ausgetretner Fluß
Von Mährchen, fad' und flach, daher geſchoſſen,
Wobei man, hört man ſie auch eben darum an,
Doch vor Ermüdung nicht einmal entſchlafen kann.
Laß dieſe Geiſter ſich auch immerhin verſtellen:
Sie ſchleichen in der alten Spur;
Die Namen ändern ſie, ſie nennen ſich Novellen;
Allein wir kennen ſchon die klüglichen Geſellen
An ihrer innerſten Natur.

Aber wer ſind die Geſtalten,
Fiel ich ungeduldig ein,

Welche dort am Erlenhain
Wunderliche Tänze halten,
Leer und leicht, wie Irrlichtſchein?

Du nennſt ſie, ſprach mein Freund, ſehr richtig Irrlichtſchein.
Seit jener lieblichen und holden Waſſernymphe,
Mit ihren Launen bunt und kraus,
Haucht jeder unſrer deutſchen Sümpfe
Nun eine Schaar von Nixen aus;
Die hüpfen über unſre Fluren,
Sind wunderlich, und tragen meiſt
Der Abkunft ſichtbarliche Spuren,
Und darum wenig Sinn und Geiſt.
Sie mögen ihre Sprünge machen!
Es läßt ſich kaum darüber lachen.
Wir wandern unſres Weges fort;
Nur im Vorbeigehn ſehn wir dort
Für niedre Seelen, welche lüſtern

Nach frechen, rohen Freuden schaun,
Noch manchen Erdillonschen Faun
Mit Nymphen hinter Hecken küssen:
Da würden wir noch schlechter uns erbaun.
Laß lieber uns auf Meisters Höhen steigen!
Da blühen heiliger die Au'n!
Da mögen wir, bedeckt von blüthenvollen Zweigen,
Die Sündfluth unten überschaun!

Ich verließ mit ernstem Schweigen
Diesen mißlautvollen Chor,
Drang zu Meisters Höh'n empor,
Zu den edlern Gebilden.
Dorotheens Huldgestalt,
Die Louisen, die Elotilden,
Schmückten diesen Aufenthalt.
Welch entzückendes Erscheinen,
Als ich Dorothern sah!
Wonnelieblich stand, im reinen

Sittenschmuck, die Huldin da!
Alle Schatten, alle Lichter
Dieses Lebens um sie her;
Doch sie wandelt frei, in schlichter
Unbefangenheit, einher;
Und ihr Herrmann, ihr Getreuer,
Bringet, fromm und lieb und gut,
Eine Brust voll Kraft und Muth,
Und ein Herz voll Mild' und Feuer,
Am geweihten Huldaltar
Seiner Hochgeliebten dar.

Hier erschien die Zeit so golden,
So idyllisch Wald und Flur;
Hier bekränzten sich die holden,
Neuen Kinder der Natur;
Und der Geist in Sitt' und Weise
So melodisch und so leise,
Wie zur Huld die Liebe spricht.

Welch ein bräutliches Geſicht
Naht ſich hier? — O du, Louiſe,
Zartes Blumenkind der Wieſe,
Grünau's holde Tochter, du!
Weile nur mit deinen Blicken
Auf den Roſen, alle nicken
Dir Geſchwiſtergrüße zu!
Dem Erröthen iſt die Roſe,
Die aus weicher Hülle bricht,
Wenn, mit leiſem Liebgekoſe,
Von dem ſchönſten Myrthenreeſe,
Das ihm fiel, dein Wilhelm ſpricht.
Ja! du darfſt dich ſeiner freuen,
Dem dein Herz entgegen wallt!
Schmücke nur dem Vielgetreuen
Deine bräutliche Geſtalt!

Friſch, wie eine junge Maie,
Stellte Hannchen in der Weide

Süßer Unſchuld nun ſich dar.
Alle Frühlingsanmuth war
Ueber Hannchen ausgegoſſen;
Um ſie her die Pfleggenoſſen,
Ihrer Küchlein muntre Schaar;
Aber gegen ſie verſchworen,
Fuhr die finſtre Unholdin,
Die Verläumdung, durch die Heren
Ihres freßen Lebens hin.
Doch mit leiſem Siegsfrohlocken
Nahe die Liebe ſich, und bringt
Ihr die Krone, ſo die Locken
Der belohnten Braut umſchlingt.

Du, dem jeder Frühling wieder
Friſch und ſchön die Laute ſchmückt,
Eberhard, du Mann der Lieder,
Weißt du, wie dein Lied entzückt?
Ja, dieß zarte Lied enthüllet

Eine lieblicht Natur!
Die, wie eine Lerchenflur,
Ganz mit Wohllaut uns erfüllet.

Dann, nicht fern von hier, erhob
Eine weihevolle Feier
Auf der tönereichſten Leyer,
Holde Jungfrau'n, euer Lob.
Wonneſelig zogen Friede,
Scherz und Fröhlichkeit hier ein.
Fragend horcht' ich, und der Hain
Flüſterte: Parthenaide.
Eine große Felſenwelt
War vor mir in dieſem Liede
Glorreich prangend aufgeſtellt.
Die erhabnen Alpenbilder,
Wie ſie ſchon die Urwelt ſah,
Standen feierlich in wilder,
Aber hoher Schönheit da! —

Edler Dänc! Jene Lenze
Deiner Alpenroſenkränze
Schweben, ewig friſch und ſchön,
Um das fern und nah belauſchte,
Hochbegeiſternde Getön,
Welches deiner Harf' entrauſchte.

Wie ein Götteraufenthalt,
War hier Alles mild und heiter.
Hügerad wandelten wir weiter,
Und erreichten einen Wald,
Wo ſich Wunderkräfte regten.
Geiſtig wandelte die Luft,
Und lebendiger bewegten
Sich die Bäum' im Zauberduft;
Zu Geſtalten wurden Klänge
Leben athmender Geſänge.

Wielands heitre Laute klang;
Echo trug auf weichen Flügeln

Den romantischen Gesang
Zu den fernsten Myrthenhügeln.
Fest gezaubert stand ich da,
Als ich feuerrothe Blüthen,
Die an dunkeln Zweigen glühten,
Wie auf Tönen schwimmen sah,
Wenn sie, taumelnd von dem Schwanken
Zarter Aeste, niedersanken
Auf die holde Nezia.

Die Versuchung kam — ach! da
Sank ein schönes Daseyn nieder! —
Endlich war gebüßt die Schuld;
Den Gefallnen naht sich wieder
Der versöhnten Götter Huld.

Dann in weißem Blüthenregen
Kam durch einen Myrthenwald
Mir Musarion entgegen;
Eine solche Huldgestalt,

So voll Hoheit, wie noch nimmer
Eine meinem Blick erschien;
Und ich sah, wie einen Schimmer,
Sie durch's Myrthendunkel ziehn.
Schau! Die Grazie der Sitte
Leitet' ihre Nymphentritte
Zu dem Tempel der Natur;
Und sie zog — gewaltig nur
Durch die Macht der Rosenketten —
Ihren Phanias hinein,
Um von dunkeln Träumerei'n,
Wahn und Trug und Heuchelschein
Ein getäuschtes Herz zu retten,
Zu der Wahrheit der Natur.

Hier in dieses Dichters Spur
Trat, mit seiner Wilhelmine,
Moritz Thümmel auf die Bühne
Dieser feenhaften Flur:

Und wir ſehn, mit der gewandten
Schülerin des Hofes, ihn,
Den verlegenen Pedanten,
Zu der grauen Pfarre ziehn.

Lange wurd' ich feſtgehalten
Von der feſſelnden Magie
Der ergötzlichſten Geſtalten;
Und der Geiſt der Harmonie
Schwebt' um jede Blumenſtelle,
Gab dem Walde Melodie,
Wohllaut dem Getön der Quelle;
Ja, hier blühte' und klang das helle
Wunderland der Phantaſie!

In dem Frieden dieſer Räume
Saß Muſäus, dieſer Mann,
Der die ſchalkhaft-heitern Träume
Von dem Gnomenreich' erſann.
Vor den Mährchendichtern Allen

Ließ ein unbefleckter Ruf
Dieſes Meiſters Lob erſchallen,
Der die ſüßſten Mährchen ſchuf.
Er erzählet ſchalkhaft, ſinnig,
Wie Prinz Bär, ſo rauh er iſt,
Seines Bärenthums vergißt,
Und recht ſtutzerhaft und innig
Seiner Herrin Scepter küßt.
Und in lehrreich-froher Stunde
Hing, umfaßt von der Gewalt
Des Entzückens, an dem Munde
Des Erzählers Jung und Alt,
Lächelnd mit dem holden Spötter,
Der mit ſcharfem Auge ſieht,
Wie die Thorheit um die Götter
Ihrer Wahngebilde kniet.

Wie durch Zauberwald-Geſträuche,
Schwärmte Hofmanns wunderreiche

Arabeskenphantaſie.
Tieck, der kecke Tieck ergözte
Seinen muntern Kreis, durch die,
Wenn ſie eben nicht verlezte,
Wohlgehaltne Ironie.

Uns irrt nicht, ſprach mein Freund, der Hohn des frechen Tadels,
Der einen Edeln neckt; ein ſolcher Hohn entrückt
Auch nicht den kleinſten Strahl vom Glanze jenes Adels,
Womit Apoll die feine Seele ſchmückt.

Weiter ging's auf Blumenmatten
Der romantiſchen Natur;
Und auf einer Alpenflur
Saß ein Mann im Eichenſchatten,
Der umringt von Kindern war.
Schocke war es — ernſt und milde
Wie das Recht, und feſt und klar

Stellt' er treffende Gebilde
Seines reichen Geistes dar.
Noch empfind' ich jene Zähre,
Die da für den edeln Mann,
Für den Dulder der Galeere,
Alt'mentade, mir entrann.

Auch Zschocke's Witz ist ächt und tüchtig,
Sprach mein Gefährt', und Keiner lacht
So fein gehalten und so züchtig,
Als jener in der Neujahrsnacht,
In der ein junger Prinz, voll ächter
Und heller Lustigkeit, den Wächter
Mit Horn, Latern' und Stecken macht:
Und so den Herren Fürstenräthen
Zum Abendschmaus ein Ständchen bringt,
Das ihnen, freilich ungebeten,
Die etwas rauhe Wahrheit singt.

Und wir gingen mit dem frohen,
Hier so sanft erregten Sinn,

Und gelangten zu der hohen
Musenfeier Klingers hin.
Hier sein Faust! Durch welche Lichter,
Welche Schatten führt der Dichter
Ihn, der stolz sich überhebt,
Und statt ruhig vorzudringen,
Mit dädalisch-eitlen Schwingen
Sich zu überfliegen strebt,
Bis er, ganz mit Nacht umwebt,
Licht und Recht und Gott bezweifelt,
Nichts mehr ahnet, hofft und liebt,
Und dann endlich, ganz verteufelt,
An den Teufel sich ergiebt.

Doch siehe, sprach mein Freund, die düstre, starre Trauer,
Die oft so plötzlich ihn befällt!
Das ist der tief-geheimnißvolle Schauer,
Das Ahnen einer höhern Welt,

Von der ein Strahl in seine finstern Zweifel
An Licht und Recht so furchtbar mächtig dringt,
Daß er, ergriffen, selbst den Teufel,
Den Frevel zu bestrafen, zwingt.

Mein Begleiter, den es rührte,
Meinen stillen, innern Sinn
So bewegt zu haben, führte
Mich zu sanftern Stellen hin.
Zu den heitern Darstellungen
Hippels, der die Frauen preist.
In den zarten Schilderungen
Reicher Witz und tiefer Geist!
Hier dein hohes Bild, Elise,
Von den Grazien umringt!
Und dein Schmuck, ein Kranz der Wiese,
Der sich um die Rose schlingt.

So mich auf und ab bewegend,
Kam ich jetzt in eine Gegend,

Die sich groß entfaltete,
Wo Jean Paul, der reichste Dichter,
In dem Glanz der Farbenlichter
Seiner Schöpfung waltete.
Maienthals Gefild' umfingen
Mich in ihrer Lenznatur;
Und erhabne Menschen gingen
Durch die Paradiesesflur.
Wie verherrlicht Wald und Wiese!
Aus dem innern Himmel nur
Treten solche Paradiese
Hell hinaus in die Natur.
Hier Emanuel der Weise,
Der, schon halb der Erd' entführt,
Götterworte spricht, und leise
Nur dieß Daseyn noch berührt.
Mit ihm wandelte Clotilde,
O, der sanfte Stern der Milde!
Diese zarte Wandlerin,

Trotz dem irdischen Gewande,
Schien mir eine Pilgerin
Aus dem Engelvaterlande.
Und zu meiner Seele kam,
Wie durch eine Himmelspforte,
Offenbarung hoher Worte,
Wie sie noch kein Ohr vernahm.
Alle Herzgefühle schlugen,
Wie ein Nachtigallenchor,
Hell in meiner Brust, und trugen
Hochbegeistert mich empor.
Neben diesen Taborhügeln
Einer höheren Natur,
Flogen Laun' und Scherz, doch nur
Leise mit Libellenflügeln,
Um die irdische Natur.

Zufall, Lust und Laune führten
Unsern Gang, und wir berührten

Eine wunderschöne Flur:
Wald und Quelle, lieblich rauschend,
Dichter, die Natur belauschend
In der Hoheit ihrer Kraft,
Wie sie lebet, wirkt und schafft!

Reich genährt an ihrem Busen,
Fassend ihren tiefern Sinn,
Schritten singend Hallers Musen
Durch ihr Alpenland dahin.

Aber wer, von süßen Klängen
Junger Hain' umtönet, preist
Unter Blüth'- und Laubgehängen
Frühlingswonnen? — Ewald Kleist!
Durch die duftig grünen Hallen
Frisch belaubter Buchen klang,
Zum Cheral der Nachtigallen,
Sein frohlockender Gesang.

Zacharia malt in Tönen
Eine Sommertages-Zeit;
Doch die schönern Farben weiht
Er dem Kronenschmuck der schönen,
Edeln Frauenlieblichkeit.

Aus den blühenden Gehegen
Dieser Zaubergegend hier,
Flügelten die Lüfte mir
Lyrisches Getön' entgegen.
Ein entzückter Liederchor
Flog, wie frühlingstrunkne Tauben,
Aus den dichterischen Lauben
Zur Unsterblichkeit empor.

Und mit ehrfurchtvollem Schweigen
Nahm' ich mich. Ein ernster Mann,
Opitz war es, der den Reigen
Meines Dichterchors begann.
Freudig grüßt' ich ihn. Die Zeier

Seines Preisgeſangs erhob
Auf der vollen, goldnen Leier
Eines guten Fürſten Lob;
Ja, er lockt' aus rauhen Klängen
Deutſcher Wortkraft, einen Chor
Von erhebenden Geſängen
Mit gewandter Kunſt hervor;
Weckte lyriſche Naturen;
Flemming trat in ſeine Spuren.
Dieſer edle Sänger drang
Siegend in das Reich des Schönen:
Was er anrührt, wird zu Tönen,
Seine Reiſe wird Geſang.
Singend folgt' er deutſchen Schaaren
Mit Amphions Liederkraft,
Die aus ſteinernen Barbaren
Weiche Menſchenſeelen ſchafft.
Botin aus dem Reich des Schönen,
Himmelstochter, Weisheit, du,

Im Geleite der Kamönen,
Führst dem Herzen deine Ruh,
Führst ihm, unter Feiertönen,
Deinen Götterfrieden zu.

Helle Freudenblumen streuen
Sich in jegliches Gebiet;
Nur die Kunst, die sie erzieht,
Nur die Weisheit, sich zu freuen,
Lehret Mithofs ernstes Lied.
Freilich ernst und schwer, als hätte
Seine Sprache widerstrebt,
Kernhaft, nur nicht mit der Glätte
Wie Horaz, der in ihm lebt.

Ferne Nachhalltöne kamen
Tief aus der Vergangenheit;
Wenig Seelen nur vernahmen
Dieses Morgenlied der Zeit.

Lebend noch vom Hauch der Sage,
Traf ein ſchwermuthsvolles Lied
Aus der Schattenwelt der Tage,
Mächtig rührend, mein Gemüth.
Kreuz betrauerte der Grüfte
Starres Todſeyn; aber dann
Redeten ihn Lebensdüfte
Selbſt auf öden Gräbern an.
Ich verſank in dunkle Tiefen,
Wo ich oft ſchon mich verlor;
Aber andre Lieder riefen
Aus mir ſelber mich empor.

Mächtig, wie auf Adlerſchwingen,
Hob ſich Ramlers Odenflug,
Der die Thaten Friedrichs trug;
Uz nur wagt, ihm nachzuringen.

Feurig tritt mein Sänger auf,
Singt, was ihm ein Gott geboten;

Flieht mit einem sonnenrothen
Angesicht zur Gottheit auf.

Freudig, Cramer, hört' ich deinen
Lutherhymnus; dann erklang
Mir Neanders Weihgesang,
Der da fern aus Nordens Hainen
Bis in unsre Tempel drang.

Auch, Elisa, deine Laute,
Dein Gesang, so ganz durchglüht
Von dem Christussinn, erbaute
Mein begeistertes Gemüth.
Rührend tönte deine Leier,
Als du Petrus Reu' und Angst,
Und den Blick, den der Verzeiher
Auf den Sünder warf, besangst.

Durch die dichten Lorbeerschatten
Zogen wir nun frisch und leicht,

Wie die Jugend, hin, und hatten
Bald ein Myrthenthal erreicht.

Dort aus einer Rosenlaube
Wehte Lautenklang mich an;
O, da saß, beim Saft der Traube,
Hagedorn, der frohe Mann,
Dessen Lied in einer Fülle
Süßer Scherze sich ergoß,
Dann in einer Fabelhülle
Seinem Saitenspiel entfloß.

Weiter zog ich nun, und säumte,
Wo, in tief verschwiegnem Raum,
Göze seinen hellen Traum
Von der Mädcheninsel träumte.
Ernst in seiner Altarpflicht,
Fand ihn dort die heitre Muse:
Da erreichte die Meduse
Der Zelotenwuth ihn nicht.

Lange wurd' ich festgehalten
Von der lyrischen Magie:
Töne wurden zu Gestalten
Lieblicher Allegorie.

Doch wir mußten weiter wandern:
Rings umher um unsern Gang,
Von dem einen Ziel zum andern,
Alles athmete Gesang.

Gleim, in Friedrichs Waffen blitzend,
Pries den königlichen Mann,
Der, auf einer Trommel sitzend,
Sein Geschick erwog und sann.
Wie in einem Wiederscheine,
Strahlt' in dem Gesang der Mah'
Seines Helden, der an keine
Wunder glaubt und Wunder thut;
Dann, vom Geist empor getragen
Zu der großen Gottesstadt,

Sang er seines schönsten Tages
Das erhabne Halladat.

In des Harfners Liederhalle
Rührten ihre Saiten dann
Heinse, Schmidt, Michälis, alle
Nachbarliche Sänger, an.

O Michälis, fromm und ewig!
Dank ihm, Lied, daß seine Hand
Todtenkränze, reich und ewig,
Seines Volkes Dichtern wand!

Klamor sang die Zärtlichkeiten,
Sang der Liebe Wonn' und Schmerz;
Griff dann kühn in Flaccus-Saiten,
Lehrte Weisheit, Frohsinn, Scherz.

Von der Nektarluft noch trunken,
Die durch Pästums Rosen zieht,

Sprühten Heinse's Töne Funken,
Gluth und Flamme war sein Lied.

Zärtlich — eine Philomele,
Frisch erwacht im Frühlingshain —
Schlug Jacobi's Liederseele
In dieß Sängerfest hinein.

Lichtwer, heiter wie die Maien
Um sein grünes Laubenzelt,
Schilderte der jüngern Welt
Die Gewalt der Zaubereien,
Die den Spieler überfällt,
Und, anstatt ihn zu vergnügen,
Mit den schauderhaften Zügen
Eines Tollen ihn entstellt.

Einer sanften Rasenstelle,
Wo die reinste Liederquelle,
Kronegk's Saitenspiel, verklang,

Nahte sich nun unser Sänger
Da belauschte, fromm wie jene
Huldin, der sein Lied sich weiht,
Eine jüngere Serene
Einsam seine Einsamkeit.
Ja, hier hast du dich gewendet,
Hier, Elisa, trat aus engrer
Gegenwart dein Geist hervor,
Schwung beflügelt zu dem Sänger
Deines Herzens sich empor.

Jetzo hört' ich fremde Klänge;
Jeder Laut verrieth den Klang
Alterthümlicher Gesänge,
Der zu uns herüber drang.

Herder weckte Lied und Sage
Tief entschlafner Liedertage
Frisch und kräftig wieder auf.
Aennchen Tharau's, deine Klage,

Gleich dem Nachtigallenschlage,
Klang so sanft zu uns herauf.

Ueber Rosegartens Saiten
Kann ein leiser Wiederklang
Aus den grauen Heldenzeiten,
Die einst Ossian besang.

Klopstocks Teyn ließ sich hören,
Und sie sind uns zu den Chören
Priesterlicher Barden ein.

Dann ein Lied aus alten Tagen,
Von verjüngter Kraft getragen,
Tönt in Klingulfs Bardenhain:
Groß besang es große Zeiten,
Klagend ihren Untergang:
Und der Eichwald rauscht' und klang,
Wie ein Chor, ihn zu begleiten,
Den erhabenen Gesang.

Und ich flieg vom hohen Walde,
Wo der feierliche Skalde
Seine Harfe tönen ließ,
Zu dem Hirtenthale nieder,
Wie zum Feste froher Lieder
Oefner seine Flöte blies.
Und ein Chor von jungen Hirten,
Sammt der losen Jungfrau'n Schaar,
Wanden Rosenblätt' und Myrthen
In des werthen Sängers Haar.

Gerstenberg und Schmid sangen
Unschuld, Liebe, Freude, Scherz;
Und die süßen Lieder drangen
Rein in jedes reine Herz.

Weiße flieg von dem Kothurne
Weinend nieder, und umwand
Mit bescheidnem Amaranth
Seines theuren Gellerts Urne.

„Lüftchen, sang er, sprich! woher?
Bringst du Thränen mir? Dein Flügel,
Wie bewegt er sich so schwer!
Weh! Du kommst vom Todtenhügel
Meines frommen Gellerts her! —"

Ich verließ mit ernstem Schweigen
Diesen Sänger: da erklang,
Unter nahen Rosenzweigen,
Thümmels würdigster Gesang;
Ernst und feierlich, in hoher,
Seliger Begeisterung,
Nahm, wie ein Triumph, sein hoher
Sonnenhymnus seinen Schwung.

Dieß Lied, sprach mein Gefährt', dieß höchste seiner Lieder,
Ein reiner Strahl, der weihend ihn umfing,
Er leuchtete die Schattenstellen nieder,
Durch welche seine Muse ging.

Als wir so noch fürder zogen,
War's, als trügen uns die Wogen
In dem immer vollern Chor
Dieser Liederfüll' empor.

Mit dem hellen Farbenglanze
Einer südlichen Natur,
Führte, streng im Rhythmustanze,
Bürger kräftig die Romanze
Ueber unsre deutsche Flur.

Den hat das Volk vor Vielen auserkoren
Zu seinem Sänger, hob mein Führer an.
Wie tief bewegt sein Lied von Leonoren!
Wie hoch erhebt sein Lied vom braven Mann!
Urkräftig schwebt der freie, kühne Adler,
Im heitern Licht, und steigt und steigt,
Und zürnt nicht mehr dem herben Tadler,
Der seine Flecken ihm gezeigt.

Süßer, sagt' ich, Kronen flechten,
Als verkümmern! Und sodann
Weilten wir bei manchem ächten,
Liederfrohen, deutschen Mann.

Dort abwärts, hub mein Führer an,
Erscheint ein Brüderpaar in unserm Musenhaine;
Ungleiche Brüder sind's: der Eine
Philosophirt, der Andre träumt;
Dort Jener dichtet, Dieser reimt;
Sie schreiten kühn dahin, verkündend neue Lehren. —

Doch versagt' ich mir es, dort
Bei dem Abwärts einzukehren.
Somit wandelten wir fort,
Als bescheidne, frohe Gäste,
Zu dem großen Liederfeste,
Das für uns bereitet war.

Spielend mit Amphions Leier,
Stellte Pfeffel, mild und klar,

In dem bunten Zabelſchleier
Ernſte Lebenswahrheit dar.

Feurig, wie in Dithyramben,
Pries uns Stollbergs Liederkraft
Ritterthum und Ritterſchaft;
Und Geſchoſſe ſeiner Jamben
Fuhren zündend, Blitzen gleich,
Durch das weite Thorenreich.

Schubarts Liederpfeile ſchwangen
Rauſchend ſich dahin, und klangen
Mächtig, wie dodoniſch Erz.
Weh dem Fürſten, den die Strafen
Seiner Donnerworte trafen,
Niederſchmetternd Geiſt und Herz!
Doch ſein Preisgeſang, wie Flammen,
Schlug in heller Opfergluth
Prachtvoll um die Gruft zuſammen,
Wo die Aſche Friedrichs ruht.

Voß — auf Hymnusflügeln rauschte
Der Eutiner Schwan dahin;
Und sein Hirtenlied belauschte
Manche junge Schäferin.

Dann vernahm ich ernste Klänge,
Trübe schallten sie und schwer,
Wie verhallte Klaggesänge,
Von entlegnen Fernen her.

Ist Seume, sprach der Freund. Der Mann hat viel gewandert;
Das Unrecht trieb ihn fort, er suchte Wahrheit, Recht
Und Menschlichkeit, und hat sich keine Ruh' erwandert;
Sein Sernlied grollt dem menschlichen Geschlecht.
O, daß — er war es werth — daß er die Ruhestätte
In sich gefunden, daß er, freudiger gerührt,
Den Genius gefeiert hätte,
Der ihn den grajischen Kamönen zugeführt!

Der Pfad der Muſe ſey nicht hart, nicht rauh, nicht dornig!
Er lade freundlich-ſanft, mit ihr zu gehn, uns ein;
Die Muſe ſoll, auch wenn ſie zürnt, nicht zornig,
Ihr Himmel ſoll auch dann noch mit ihr ſeyn!
Das kalt-verſchattete, herabgedrückte Leben
Soll ſie erheitern, tröſten, heben,
Und jeden Raum zu einem Tempel weihn!
Wohl haben freche Tyrannei'n
Dem Zürnenden die tiefſte Schmach bereitet;
Doch wie? Vergalt ihm nicht die Muſe manche Pein?
Den, vom Olymp verbannten, Gott begleitet
Der tröſtende Geſang im ſchäferlichen Hain.
Jedoch verzeihen wir ſein Zornlied jenem Manne,
Der freilich, bis zum Groll der finſtern Leidenſchaft,
Es haßt, was niedrig iſt und ſchlecht und frevelhaft,
Wenn's auch auf Thronen ſitzt. — Ein Kranz der Felſentanne
Gebührt der Hoheit ſolcher Kraft!

Hören wir jetzt nach den Tönen,
Die das, trostlos erdenwärts,
Tief hinab gedrückte Herz
Heben, trösten und versöhnen!
In dem Lindenblüthenduft
Schwebte lieblich, auf dem Flügel
Der erwachten Blumenluft,
Hölty's Lied am Rosenhügel
Einer jungfräulichen Gruft.
Hell vom Neujahrsmorgenrothe
Angestrahlt, sang, mit dem Sinn
Frommer Innigkeit, der Bote
Wandsbecks durch den Eichwald hin;
Sang, umarmend eine Eiche,
Weit in's Vaterland hinein:
„Unter allem Volk im Reiche
„Soll der Fürst der Beßre seyn! —"
In die große Musenfeier
Unsers Liederhains erscholl

Heiter, zart und seelenvoll,
Hebels Allemannenleier.
Salis weicher Flötenlaut
Flog durch's Alpenthal, wo endlich
Sich der Sänger, still und ländlich,
Einen Hüttenraum gebaut.
Ich vernahm den süßen Laut.
Welch ein milder Hauch der Töne,
Da sein schönstes Lied erklang,
Das so voll Gefühl das schöne,
Still-verhüllte Mitleid sang;
Das in seinen weichen Schleier
Wundgedrücktes Elend hüllt,
Und mit heller Friedensfeier
Ein verzagtes Herz erfüllt.
Wonneselig, gleich dem Frieden,
Der durch Götterhaine zieht,
Sang vom Hain der Hesperiden
Matthisons geweihtres Lied.

Am Genezaree-Gestade
War es, wo im höchsten Flug
Sein Gesang die Flügel schlug,
Und zur lauschenden Najade
Seine Zaubertöne trug.
Ja, dort war es, wo die schöne
Nais an dem Ufer saß,
Und, im süßern Spiel der Töne,
All ihr Wellenspiel vergaß.

Was dieser Sänger, sprach mein Führer, sonst gesungen,
Die Gnom- und Nixensingerei,
Sammt seiner Hexeterei
Von dehn Jagdbelustigungen:
Das tönte bis zum Liederhain
Der Musenfeier nicht hinein.
Siegmanns Harfentöne schlugen
Hoch empor, als sie, geweiht,
Deutschlands große Heldenzeit,

Wie auf Adlerschwingen trugen;
Stark, wie eine Tuba, klang
Sein Pindarischer Gesang.

Wohl würdig, sprach mein Freund, besang er jene Thaten
Der großen Zeit, die sich dem Frankenjoch entrang! —
Sein Spottlied gegen die unglücklichen Sarmaten,
In der von ihm umräucherten Gewalt,
Da prunkt's! in widerlich-geputzter Knechtgestalt!
Kein schmähend Wort ist ungerechter,
Und abscheuwürdiger kein Gift,
Als solch ein grauses Hohngelächter,
Das einen Sohn des Unglücks trifft.

Ja wir flohn mit großer Schnelle
Weit vorbei an dieser Stelle,
Und gelangten bald von dort
In den Schatten eines Haines;
Da vernahmen wir ein reines,

Ein geweihtres Dichterwort.
Maltitz wand hier Liederkronen
Für den letzten Heldentag,
Als das Volk der Jagellonen
Glorreich, wie es kämpft', erlag.

Wandelnd unter den Heroen
Des Gesangs, der nie verhallt,
Traten wir in einen frohen,
Jugendlichen Lorbeerwald.
Zedlitz, Uhland, Platen, Söhne
Junger Kräfte, weihten dort
Ihre ersten Loratène,
Ihr begeistrungsvolles Wort.

Platen, mit der vollen Zierde
Seiner Sprachkunst angethan,
Trat in seine Dichterbahn
Mit der flammenden Begierde,
Tasso's Lorbeer sich zu nahn.

Uhlands Saiten hört' ich tönen,
Wie sein Vorwärts im Gesang,
Kühn und kräftig, zu den Söhnen
Oesterreichs hinüber drang.
Da erklang auch Körners Feier,
Der, umringt von einem Zug
Junger Helden, Schwerdt und Leier
Zu den Schaaren der Befreier
Seines Vaterlandes trug.

Hier laß uns, sprach mein Freund, eh wir von dannen eilen,
Noch einen Augenblick verweilen.
Da sieh! den dunkeln, fern entlegnen Fichtenhain
Durchwandeln geisterhafte Schauer;
Da geht die Luft so still, wie die verstummte Trauer:
Da ruhet Heinrich Kleists Gebein.
Der von dem Schicksal hart Bedrängte
War seines edeln Seyns und Strebens sich bewußt;
Die Welt verstieß ihn: da zersprengte

Verzweiflung ihm die liedervolle Bruſt;
Und ſo verklang denn ſeine Leier,
Die, als ſein Volk den Hohn der Franken trug,
Der bittre Groll des Haſſes ſchlug. —
Verhülle, Fichtennacht, mit einem Trauerſchleier
Den unbekränzten Aſchekrug!

O, daß ihn die Welt verkannte!
Rief ich ſchmerzhaft aus, und ſandte
Leiſ' ein wehmuthvolles Ach!
Seinem trüben Schatten nach.
Daß die Welt der Nacht erglänze,
Weihte Zedlitz Todtenkränze,
Heftete ſie, tief gerührt,
An die dunkle Geiſterpforte,
Welche zu dem finſtern Orte
Schattender Geſtalten führt;
Wo ſich, gleich verwehten Klängen
Von verſtummten Luſtgeſängen,
M..lt der laute Prunk verliert,

Und wo mit gelöstem Grimme
Eine richterliche Stimme
Zum Erobrer spricht: „Herein!
Hier dieß Reich, so stumm und düster,
Ist dir's wüst genug, Verwüster?
Nun wohlan denn! es ist dein! —"
Jene Strahlenkränz' erhellten
Da den Raum, wo, öd' umstarrt,
Auf dem Isthmus zweier Welten
Ihren Raub die Zeit verscharrt.
Da ergriff mich finstre Trauer,
Und ich stand und fühlt' und sann;
Aber, wie ein Frühlingsschauer,
Weht' ein Liederton mich an.
Und in ritterlicher Feier
Kam mein Jouzué Troubadour;
Er durchwanderte mit Leier
Und Gesang die deutsche Flur.
Lorbeertragende Gesänge

Hatten dieſes Dichters Haupt,
Trotz dem Ritterſporngedränge,
Das ihm wuchert, friſch belaubt.
Und die zarte Jungfrau drückte
Den Geſang, der ſie entzückte,
Mit der reinſten Jugendluſt
An die unſchuldvolle Bruſt.
Leuchtend ſprach aus ihrer Miene:
Wie das ſüße Launenſpiel
Der bezaubernden Undine
Ihrem Herzen wohlgefiel.
Plötzlich, da wir weiter drangen,
Flogen helle Tön' empor,
Die geheimnißvoll hervor
Aus des Haines Tiefe klangen:
Das war Novalis Geſang!
Der Erwählte kehrte wieder
Zu dem Tempel ächter Lieder,
Dem ihn Afterkunſt entrang.

Dir, du hehre, ſterngekrönte,
Wundervolle Nacht, ertönte
Meines Sängers Harfenklang!
Dann vernahm ich jenen hehren,
Feierlichen Weihgeſang,
Der ſich ſeiner Chriſtusfreuden,
Andachtvollen Seel' entſchwang.
Endlich ſtimmte ſeine Leier
Wilhelm Müller, und beſang
Die erhabne Siegesfeier,
Die ſich Hellas Volk errang,
Das kein Herrſcher retten wollte;
Denn die hohe Hellas ſollte
Sich durch eigne Kraft befreun,
Alles hin an Alles wagend;
Nur die deutſche Muſ' allein,
Liederpfeil' im Köcher tragend,
Stürzte, mit Geſängen ſchlagend,
In die Blutſchlacht ſich hinein.

Der Begeiſtrung Flammen ſchlugen
Hoch empor zum Pelion,
Und die Feuerſeelen trugen
Glorreich Sieg auf Sieg davon.
Knaben brannten, von den Klängen,
Von des Liedes heil'ger Macht
Aufgeregt, ſich vorzudrängen
In den Sturm der Freiheitſchlacht.
Doch von jenem Blutgefilde
Kehrte bald mein Geiſtesblick,
Zu dem friedlich-ſanftern Bilde
Meines Liederhains zurück.
Lüfte, die da horchend ſchwiegen,
Wurden lyriſches Getön:
Und, ſo angeweht, erſtiegen
Wir die höhern, letzten Höhn.
Gleich dem hellſten, klarſten Sterne,
Der durch hohe Cedern glänzt,
Kam nun ſittig, ſchön bekränzt,

Schillers Mädchen aus der Ferne;
Und die Harfe, die ſie ſchlug,
Schimmerte von goldnen Saiten,
Mit Geſängen zu begleiten,
Was ſie tief im Buſen trug.
Sieh! es flog ihr Geiſt hinüber,
Wo die Vorwelt ihn umfing;
Und ich ſah, wie da vorüber
Hellas Götterauffzug ging.
Von den Jugendidealen
Leuchteten, wie Nachgluth, dann
Friſche, warme Morgenſtrahlen
Spätre Liederſtunden an.
Seiner Glocke Töne ſchallten
Göttern der Unſterblichkeit,
Mächtig trotzend dem Gewalten
Einer wandelbaren Zeit.
Hier in Freundes Liederkreiſen,
Hier bewegte meiſterhaft

Sich in neuen, kühnen Weisen
Göthe's reichbegabte Kraft.
Himmlisch sang er das Erbarmen,
Sang die hehre Gottesthat,
Welche sich mit offnen Armen
Einer Bajadere naht.
Aus der niedrigsten Gemeinheit
Tritt ermuthigt sie hervor:
Sieh! da trägt sie zu der Einheit
Mit dem Gott der Gott empor.
Welch ein Lied! — Doch kam mir vor,
Als ob viele von den Klängen,
Die sein Lautenspiel verlor,
Sich nicht eben hoch empor
Ueber die Gemeinheit schwängen,
Und sogar nicht göthisch klängen:
Ob auch widerliches Leb
Recht, als wollt' es ihn verhöhnen,

Mit den unsinnvollsten Tönen
Alles, was er gab, erhob.
Wahr ist es, sprach mein Führer, daß nicht immer,
Nicht Alles, was er uns so hinwirft, uns entzückt;
Hat aber selbst Homeros nimmer
Bei seinem Saitenspiel genickt?
Sein Göttliches mag hoch sein Schwaches überwiegen,
Entzück' uns denn sein hohes Liederfest!
Die schaffende Natur läßt Federmäuse fliegen,
Wenn sie die Nachtigall im Dufthain singen läßt.
Er, in der Weihe seines Geisteradels,
Er fühlt, wie hoch sein Genius ihn hob;
Fühlt, daß ihn weniger ein ernstes Wort des Tadels
Verletzen mag, als toll gewordnes Lob.
Wir ehren unsre großen Männer, —
Mag Unsinn über sie Lob oder Tadel schrein!
Weiter folgt' ich meinem Kenner
Durch den liederreichen Hain.
Alle nenn' ich nicht, die Namen,

Die, getragen vom Geſang,
Der im Herzen wiederklang,
Preislich mir entgegen kamen,
Dich auch, Göckingk, fand ich hier!
Sage, weißt du noch, wie wir
Uns in Lora's Hain gefunden?
Freuden, die für manches Leid
Mir ſo manchen Kranz gewunden,
Waren Zeugen jener Stunden
Einer frühlingvollen Zeit.
Oft beſucht mein Geiſt die Räume,
Wo dein Jugendlied erklang,
Wenn es zarte Liebesträume,
Oder Lebensweisheit ſang.
Höher ließ ich mich geleiten;
Und ein Strom von Hymnen floß,
Der ſich durch die Dunkelheiten
Eines Palmenhains ergoß.
Freudig ſchien das Laub zu zittern:

Klopſtocks Harfe rauſchte hier,
Gleich melodiſchen Gewittern,
Hehe Sionitin, dir!
Schweigen ſank auf jede Leier,
Als das hohe Lied erſcholl,
Und die große Frühlingsfeier
Der geweihten Harf' entquoll.
Nun laß uns, ſprach mein Freund, eh' wir vom Donnen ſcheiden,
Noch jenem Raum uns nahn, den Roſen überblühn,
Die durch das Laub der Thränenweiden,
Wie rothe Abendſtrahlen, glühn.
Da ruhet Gellerts Staub! — O Kieſe, wie durch Harfen,
Durch's hängende Geſträuch die Luft!
Und wir nahten uns, und warfen
Opferblumen auf die Gruft. —
Harren ſollteſt du nicht länger!
Rief ich, deine Stunde ſchlug,

Welche dir, du frommer Sänger,
Deine Treu' entgegentrug!
Ueber Noth und Schmerz erhaben,
Lebteſt du, wie dort am Ziel
Jeder wünſcht, gelebt zu haben.
Reich an frommen Liedergaben,
Tönt dir nach dein Saitenſpiel! —
Aber ſtark verlängert hatten
Sich die abendlichen Schatten;
Mein Begleiter ſagte mir:
Wohl wunderlieblich iſt die Zaubergegend hier;
Doch ſchau! die Sonne geht ſchon nieder!
Leb' wohl! wir ſehn uns morgen wieder.

Wanderungen
durch den
Markt des Lebens.

Viertes Buch
Wanderung durch den Markt des Ruhmes.
Fortsetzung.

1.

Gehn wir, sagt' ich, noch einmal
Zu den großen Meisterwerken,
Daß wir uns für manche Qual
Unsrer neuen Wallfahrt stärken!
Mich umgab der Götterwald
Mit begeisternden Genüssen;
Nur entzog man mich zu bald
Diesem Liederhain. — Wir müssen,
Sprach mein eiliger Gefährt',

Was auch dabei dein, hier verwöhnter, Sinn entbehret:

Wir müssen nun einmal zu andern
Kunstwerken und Kunststücken fort!
Wir haben bis zum Handelsort
Der neuesten Vernunft noch weit von hier zu wandern.
Viel Abenteuer giebt es dort. —

Und so gingen wir denn fort.
Freilich, meine Augen hatten
Seltsamkeit genug gesehn,
Um noch einmal einem platten,
Leeren Treiben nachzugehn.
Plötzlich sah ich lange Schatten
Hinter großen Männern ziehn.
Nah besehn, war selten Einer,
Der so groß war, als er schien;
Manchen fand ich zehnmal kleiner,
Als den Schatten, den er warf:
Darum man denn freilich viele
Dieser stolzen Schattenspiele

Nicht genau beleuchten darf.
Was auch hundert Stimmen ſchrieen:
Weisheitſinn, Philoſophie
Sucht' ich lang', und fand ſie nie,
Aber wohl Philoſophieen.
Dieſe ſprachen etwas breit
Von dem Lichtkreis ihrer Höhen;
Und es war, als ob ſie weit
Unſerm Einfaltſinn entſtöhen;
Nur, daß oft im Widerſtreit,
Trotz dem höhern Horizonte,
Dieß erhabene Geſchlecht
So gar niedrig zänken konnte,
Das gefiel mir doch nicht recht.
Zank im Kreiſe ſolcher Männer!
Wer hat Unrecht? fragt' ich dann.
„Wer nicht Unrecht haben kann,"
Sagte mir mein Menſchenkenner.

Der Lehrſtolz, fuhr er lächelnd fort,
Will, was er ſich gilt, Allen gelten;
Nur wiſſen wir: das letzte Wort iſt ſelten
Auf dieſem Markt das beſte Wort.
Selbſt ein geſchloßner Mund ſcheint jenem Manne dort,
Der immer Recht hat, doch, als könnt' er widerſprechen;
Den Sündenfall muß er ſofort
Durch eine Redeſündfluth rächen!
Du kennſt den Meiſter Polyglott,
Ihn bringt ein Knabenwort zum Sprechen,
Zum Hören bringet ihn kein Gott!
Sind das unſre weiſen Denker?
Rief ich aus — nun ſag' mir an,
Wie vereint in Einem Mann
Sich der Weiſe mit dem Zänker?
Die weiſen Männer preiſen uns ein Land,
Ein vielbeſprochnes, das die meiſten

Von ihnen eben nicht bereisten.
Empfinden ſollen wir, was uns ihr Geiſt erfand.
Das Edle, Würdige, das ſtreng ihr Wort gebietet,
Zu oft nur iſt's aus ihrem Thun verbannt.
Der ganze Menſch gehört der Weisheit, doch ſie miethet
Auf's Höchſte ſich noch den Verſtand.

Als wir endlich weiter zogen,
Hört' ich Worte, laut und ſchwer;
Red' und Gegenrede flogen,
Wie Geſchoſſe, hin und her.
Kecke Weisheitjünger riefen,
Von des Meiſters Wort erhizt:

Wir drangen, riefen ſie, tief in des Denkens Tiefen;
Wir ſezen Gott, und ſiehe da! er ſizt.

Mit nichten ſizt er, ſprach ein Gegner. Längſt verſchollen

Iſt, mit dem ältern Wahn, auch dieſer Wahn von Gott!
Gott iſt das große Null, dem alle Ding' entquellen! —
Hört! rief die Neuſucht, hört! das große Nichts iſt Gott!

Drob zürnte ſchwer der junge Gottesſetzer;
Schweigt! rief er, ſchweigt! ihr flachen Schwätzer!
Ihr Scheingeſtalten, daß ihr's wißt,
Mit eurem ſeichten Schulgeſchwätze,
Verdienet nicht, daß man euch ſetze!
Jedoch was zürn' ich, daß ein Nicht-Ich ſich vermißt!

Ein Dritter ſprach: Wir ſind am Nilbaſin vorgeſchritten,
Den Iſisſchleier haben wir,
Entdeckten Gott im All: und ſonach ſtehn wir mitten
In Gott, im Iſistempel hier.

Der All-Gott iſt der All-Erzeuger, und nicht minder
Der All-Zerſtörer deß, was er in's Daſeyn bringt,
Der, recht Saturniſch, ewig Kinder
Aus ſich erzeugt, in ſich verſchlingt.

Verzeihet! ſprach zu dieſem Mann ein Andrer,
Auch ich bin ein nicht kundeloſer Wandrer
Im Lande der Philoſophie;
Auch meine Stimme läßt ſich hören!
Nur nichts von Ideologie! —
Doch will ich euch nicht lange ſtören!
Leſt meine Anthropologie!

Und mein Führer machte näher
Mich bekannt mit dieſem Späher
In der Neuphiloſophie.

Der, ſagt er, liebt die greiflichen Ideen,
Er läßt aus feſtem Element,

Aus gutem Magensaft entstehen,
Was man das Geistige, den höhern Menschen nennt.
Gebt ihm das rohste Menschenleben,
Er wird den ungeschlachten Tropf
Durch Irdisches vom Irdischen erheben;
Er wird ihm Feuerwein und feine Nahrung geben:
Und fertig ist der feine Kopf.
So stellt er nun, nach tüchtigen Recepten,
Verlangen wir es, eine Schaar
Von Dichtern, Philosophen, von Adepten
Und Künstlern aller Art, uns dar.
Allein, was würde wohl der gute Mann uns sagen,
Wenn wir in aller Einfalt, frei
Und sonder Arg, ihn wollten fragen:
Ob seine Nahrung fein genug gewesen sey?

Und ich dachte nun dabei
An den alten, bittern Spötter
Juvenal, der schalkhaft pries,

Daß Aegypten seine Götter
In den Gärten wachsen ließ.

Die Neusucht sitzt einmal, sprach mein erfahrner Spötter,
In Philosophenköpfen fest:
Drum laß auch ihn, der, zwar nicht Götter,
Jedoch, was göttlich macht, in Gärten wachsen läßt!
Um bessern Preis kann man die Gaben
Des Geistes doch fürwahr nicht haben!
Auch stellt sich recht gemüthlich-klar
Der gute Menschen-Bildner dar;
Er hüllet nicht, was er verhandelt,
In sternelose Phrasennacht;
Man sieht doch deutlich, wie er's macht,
Wenn er das Fleisch in Geist verwandelt.
Mit Gott, mit dem schon Jeder sich erfrecht,
Ein Phantasieenspiel zu treiben,

Mit Gott läßt er's beim Alten bleiben,
Und daran thut er auch ganz recht.

Wir wenden uns zu den Ideenmännern!
Das Wort Idee ist sehr beliebt,
Ein Wort der Zeit, das reich mit Gönnern
Von jedem Range sich umgiebt;
Es klingt in jeder flachen Meinung,
Rauscht, angethan mit mehr und minder Dunkelheit,
Wie eine düstre Spuk-Erscheinung,
Durch unsere papierne Zeit.

Was wird uns Theodul im Hörsaal dort gewähren?
Vernimm — nur halte nicht, was er uns lehrt, für Spott! —
Er will in allem Ernst uns Gottes Seyn erklären,
Und sagt uns: Ein' Idee war Gott,
Bewußtlos — bis in ihr ein Gottessohn sich endlich,

Das ist Gott selbst, erzeugt; da ward in Fleisch und Blut
Sich die Idee bewußt, und sich und uns verständlich.
Verstehst du das? Ich nicht! Doch fasse wieder Muth!
Sein Nachbar Theophil ist mächtig vorgedrungen:
Er hat mit glücklich-kühnem Schwung
Sich bis zur innern Haushaltung
Der Gottheit glorreich aufgeschwungen.
Gott Vater, lehrt er, ist, entsagend seinem Thron,
Vom Weltenschauplatz abgetreten,
Und uns verwies er seit Jahrhunderten nun schon,
Mit unsern Bitten und Gebeten,
An seinen Erben, seinen Sohn.
Des Herrscherthums sich zu entschlagen,
Hat sich der gute Vater jetzt,
In seinen grau gewordnen Tagen,
Recht ordentlich zur Ruh gesetzt.
Was doch Philosophen wagen,
Von der Gottheit auszusagen!

Als ich so verwundert war,
Stellte sich ein Weisheitjünger
Meinem ernsten Blicke dar,
Herzhaft, wie ein Weltbezwinger,
Der mit vollen Waffen — zwar
Logisch nur — gerüstet war.

Ihr werdet, hub er an, ihr werdet sattsam wissen,
Wie schlecht der Gang der Philosophen geht,
Und daß in ihren besten Schlüssen
Kein tüchtig Wort von Gott geschrieben steht.
Hört zu! das Räthselwort von Gott, wie wir es lösen!
Es ist die Finsterniß, die einst das Licht gebar;
Das Gute wuchs am Stamm des Bösen;
Ein guter Geist ist, weil zuvor ein böser war.

Mich ergriff bei diesen Sätzen
Ein verstummendes Entsetzen,
Wie in einem Tempelhain,

Wenn ihn ſakre Gräu'l entweihn!
Ach! ich fühlt' es, mit dem bloßen,
Offnen Blicke blieb ich fern,
Hart und kalt zurück geſtoßen
Von der Weisheit dieſer Herr'n!
So verließ ich denn mit Wehmuth
Dieſe neue Weiſenzunft,
Sucht' in meiner ſtillen Demuth
Etwas ältere Vernunft.

Du Sucher da! ſo ließ ein nahes Wort ſich hören, —
Was willſt du? fragt' es mich, nicht ohne bittern Spott —
Willſt du das alte Lied von Gott,
Zurück das Nachtgeſpenſt der todten Zeit beſchwören,
Die längſt im Reich der Schatten wohnt?
Vernimm die Weisheit, die auf unſern Höhen thront!
Vernimm! — Allein ich rief voll Angſt dem Mann entgegen:

Ich vernahm bisher genug!
O genug! was keinen Segen
Meinem Seelenfrieden trug!
Mir kann nichts hier weiter frommen!
O, ihr Weisen meiner Zeit,
Laßt mich! ich will wieder kommen,
Wenn ihr klar und einig seyd! —
Als wir endlich weiter gingen,
Fragt' ich, freilich etwas scheu:
Was denn ist an all den Dingen,
Die wir sahn und hörten, neu?

Nichts Neues, sagte mein Begleiter,
Nichts Neues kam hier auf die Bahn!
Bei alter Wahrheit, alter Wahn;
Zu alter Dunkelheit hat unsre Zeit nichts weiter,
Als etwas Nacht hinzugethan.
Ich übergehe manchen Wahn,
Manch philosophisches Beginnen,

Das minder noch mit der Vernunft ſich reimt.
Kein ſeltſam Ding iſt zu erſinnen,
Das nicht ein Philoſoph geträumt.

Daß unverſucht auch nicht die kühnſte Meinung
blieb,
Trat Friedrich Es auf, wohl mit Gott und Welt
bekannt;
Der lehrte nun: Gott iſt die höchſte Liebe,
Vernunftlos, aber voll Verſtand,
Der Gott, der uns das Chriſtenthum erfand.
Hört! was ich weiter euch verkünde:
Der Mittelpunkt des Chriſtenthums heißt — Sünde!

Chriſtenthumsphiloſophie,
Rief ich, ſind das deine Lehren?
Wahrlich! zu ſo hohen Ehren
Kam bisher die Sünde nie!

Verfolgen wir, ſprach mein Begleiter,
Den Mittelpunktentdecker weiter!

Der Sün'enfall, der, wie bekannt,
Uns hat das Paradies entwandt,
Hat Erd' und Himmel stark erschüttert,
Und schlug, wie Blitz und Schlag, in unser innres Seyn,
In unser Seelenwesen ein,
Und hat vierspaltig es zersplittert.
Die Splitter werden nun Vernunft, Verstand
Und Will' und Phantasie genannt,
Die, obgleich Trümmer nur, einander widerstreben,
Und in der tollsten Zwietracht leben;
Vernunft und Sünde nur sind mit einander Eins.
Kein Wesen von den Wesen allen
Im Schöpfungsraum blieb frei vom Sündenfalle,
Keins!
Sogar die süße Luft des anmuthvollen Hains
Ist Sünderin, mit Adams Fall gefallen;
Wir athmen Sünden aus und ein.
Der Sündenfall hat nicht allein

Den Menſchen, und was um ihn iſt, entgöttert:
Er ſchlug auch in die Ewigkeit,
Und hat ſie ganz und gar zerſchmettert;
Die Trümmer nennt der Menſch der Sünde: Zeit.
Vernunft, die ſich ſo ſtolz das Licht des Lebens nennet,
Erkennt nicht, was der Glaub' in Dunkelheit erkennet.
Das Kind hat's nicht von der Vernunft gehört,
Wie es die Bruſt der Mutter finde,
Der Glaube hat es ihm gelehrt!
O lernet glauben von dem Kinde!

Wie? kam der Thierwelt auch von dort der Sündengeiſt?
Dem Fuchs der Diebesſinn? dem argen Wolf das Rauben?
Der, nun ein Freigeiſt ohne Glauben,
So mörderiſch das fromme Lamm zerreißt!

Nein! spricht der weise Mann, die bösen Thiere waren
In Gottes Schöpfung nicht! Ein solch Gezücht erschuf
Der Geist der Finsterniß! Es hörten ganze Schaaren
Von Schlangen, Tigern, kurz, die sämmtlichen Barbaren
Der Thierwelt, Satans Schöpferruf.
Auch Menschen wagt Beelzebub zu schaffen:
Da bildet er aus irgend einem Klotz
Das Allergräulichste, den Affen!
Dem lieben Gott zu Hohn und Trotz.
Dann fuhr mein Kenner fort: Du fragst hier ohne Zweifel:
Warum, mit solcher Schöpferkraft,
Wie Gott, begabt, der dumme Teufel,
Trotz seinem Ehrgeiz, doch nur solch Gezücht erschafft?
Und warum Gott — ihm fehlt dazu doch nicht die Kraft —

Den böſen Geiſt nicht hat mit einem Blitz erſchla-
gen?
Da ſchaut der Philoſoph ſich nun in einen Kreis
Von Schimmerworten ein, um uns gelehrt zu ſagen
Daß er das Alles ſelbſt nicht weiß.

O der Philoſophenlaunen!
Rief betroffen mein Erſtaunen —
Hier vermeſſen, unklar dort!
Warum — doch ein ſtarkes Wort:

Das Klar' iſt ſeicht! ließ ſich vernehmen,
Die Wahrheit darf ſich dem Warum
Der ſchwachen Köpfe nicht bequemen!

Das traf mich! Ein wenig dumm
Sah' ich, angeſchreckt, mich um;
Und da blickt es nun aus trüber,
Tiefer Dämm'rung, wie der Reſt
Eines matten Scheins, herüber,
Der uns nichts erkennen läßt.

Was dort so neblich sich gestaltet,
Sprach mein Gefährt', das ist ein dunkles Heiligthum,
Wo, mit des Tiefsinns Preis und Ruhm,
Die allerneuste Weisheit waltet.
Von dorther klang ein Räthselwort, und sprach:
„Was ist, ist gut und recht, und was besteht, ist weise! —"
Da kam der Mißverstand, und brach
Mit voller Macht in alle Kreise;
Despot und Narr und Jeder glaubte, weise,
Weil er bestand, mit Fug und Recht zu seyn.

Die neue Lehre war willkommen;
Man lud sie — wo man sonst wohl eben nichts gemein
Mit Philosophen hat — man lud bei Hof sie ein,
Und höflich ward sie aufgenommen.
Ergötzen konnten nicht allein
Gebieterinnen, nein! auch Zofen
An so bequemer Weisheit sich:

Hofjunker wurden Philoſophen,
Und Philoſophen junkerlich.
Man brachte reichlich Preis und Ehre,
Ja! was auch ſonſt noch lohnend war,
Dem Schöpfer dieſer Weisheit dar.
Wenn's nur in der geprieſnen Lehre
Nicht ſtellenweis ſo dunkel wäre,
Daß man, auch mit geſundem Schritt,
Durchaus nicht weiß, wohin man tritt;
Doch man begnügte ſich damit,
Die dunkeln Stellen zu umgehen,
Und blieb, mit Philoſophen Muth,
Bei dem, was man bequem fand, ſtehen:
Das Dunkel iſt! und drum iſt's gut!.
O, das begeiſterte die Geiſter!
Der Satz iſt freundlich, baar und klar!
Um deſto höher ſtieg in ſeinem Ruf der Meiſter,
Je dunkler Alles ſonſt in ſeiner Lehre war.
Seht! riefen die erhitzten Jünger,

In unſers Meiſters Geiſt vergöttlicht ſich die Zeit!
Ja, dieſen Geiſt hat Gottes Finger
Zum zweiten Weltheiland geweiht!

Nun will ich länger dich nicht quälen
Mit unſrer Zeit, die, was ſie Großes auch vermißt,
Doch reich — an zweiten Weltheilanden iſt;
Nur eine Sage laß mich dir noch kurz erzählen;
Hör' an die wunderbare Sage,
Von welcher uns die Quelle fehlt;
Genug, wir wiſſen, ſie erzählt:

An irgend einem Wundertage
Erſchien, in Menſchenbildung zwar,
Doch kenntlich noch genug, Gott einer Weiſenſchaar,
Und richtet' an ſie dieſe Frage:
Sagt! ob, und wie, und was ich ſey?
Erklärt euch unverblümt und frei!
Doch reden wollt' anfänglich Keiner;
Bald aber ſprach der ganze Chor:

Der Wiſſer trug ſein Wiſſen, und der Meiner
Trug eifrig ſeine Meinung vor.
Ein Jeder ſprang von ſeinem Sitze,
Und ſprach mit Blicken, Wort und Hand,
Vergeſſend in des Eifers Hitze,
Daß Gott der Herr da vor ihm ſtand;
Ein Jeder ſprach, es hörte Keiner;
Dazwiſchen rief nun Gott: „Nur Einer! immer Einer!
Man hört im Chor zu viel und darum hört man nicht!“
Ein Jeder ſtellt, dem hohen Gaſt zu Ehren,
Sich ſchön zurecht in ſeinem beſten Licht;
Nur Licht kam nicht in ihre Lehren.
Gott endlich ſprach: Nein! ich verſteh' euch nicht!

Da trat ein Mann auf, dem ſich Götter offenbarten,
Der, nach dem Lobgeſchrei von ſeiner Jüngerſchaar,

Tief eingeweiht in alle Gottheit war,
Der sprach in dunkeln Redensarten;
Denn Götterſprüche ſind nicht klar.
Er wußte kunſtreich-ſchwer das Leichte zu behandeln,
Und ſinnreich wußt' er Licht in Dunkel zu verwandeln.
Der öffnet' ein Ideenmagazin
Vor der erhabenen Erſcheinung,
Um die Idee von Gott daraus hervor zu ziehn.
Vernimm — ſo hub er an — es wohnt in meiner Meinung
Die wahreſte Theodicee!
Du Gott biſt ein' Idee, die große Weltidee!
In meinem Buch ſteht Viel von deinem Weſen,
Was du gewiß noch nie vernahmſt,
Da bitt' ich dich, es ſelber nachzuleſen,
Wie du dich ſelbſt begriffſt, und zum Bewußtſeyn kamſt.
Ob manchem Dummkopf auch mein Lehrbau nicht behagte,
Er wird beſtehn, was auch der Tropf dagegen ſpricht.

Gott ſchüttelte den Kopf und ſagte:
Nein! ich verſteh' euch Alle nicht! —

Da rief ein kleiner Mann: Erlaubt mir durchzudringen!
Verſuchen will ich's doch, ihn zum Verſtehn zu zwingen!
Mit feuerrothem Angeſicht,
Und mit der kräftigen Emphaſe
Der hohen, königlichen Naſe,
Die weit voraus lief, reckt' er hoch ſein Haupt empor,
Und ſomit ſprang er kühn hervor
Aus den gedrängten, bunten Reihen,
Die er mit etwas Heftigkeit durchbrach,
Schöpft' Athem, Muth und Kraft, und ſprach:
Du Gott wirſt leichter, als die Menſchen, mir verzeihen,
Daß, — ſoll mein Lehrbau ſtehn — er ſtreng gezwungen iſt,

Zu zeigen, — daß du gar nicht bist! —
Ein kühnes Wort! ich kann es nicht verhehlen,
Das hier und da mir schlecht vergolten ist.
Da hab' ich nun für gute, schwache Seelen,
Die ein gewagtes Wort verletzt,
Fein kunstreich einen Gott gesetzt.
Doch Alles dieß vertrau' ich nur Vertrauten;
Drum laß dich nichts davon verlauten!
Mir würd', erführe man's, ich weiß nicht was,
geschehn.

Gott winkt', und ließ die weisen Männer stehn.
Er ist nun Keinem mehr von ihnen,
Seit jenem Wundertag, erschienen.
Wir lassen sie denn auch auf ihren Höhen stehn,
Und wenden uns zu Männern, die dem Leben
Der Nothdurft etwas näher schweben.

Eh' wir aber weiter gehn,
Sagt' ich, laß uns noch das Streben

Jener Männer näher sehn,
Die auf Felsentrümmern stehn,
Und mit Erz und Steinen leben;
Sie sind laut, wie ein Gefecht.

Das, sprach mein Kenner, ist ein zwistiges Geschlecht!
Sie sprechen freilich laut; denn ohne lautes Sprechen
Wird nie ein großes Werk bestellt.
Wir wollen sie nicht unterbrechen,
Denn sie erschaffen da die Welt!
Vereinen mögen die Verfasser
Des Weltbau's sich in ihrer Weisheit nie;
Der Eine schafft die Welt aus Wasser,
Aus Feuer schafft der Andre sie,
Ein dritter Welterschaffer düngt
Mit einer Urwelt dort die Schöpfung, wie ein Feld.
Und sie, von Neuem fruchtbar, bringet
Mit frischer Kraft die Welt zur Welt.

Der Eine sucht den Andern zu verrufen.
Ein glückliches Verhängniß offenbar
Ist: daß die Welt, bevor sie jene Herr'n erschufen,
Schon da stand und ganz fertig war.
Sie wenden vornehm sich von jedem andern Streben
Der Künst' und Wissenschaften ab,
Und sehn mit Hohn, wie auf ein niedres Leben,
Auf früheres Verdienst herab.
Selbst Haller, dieser erste Hohepriester
Im Gottestempel der Natur,
Ist jenen jüngern Weisen nur
Ein seichter, schwätzender Philister.

Wir aber wenden uns mit Geist und Sinn
Nach jenen Tempelhöhn dahin,
Wo Hallers große Seele feiert,
Und, im erhabnen Denkerflug,
So manchen tief verborgnen Zug
Im Leben der Natur entschleiert.

Vernimm den hochbegabten Geist!
Den seine Wissenschaft mit großen Namen nennet,
Der, wenn er feierlich die Wunder Gottes preist,
Doch so bescheiden fromm bekennet:
In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist. *)

Jetzt richte deinen Blick nach einem andern Streben,
Das da, wie eine Heldenthat,
Mit viel Geräusch in's Daseyn trat.
Da siehst du Männer sich erheben,
Die, rüstig und mit Muth und Kraft,
In dem Gebiet der Wissenschaft
Den fortgeerbten Wahn verscheuchten.

---

*) „In's Innre der Natur — "
O du Philister! —
„Dringt kein erschaffner Geist."
Mich und Geschwister
Mögt ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern:
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern. Göthe.

Sie warben endlich um den Ruhm,
Ihn aus dem Kirchenheiligthum
So glücklich auch hinaus zu leuchten.
Die Jünger kamen nun, und leuchteten daraus
Den ganzen Himmel mit hinaus.
Der dunkle Götterhain verschwand, und ein grelle,
Frost hauchende Beleuchtung fiel
Herab auf eine wüste Stelle;
Da regte sich das Widerspiel,
Bestürmte die Vernunft; des Lichtes Hasser riefen
Aus jener Nacht, wo längst verschollne Träume
schliefen,
Die blinde Gläubigkeit herauf. —

Sieh! da kommt wieder uns Herr Heilsen in den
Lauf;
Er tritt so feierlich, als wollt' er Großes wagen,
Im Kreise der Genossen auf.
Ein künstlich ernster Blick begleitet seine Klagen,

Daß Lucifer in unſern Tagen
Noch fort und fort das Haupt erhebt,
Und Leſſings Geiſt, den er im Nathan doch erſchla-
gen
Und ganz vernichtet hat, noch lebt.

Da, mancher Freund, der in dem Strahl ſich
ſonnte,
Der die Vernunft umgiebt, verließ die Lichtgöttin,
Und gab, da ſie nicht mehr mit Kränzen lohnen
konnte,
Sich eilig ihrer Feindin hin.
Vertilgen half er jedes Lichtgefunkel,
Und war's um die Vernunft auch noch nicht ganz ge-
ſchehn,
So war es doch ſchon ſattſam dunkel,
Um recht magnetiſch hell zu ſehn.

Magnetiſiren iſt erſchaulich,
Was noch kein Blick geſehn, vernommen hat kein Ohr;

Vor ihnen öffnet sich das große Weltenthor,
Sie gehn im Uranus, und sprechen ganz vertraulich
Mit Jupiters Trabantenchor;
Sie dringen weiter vor, und schauen
In's Empyräum hell und klar,
Und eine glaubensfeste Schaar
Läßt sich gedankenlos erbauen.

Und nun vernimm! — Du wirst kaum deinen Ohren trauen —
Magnetisch wird der Magen ein Prophet,
Der sich auf Wissenschaft und Leserei versteht,
Nicht bloß auf ehrliches Verdauen. —
Dem meinen will ich gern solch Kunst- und Zauberspiel
Sammt allen höhern Kräften schenken,
Möcht' er nur sonst mich nicht mit mancher Unart kränken.
Doch kurz: magnetisch weiß der dümmste Magen viel!

Große Götter, rief ich, walten
In den Tagen unſrer Zeit!
Nie ſah die Vergangenheit
Solche Wunder ſich entfalten,
Solche Kraft und Herrlichkeit!
Dürft' ich eine Frage wagen,
Die ich nicht verſchweigen kann:
Welche Früchte würd' es tragen,
Nähm' einmal ein hoher Magen
Die Magnetenweihung an?

Regierung mit dem Kopf, begann
Mein Kenner, hat oft fehl geſchlagen.
Die neue Kunſt erſchien, und ſieh! man ließ ſodann
Den Magen ſtark magnetiſiren,
Der ſonſt vom Staate ſich, nicht ihn durch ſich,
erhält,
Um ſo, vom Magen aus, die Welt
Bequem und rühmlich zu regieren;

Und wir erwarten hoffnungvoll
Das Licht, das da hervorgehn soll.

Traun! ein preisliches Beginnen!
Zu erstaunt nur bin ich noch;
Auch wird mir's dabei denn doch
Etwas dunkel vor den Sinnen,
Und gar wunderbar zu Muth.

Hier, fuhr mein Kenner fort, gilt's Glauben und Vertrauen.
Im Dunkel läßt sich nur ein solches Werk erbauen;
Das heil'ge Dunkel ist zu vielen Dingen gut,
Und manche höchste Huld, bei Allem, was sie thut,
Liebt, wie du weißt, nicht gern sich auf die Hände schauen.
Verschreien ließ man durch das Land
Das Licht, als einen Feuerbrand.
Ein glückliches Zusammenfließen
Bestellter Hände brach hervor,

Den Sonnenstrahl mit Wasser auszugießen.
Vor Allen trat Herr Heilson in den Chor
Der aufgebotnen Feuerlärmer,
Das ist der nüchterne, sich wohl bewußte Schwärmer
Er schleppte — daß er hier nur nicht der Letzte sey —
Zwei volle Wasserschläuch' in aller Eil herbei.
Zwei Bände voll Geschwätz und Priesterdünkelei.

Hier endlich nahn wir uns der Gottgelahrtheit Schule,
Wo Sophronizons Licht auf dunkle Stellen blitzt;
Gerad' ihm gegenüber sitzt
Der dunkle Herr, der hoch von seinem Lehrerstuhle
Auf jeden lichten Punkt aus vollem Schlauche spritzt.
Er zürnet scharf dem Apologen,
Der, von dem Reiz der Tugend angezogen,
Worin ein Heide glänzt, den Heiden selig spricht. —
Held' oder Bösewicht, lehrt Heilson, ist verstoßen
Von Gottes hehrem Angesicht;

Vom Heidenthum erlöst die Heidentugend nicht!
Sie schafft vielleicht aus einem großen,
Nur einen mittlern Böſewicht.

Nimmer, ſagt' ich, lehrte jener
Gottmenſch ſolchen Unverſtand!

Was willſt du? ſprach der Freund, der hohe Nazare-
ner
Hat unſern Heilſon auch prophetiſch nicht gekannt,
Hat vor dem Lehrſtuhl auch prophetiſch nicht geſeſſen,
Wo unſer Heilſon leuchtend glänzt;
Er hätte ſonſt wohl nicht vergeſſen,
Wie ſchön der Meiſter ihn ergänzt.
Auch hätte, was wir ſehr beklagen,
Wohl ſeine Weisheit nicht verfehlt,
In ſeine Lehren einzutragen,
Was Heilſon einſt den ſpätern Tagen
Von ihm erzählen würd', und wirklich nun erzählt.
Und nimmer hätte ſein Erbarmen,

Vom Anblick fremder Noth erweicht,
Die segenreiche Hand der armen
Samaritanerin gereicht.
Und somit hat der liebevolle,
Der hohe Menschenfreund durch That und Wort gelehrt:
Daß, wie sein Nam' auch sey, Der selig werden solle,
Der recht thut, und im Dienst der Tugend Gott verehrt.
Herr Heilson nun dagegen lehrt:
Zu welcher Würdigkeit ein Heide mag gelangen,
Wie feurig auch sein Muth für Recht und Wahrheit flammt:
Hilft nichts! der Heide wird verdammt!
Das wußte Christus nicht in seinen Lehrertagen:
Und darum soll er auch davon die Schuld nicht tragen,
Daß er ein minder guter Christ,
Als sein Ergänzer Heilson ist.

Wie? vom Fluch der Sünd' umfangen,
Fragt' ich, wär' ein schuldlos Haupt,
Weil's nicht an das Licht geglaubt,
Das, ihm noch nicht aufgegangen,
Erst an unserm Himmel flammt?
Hilft nichts! der Heide wird verdammt!
Laut eifert unser Held, daß seine tapfre Fehde
Mit lichten Geistern noch den vollen Sieg vermißt;
Daß, trotz der Züchtigung von ihm in Schrift und Rede,
Die Zeit noch keine Christin ist.
Die Männer, welche dort in seiner Nähe erscheinen,
Die möchten gern mit feiner Hand,
Um Allen recht zu seyn und Allen zugewandt,
Vernunft mit Unvernunft vereinen.
Die Schüler lernen dort, bei Widerspruch und Swift,
Nicht wissen freilich, doch recht keck und tüchtig meinen:
Was nicht Gott ist, und was er ist.

Aber welche Kämpfe ſchallen
Dort her aus den Tempelhallen?

Sind Menſchen, ſprach mein Freund, die für den Glauben fechten;
Die Feindlichſten ſtehn alleſammt
Am Weiteſten entfernt vom rechten,
Der Friede heißt und nicht verdammt.
Die Eifrer zeigten dort dem Volke —
Das, was es ſehen ſollte, ſah —
Ein Weſen dunkler Farb', es nennt ſich Myſtika,
Gekleidet in den Dunſt von einer Nebelwolke.
Vernimm ſie ſelbſt in Wort und That:

Als ich ihnen näher trat,
Ward mir bang in ihrem Kreiſe;
Denn der frommen Männer Zunft
Droht, nach hoher Prieſter Weiſe,
Zu verdammen jedes leiſe
Fragezeichen der Vernunft.

In den Kreis der dunkeln Farbe
Trat ein Neuprophet, ein Mann
Hoher Weihe, der begann:

„Vernunft, begann er, iſt die Narbe
„Vom Sündenfall, die jene Unſchuldwelt
„Und Gottes Ebenbild ſo fürchterlich entſtellt.
„Forterbte dieſe Narb' auf Kind und Kindeskinder
„Im ganzen menſchlichen Geſchlecht:
„Ja, dieſe Erbſchaft theilt der Tugendheld nicht minder,
„Als der verworfne Sündenknecht.
„Doch giebt es Menſchen, die ſich Weiſe nennen,
„So thörig und ſo ſehend-blind,
„Daß ſie gar ſtolz auf dieſe Narbe ſind,
„Und eine Zierd' in ihr erkennen.
„Der Demuthſinn iſt unſer Loſungswort."

Wahr iſt es, fuhr mein Freund in ſeiner Rede fort,

Die frommen Seelen fliehn den Hochmuth, dieſe Quelle
Von allem Böſen; aber dann
Maßt jede ſich die erſte Stelle
Im ſtillen Reich der Demuth an.
Die lieben Heiligen ſind duldend; ſie verdammen,
Trotz ihrem Sünderhaſſe, nie;
Sie fodern Gott nur auf, die Hölle zu entflammen
Für Alle, die nicht ſind, wie ſie.

Nein! nicht konnt' ich mich bequemen,
Zeichen Gottes wahrzunehmen
In dem Thun und Treiben dort!
Und ſo ließ ich mich beſchämen
Und verdammen, und ging fort.

Hat, ſagte mein Gefährt', die Nachtnatur von dort
Zu trübe deinen Blick umdunkelt:
So wende dich dahin, wo Sophronizons Licht,
und neben ihm, die Fackel Tſchirners funkelt.

Das Reich der Wahrheit zittert nicht,
Wie keklich auch hervor die dunkle Phalanx bricht!

Der helle Tyschirner gleicht dem Sterne,
Der aus der stillen, tiefen Ferne
So freundlich in das Abenddunkel tritt.
Und wenn, wie ein Panier, er seine Fackel schwinget:
Mit ihm ist Christus-Sinn und Christus-Ruh; er bringet,
Wohin die Stund' ihn ruft, den Frieden Gottes mit.
So steht er da, der würdevolle Meister!
In seinem tiefen Ernst, in seiner hohen Ruh!
Willkommen! rufen ihm die Geister
Von Luther und Melanchthon zu.
So steht er da in seines Lichtes Klarheit,
Nie hadernd, auch nie weichend, fest und wahr,
Kein hoher Wink entwendet ihn der Wahrheit:
So steht er da! so führt er seine Jüngerschaar

Zu Gottes würdigſtem Altar.
Und ſcheidet er dereinſt von ſeinem Hirtenſtabe:
Dann wird, was er gepflanzt, in heller Reife ſtehn,
Und hoch wird über ſeinem Grabe
Des Glaubens Licht, die Flamme Gottes wehn.

Ein begeiſtertes Entzücken
Weinte ſtill in meinen Blicken,
Und verſagte mir das Wort.

Die Lehre, fuhr mein weiſer Kenner fort,
Daß die Vernunft im Dienſt des Glaubens nimmer tauge,
Wir laſſen ſie der dunkeln Weiſenzunft:
Uns ſagt ein innres Wort: das Auge
Des wahren Glaubens heißt: Vernunft!
Zuerſt war die Vernunft, ſie blickt' empor vom Staube,
Gott ſuchend, fand ſie des Erhabnen Spur.
Es war ein Gottesſtrahl, der durch ihr Leben fuhr;

Das Wort von Gott empfing von ihr der Glaube,
Und beide beten an im Tempel der Natur.
So brach ſie auf, die erſte, zarte Blüthe
Der höheren Natur im menſchlichen Gemüthe:
Gedank' an Gott, als du dem Menſchengeiſt erſchienſt,
O, da war um ihn Gott und in ihm Gottesdienſt!

Die, von dem feſtlichen Geſang der Engellieder
Begleitete Religion
Kam von dem lichtumſtrahlten Thron
Der Gottheit zu den Menſchen nieder,
Und Himmelsbürgerſchaft gab ſie dem Erdenſohn.
Sie ging mit ihm durch alle Zeiten,
Und war ihm nirgend gänzlich fern,
Zur höhern Heimath ihn zu leiten;
Sie iſt der feſte Sonnenſtern,
Ein Stern der Geiſterwelt; mit welchen Dunkelheiten
Der Menſchen Irrſal auch den heitern Stern umgab:
So ſendete ſein Strahlenkern doch immer

Noch einen ahnungvollen Schimmer
In's dunkle Erdenthal herab.

Doch, als nun Wahn und Trug die Welt ſchon ganz verwirrten;
Als durch die Nacht der tiefen Dunkelheit
Phantaſtiſche Geſtalten irrten:
Da trat ein Wunder in die Zeit;
Lebendig ward die Nacht, die wüſten Nebel ſanken,
Es leuchteten prophetiſche Gedanken
Dem jungen Tage vor: da dämmerte von fern
Der leiſ' enthüllte Sonnenſtern,
Und wie ein Flammenſtrahl durchbrannt' er nun die Wolke,
Die ſchattend auf dem Erdenvolke
Mit allen ihren Finſterniſſen lag:
Da endlich kam ein großer Tag;
Es ging der Tag auf, der die Zeit erfüllte.
Ein neues Reich, ein Gottesreich enthüllte

Der große Menschensohn, der göttlichste Prophet,
Der Heilige von Nazareth.

Zu seinem feierlichen Amte,
Dem Welterlöser-Amte, weiht
Der Hehre sich im Schoos der tiefsten Einsamkeit;
Und welche Weihung! Sieh! die Klarheit Gottes flammte
Von seinem Angesicht mit einer Gottgewalt,
Die hier entzückte, dort verletzte:
Der Wahn erschrak, die finstre Zeit entsetzte
Sich vor der leuchtenden Gestalt.
So trat er auf vor seinem Vaterlande;
Und von der Göttlichkeit, die sichtbar ihn umfing,
Geht Wohlthun aus, wie Duft vom Festgewande
Des Hohenpriesters, der durch Würzgesträuche ging.

Wie furchtbar auch der Nachtgeist sich gestaltet:
Die Kraft aus Gott verläßt Ihn nicht!
Verkündend einen Herrn und Vater, der im Licht,

Im wundervollſten Lichte waltet:
Zürnt er zurück das Nachtgeſicht
Des Heucheltrugs — es wurde Licht!

Er achtet nicht des Feindes Widerſtreben;
Er fürchtet nicht des Wahnes Macht;
Er weiß, Er fällt nicht, fällt zum Opfer auch ſein Leben;
Er weiß, ein Lichttriumph iſt ſeine Todesnacht.
Die finſtre Stunde naht, und eine ganze Hölle
Von Qualen ſtürzt ihr nach; der Menſch in ihm erbebt,
Indeß der Gott in ihm ſein freies Haupt erhebt;
In heller Ahnung ſieht er ſchon die heitre Stelle,
Das junge Licht, das ſeiner Nacht entquoll,
Und einen großen Tag der Welt bereiten ſoll.

Noch Einmal will ſein Blick voll Huld auf der Gemeinde,
Die ſeine Seele liebet, ruhn;

Dann betet er für ſeine Feinde:
„Sie wiſſen, Gott, nicht, was ſie thun.“

So iſt ihm nun ſein Heldenwerk gelungen;
Er hat vollbracht, der Lichtſieg iſt errungen;
Durch Ewigkeiten hin ruft ſeine Todesnacht
Das tief erſchütternde: Vollbracht!
Vollbracht! in dem Gefühl verſchwinden alle Qualen,
Auf die voll Himmelsruh zurück ſein Auge ſah;
Der leuchtende Triumph bedeckt mit ſeinen Strahlen
Das blutumfloßne Golgatha.

Das Göttliche mag ſcheinbar untergehen,
In heller Herrlichkeit wird es glorreich auferſtehen!
Ja, auferſtanden iſt das hohe Chriſtuswort;
Das himmelvolle Wort iſt aus den Todesbanden,
In die der Wahn es warf, ſiegprangend auferſtanden,
Und triumphiret fort und fort.

Doch war im Lauf der Zeit des Eifers Kraft ermattet,
Die solchen Lichtsieg trug; der herrliche Triumph,
Nicht ausgelöscht, jedoch vom Zeitgrau'l überschattet;
Der klare Quell versenkt in einen wüsten Sumpf.
Verschwunden war die freie Geisteswürde;
Des Aberglaubens Macht, mit seiner ganzen Bürde,
Lag auf den Völkern schwer und dumpf.
Allein das öde Reich des Wahnes sollte fallen,
Und ein verjüngtes Reich des Lebens auferstehn:
Da mußt' aus düstern Klosterhallen
Hervor ein Herold Gottes gehn.
Er, Luther, kam, und warf die Donner seiner Rede
In jene Sittenwüstenei
Der Knechtschaft und der Tyrannei:
Da fuhr der Nachtgeist auf, daß er den Tag befehde;
Doch wurd' es Tag, und Seelen wurden frei;
Und immer mehr zerriß der Schleier,

Der ſiebenfach um Recht und Wahrheit hing.
Wohl furchtbar war der Kampf, durch den zur Sie-
gesfeier
Der junge Tag der Menſchheit ging!
Hell auferſtand vom Niederdrucke
Des Prieſtertrugs das freie Chriſtuswort,
Und triumphirt im ſtillen Schmucke
Der hohen Einfalt fort und fort!

So triumphirend tritt es auf in der Geſchichte,
Gleich einem himmliſchen Geſichte,
Das ſeine Abkunft ſelbſt im Hüttenraum bewährt,
Und mit dem tief aus Gott gebornen Lichte
Das Niedre, wie das Höhere, verklärt.

Begleite mich zu einer engen Hütte,
Wo Gott wohnt, wo die ſtille Sitte
Erhabner Einfalt ſich bewegt!
Da finde, von dem edeln Triebe
Des Chriſtusſinnes aufgeregt,

Ein Menſchenpaar, das Pfleg' und Liebe
Dem ärgſten Feind entgegenträgt.

Zu Sais lebte mit Corillen,
Der Gattin, Ceres ganz im Stillen
Dem Chriſtenthume zugethan,
Dem reinen Glauben, den die Kaſte
Der Iſispriester, in dem Wahn
Des Götzendienſtes, tödtlich haßte.
Da lebten ſtill, der Welt entflohn,
Einträchtig, fromm, die beiden Gatten
In ihrer Hütte ſtillem Schatten;
Mit ihnen war Raban, ihr Sohn.
Und draußen kämpften wilde Schaaren
Um das, was Jeder meint und glaubt;
Doch hob im Drange der Barbaren
Das junge Chriſtenthum ſein Haupt.
Raban, der an dem Heiligthume
Der Iſis als ein Prieſter ſtand,

Der hatte Chriſtus Lehr' erkannt,
Und gläubig ſich dem Chriſtenthume,
Wie ſeine Eltern, zugewandt.

Der Oberprieſter Rabbas dinget
Drey eine Mörderſchaar, und dringet
In Cores Friedenshüttchen ein;
Und zwanzig Mörderſtimmen ſchrein
Dem Jüngling zu: Fluch dir, Verräther
Der Göttin! Fluch dir, Miſſethäter,
Auf dem der Zorn der Gottheit ruht!
Dich faßt die Rache! du mußt ſterben!
Und ihre Mörderdolche färben
Den Boden mit des Jünglings Blut.

Für Cores war nun kein Verweilen
In Sais mehr, in einem Ort,
Wo Wahnſinn herrſcht und Meuchelmord;
Und die verarmten Gatten eilen
Aus den verhaßten Mauern fort.

Sie wenden ſich zu einer Wildniß,
Die kein beglückter Fuß betritt,
Coriſſe nimmt allein das Bildniß
Des hingewürgten Sohnes mit.

Da lebten ſie in Gottes Frieden;
Corillens laute Klage ſchwieg.
In Sais hatt' indeß der Sieg
Sich für das Chriſtenthum entſchieden.

Und über Iſis Götzenthron
Kam, mit den Gräueln der Empörung,
Das grauſe Schickſal der Zerſtörung;
Die Prieſter ihres Altars floh'n.

Vor Allen, Allen aber ſuchten
Nun die Verfolger, im Verlauf
Der Schreckenstage, den Verruchten,
Den Mörderprieſter Rabbas auf. —

Der ſtille Tag um Coreſ Hütte
Spricht den Bewohnern Frieden zu,

Und Abends geht sie, mit der Bitte
Für ihre Feinde, fromm zur Ruh.

So lebten sie getrost beisammen,
Wie Kinder an des Vaters Hand,
Nichts ahnend, als in vollen Flammen
Der Volksempörung Sais stand. —

Nacht war's, da klopft es an die Pforte,
Da tönt es, wie das matte Schrein
Von einem Irrenden, herein;
Und endlich hören sie die Worte:
Laßt einen kranken Pilgrim ein!

Nichts hält den Drang der beiden Gatten;
Sie eilen ungesäumt hinaus,
Und öffnen ihm ihr gastlich Haus.
Da steht ein Mensch, halb schon ein Schatten,
Und sieht um eine Lagerstatt,
Wo er, der Jammertage satt,

In Frieden ruhig sterben könne.
Sie fragen ihn, wohin? woher?
Und wie er sich mit Namen nenne?

Weh mir! ich bin, erwiedert er,
Bin Rabbas, Isis Hoherpriester,
Ihr Heiligthum ist Asch' und Staub,
Und all ihr Kleinod ward ein Raub
Der frechsten, schändlichsten Verwüster.

Was ist das Leben unsrer Zeit,
Was ist Religion geworden!
Ihr werdet, wenn ihr Christen seyd,
Den armen Isispriester morden.
Ja, mordet mich! ich bin bereit,
Wer todt ist, ist nicht mehr zu morden.

Und Cores spricht: Wer wir auch sind,
Wir wollen dich mit Liebe pflegen;
Hier kommen, redlich, treu gesinnt,
Zwei Menschenherzen dir entgegen.

Wie heiß Corillens Thrän' auch rinnt;
Wie sehr sie wähnet, zu vergehen,
Im Elend seines Thatenlohns
Den grausen Mörder ihres Sohns
Vor ihren Augen hier zu sehen:
So eilet doch ihr frommer Sinn
Im engen Hüttchen her und hin,
Dem Gaste die Bequemlichkeiten
Des Schlummerlagers zu bereiten.

Den Kranken, tief erschöpft und matt,
Begleiten stützend beide Gatten,
Nachdem sie mild erquickt ihn hatten,
Zur wohlversorgten Lagerstatt;
Und feindlich schleicht ihm nach der Kummer,
Der jenen Balsamgeist der Nacht
Zu einem finstern Dämon macht,
Und gönnet ihm nur kurzen Schlummer.

Kaum dämmert östlich Morgenlicht,
So betet schon sein Mund und spricht:
Die guten Geister dieser Wildniß
Hast du mir, Göttin, zugewandt. —
Und als er mühsam sich ermannt,
Sieht er Rabans getreues Bildniß,
Deß Mord sein Werk ist, an der Wand.
Kein Schreckbild konnt' ihn so verletzen,
Ihn so vernichten! Gräßlich wahr
Stellt sich Raban ihm blutend dar.
Ihn faßt ein bebendes Entsetzen;
Es wird ihm plötzlich offenbar:
Die guten Geister dieser Stille
Des Unschuldlebens um ihn her,
Die seiner sich erbarmten — wer,
Wer sind sie? Cores und Coriße!
Und ihres Sohnes Mörder — Er!
Wie soll er, daß er nicht verzage,
Sich ihrem Angesicht entziehn?

Wie ſoll er dieſem härtern Schlage,
Als der, dem er entfloh, entfliehn?

Da ſteht, wohin ſein Auge flüchtet,
Die Blutgeſtalt vor ſeinem Blick!
Er fühlt, hier hat ein Gott gerichtet,
Und Rache heißt ſein Mißgeſchick!
Hin auf das Lager ſinkt vernichtet
Sein jammerſchweres Haupt zurück.

Als früh die Pfleger ihn beſuchen,
Ruft er mit ſchwachem Laut: Ihr habt,
Im vollen Rechte mir zu fluchen,
Mit Göttermilde mich gelabt!
Mild habt ihr mich getränkt, geſpeiſet,
Und was that ich? — in Wuth entbrannt —
Da ſchweigt er, ſeufzet, weint und weiſet,
Mit zitternder und matter Hand,
Hin auf das Bildniß an der Wand.

Coriolle ſpricht: Verzeih! ich wollte
Das Bild verbergen, daß es dich
Mit keinem Vorwurf kränken ſollte,
Und wer es doch vergaß, war ich.

Drauf ſtammelt er: Die höchſte Gabe,
Das Herrlichſte, was mir geſchah,
Iſt, daß ich, meinem Ende nah,
Dich, Hohe, noch geſehen habe!
O, wie erhaben ſtehſt du da!
Ich ſah wohl manchen Thatenſchimmer
Doch ſolche Hoheit ſah ich nimmer!
Dann rief ſein letzter Seelenſchwung
Mit zitternder Begeiſterung:

Ihr Göttermenſchen! kann ich's faſſen,
Was doch ſo hell mein Auge ſieht!
O, könnt' ich, eh mein Tag entflieht,
Nur einmal ſichtbar werden laſſen,
Wie meine Seele vor euch kniet!

Und ihr seyd Christen! — Ja, der Glaube,
Der solche Hoheit giebt, so rein
Die Seele hält vom Erdenstaube,
Der Glaube muß der wahre seyn;
Weiht mich in euren Glauben ein!

Sie weihten ihn; und immer stummer
Ward sein Gefühl: da kam die Ruh,
Und drückte zu dem letzten Schlummer
Sein thränenmüdes Auge zu.

Gott wird, sprach Ceres, ihm gewähren,
Was irrend hier sein Wahn nicht fand;
Und bei Corillen löst' in Zähren
Sich auf, was ihre Seel' empfand.

Sie hatten auf dem ganzen Pfade
Durch's Leben Solches nicht gesehn;
Denn jetzt war ihnen so geschehn,
Als hätten sie Gericht und Gnade
Des Ewigen vor sich gesehn.

Sie beteten, und ſangen Pſalme,
Gerührt, erſchüttert, wie noch nie;
Den Staub ſodann begruben ſie
Zum Staub, im Schatten einer Palme.

Das iſt Religion! Sie ſchafft
Den hohen Sinn der Ruh, ſie adelt rohe Triebe
Zu Schwüngen edler Leidenſchaft.
Verzeihn iſt ihr Gebot, und ihr Geſetz heißt: Liebe,
Und all ihr Thun und Leiden — Kraft!
Ihr Blick, ihr Sonnenblick ergießet
Auf den verſchlungnen Pilgerlauf
Des Lebens, Wärm' und Licht, und ſchließet
Uns dunkle Räthſelſtellen auf.

Nur Pilgerin iſt ſie hienieden,
Jedoch, durch ihren innern Frieden,
Schon ihrem Heimathlande nah.
Ihr lichtes Heimathland iſt da,
Wo ſie zum Engel ſich geſtaltet,

Von Friedenslüften angehaucht,
Wo's keiner Tugend weiter braucht;
Wo Liebe, lauter Liebe waltet;
Wo jede Seele nur im Geist,
Im freien Geist der Liebe handelt;
Wo jede Tugend sich in Lieb' und Licht verwandelt:
Da ist das Himmelreich, das Christus Wort verheißt,
Das Wort, das zu den fernsten Thalen,
Durch die das Nachtgespenst des finstern Wahnes irrt,
Lichtreich und warm hinüber strahlen
Und Segnungen ergießen wird.

Aber doch! es muß empören,
Sagt' ich zürnend, so zu sehn,
Wie sich Trug und Wahn verschwören,
Rückwärts unsern Gang zu drehn!

Das, sagte mein Gefährt', das soll uns nicht empören!

Vergebens waffnet ſich des Wahnes eitler Grimm,
Das Reich der Wahrheit zu zerſtören. —
Laß uns ein ſchlichtes Gleichniß hören,
Das tröſtet uns vielleicht. Vernimm!
Um nach der Arbeit ſich zu laben
Am heiligen Naturgenuß,
Saß, ernſt und ſinnend, Johann Huß
Am Moldauſtrom mit einem Knaben.
Ein Sturm beginnt, und ſcheint den Fluß
Mit Uebermacht zurück zu treiben.
Der hocherſtaunte Knabe ſieht,
Daß — wie ſich auch die Fluthen ſträuben —
Doch jede Welle rückwärts flieht.
Wer, ruft er, wird dem Sturme wehren!
Er zwingt den Fluß, zurückzukehren!
Der Weiſe ſpricht: Mein gutes Kind,
Das ſcheint ſo; laß du dich nicht irren!
Was auch des Sturmes Wuth beginnt,
Die Wellen mag er nur verwirren,

Zurückdrehn manchen leichten Kahn:
Der Strom in ſich nimmt keine Kunde
Von einem hemmenden Orkan;
Es bricht die Fluth im tiefern Grunde
Sich, trotz dem Sturmwind, ihre Bahn.

Was meinſt du? ſprach nun lächelnd mein Begleiter,
Mein Gleichniß hat wohl Recht? Laß du den Sturm verwehn!
Den Gang der Menſchheit wird er nimmer rückwärts drehn.

Jetzt aber, Freund, jetzt laß uns weiter,
Zu jenen Höh'n laß uns hinüber gehn!
Da iſt es, wo die beſſern Lüfte wehn,
In denen Herz und Geiſt geſunden;
Die Wahrheit reicht uns dort den nahrungsvollſten Kern,

Ein reiner Gottesdienſt empfängt uns dort; die Stunden
Der Andacht feiern Gott den Herrn.
O ſieh! da rinnet hell und lauter eine Quelle
Von ſtillen Friedenshöh'n, wie fließend Licht, herab;
Da ſpiegelt ſich die ſchöne Tageshelle,
Ein Bild der Chriſtusweisheit, ab.
Uns heilige das Bild der Quelle! —
Und ſo geheiligt ſtehn wir jetzt hier auf der Stelle,
Die Himmelsruh umgiebt, und Tempelheiligkeit
Der ſeelenvollſten Andacht weiht.
Wie iß dir? — Iſt es nicht, als ob vor dieſen Höhen
Die Heuchelei des Phariſäerlugs
Und all die finſtern Geiſter flöhen,
Die Nachtgeſtalten des Betrugs?
Wie Opferflammen, ſteigen hier Gebete
Im Geiſt und in der Wahrheit auf zu Gott.
O ſei gegrüßt, geweihte Stätte!

Hier Chriſtus, und mit ihm iſt Gott!
Hier wird kein dunkler Wahn verhandelt,
Der Täuſchung giebt, und Seligkeit verheißt.
Mit ſeinem hellen Fußtritt wandelt
Durch dieſes Heiligthum ein klarer, freier Geiſt;
Und im Gefühl der weihevollen Feier,
Tritt hier die freie Seele freier
Aus der Umfangenheit des Irdiſchen hervor.
Hier findet ſich zurück der ſchwache, fromme Wille,
Der von ſich ſelber ſich verlor.
Die Schauer Gottes wehn durch die erhabne Stille,
Sie tragen das Gemüth empor:
Da offenbart ſich ihm, in ihrer vollen Klarheit,
Die innre Lichtnatur der Erdendämmerung,
Und inniger vernimmt der Geiſt das Wort der Wahrheit,
Des Lebens und der Heiligung!
Dieß Wort — wenn um uns her die ſtillern Tage ſchwanden,

Ruft durch den Sturm hindurch, der an die Seele
schlägt:
Es iſt noch eine Ruh vorhanden,
Ein Friedenshain, der Palmenkronen trägt.

II.

Sanft umwehten Himmelslüfte
Dieſer Gegend mein Geſicht;
Ja, von hier aus fällt ein Licht
In das ſtille Reich der Grüfte.
Würdig macht ſich hier die Zeit
Ihrer Mutter, Ewigkeit;
Laß uns, Freund, hier noch verweilen!

Verzeihe, ſprach der Freund, wir müſſen weiter eilen,
Der Markt iſt lang und kurz die Zeit;
Der Tag will ſchon dem Abend weichen.

Und ſo gingen wir nun fort.
Kamen dann zu einem reichen,
Einem bücherreichen Ort. —

„Kauft für eure liebe Jugend
Etwas Weisheit, etwas Tugend! —“
Riefen ſchreiend hier und dort
Hundert Stimmen fort und fort.

Hier ſiehſt du, ſagte mir mein Kenner, Büchermaſſen,
Wo Lehr' und Weisheit viel zuſammenrann;
Die Männer dieſer Weisheit faſſen
Die Menſchheit bei der Wurzel an.
Die Jugendbildnerei kam hier zu hohen Ehren
Und einem Fleiß, der, breit genug,
Für Väter, Mütter, Kinder — Lehren
Der Weisheit da zuſammentrug.
Wohl mag der guten Mutter bangen,
Die, um recht würdiglich, getroſt und hoffnungsvoll
Zu ihren Kindern zu gelangen,
Durch ſo viel Bände reiſen ſoll.

Kann es noch an Engeln fehlen,
Fragt' ich, wo die Weisheit fließt,

Die sich da für junge Seelen,
Wie ein weites Meer, ergießt?

Malwina, sprach der Freund, hat dieses Meer befahren;
Nach langer Irrfahrt kam sie dann
Bei ihren Kindern, als — sie nicht mehr Kinder waren, —
Mit ihren Weisheitschätzen an.

Die rechte Mutter kennt auch ihre rechte Stelle;
In ihrem Herzblut, da! da rinnt,
Was sie zur Mutter braucht; an dieser klaren Quelle
Gedeiht, wie eine Blum', ihr Kind.

Und ich folgte meinem Führer
Nun zu einem andern Ort;
Da vernahm ich manches Wort,
Welches, weil es die Regierer
Und Regierten unterwies,
Etwas laut sich hören ließ.

Da vor Allen hört' ich Einen,
Der, wenn er den Damm durchbrach,
Alle Sprecher niederſprach:
So begeiſtert hört' ich Keinen.
Schon wieder Adam Quenz! — erwiederte mein Freund —
Vielleicht, daß ihn ſo hell ein Fürſtenmahl verklärte;
Und dieß erfüllt ihn, wie es ſcheint,
Mit einem ſüßen Traum von ſeinem hohen Werthe.
Laut ſpricht er, wie ſein Buch, und meint,
Im vollen Kranz des Ruhmes hier zu prangen;
Allein er ließ ein Stück des Kranzes dort am Thor
Zum Fürſtenſitz, und eins blieb, wie wir ſahn, zuvor
Schon auf dem Markt des Goldes hangen.
Nun läßt er uns ſein eitles Wort,
Zu kraftlos, uns noch zu bethören,
In knechtiſch-feilen Blättern hören.
Die andern Männer, fuhr der weiſe Kunner fort,
Die, wie du ſiehſt, hier reich umgeben

Mit großen Staatsgerüſten ſind,
Die heiligten ihr ganzes Streben
Dem Völkerwohl, das zwar im Leben
Nicht ſonderlichen Raum gewinnt,
Doch deſto mehr auf den Papieren.
Frag' Alle! Jeder weiß es, recht,
Weiß beſſer, und am Beſten zu regieren,
Indeß regiert ſich Alles ſchlecht.
Ja, ließe ſich die Welt nur rathen,
Sie würde, meinen ſie, beglückter, edler ſeyn. —
Verſchmäht das Menſchenvolk den Kunſtbau ihrer Staaten:
Das Volk der Motten zieht am Ende doch hinein.

Sie reden viel vom Geiſt der Zeiten,
Und Jeder glaubt, ihn recht zu faſſen und zu leiten.
Vernimm die Herren ſelbſt! — Und nun

Als ich näher kam, da hatten
Sie es mit dem eignen Schatten,

Der mit ihnen lief, zu thun;
Dabei ſollten ſie beruhn!
Jeder lobe ſich das Seine,
Wie ſich Jeder lieben darf!
Doch wir mußten ſehn, wie ſcharf
Solch ein Schattenkämpfer, Steine
Nach des Andern Schatten warf. —
Als ich ſinnend hier verweilte,
Blickt' ich auf, und ſieh! da eilte
Neben uns ein Mann dahin,
Der mit eifrig-regem Sinn
Nach berühmten Namen jagte.
Das begriff ich nicht. Ich fragte:
Wer denn dieſer Mann da ſey?

Der Mann, erwiederte mein Kenner,
Der fängt dort ämſig, groß und klein,
Die Lebensläufe ſtark und ſchwach berühmter Männer,
So wie Linnée Inſecten, ein.

Sie müſſen alleſammt — da helfen keine Götter —
Sie müſſen friſch und raſch hinein
In das Gefängniß ſeiner Blätter;
Er ſpießt, wie der Inſectenmann,
Den eingefangnen Ruhm oft grauſamlich dort an.

Dennoch, ſagt' ich, trotz dem Spötter,
Scheint er mir ein edler Mann,
Der da ſorgt, mit Ehrenmalen
So zu ſchmücken fremden Ruhm.

Er baute, hört' ich nun, dieß Ehrenheiligthum,
Und läßt den Zugang ſich dazu recht gut bezahlen,
Wie Affen zu dem fremden Vieh
In ſeiner wandernden Menagerie.

Wie ſolche Hände nun nach Einzelweſen faſſen,
So greifen Andre, weil das Fremde ſehr gefällt,
Umher nach ganzen Völkermaſſen;
Es reiſet nach und nach die Welt ſchon durch die Welt.
Du kannſt in tüchtig ausgefahrnen Gleiſen,

Und ohne daß du dich von deinem Stuhl entfernſt,
Mit ſolchen Männern weit durch alle Länder reiſen,
Wobei du ganz genau den Pilger kennen lernſt;
Und iſt dir ſattſamlich der Reiſer
Und jeder ſchlechte Weg durch das beſuchte Land,
Sammt allen dem, was du nicht wiſſen willſt,
bekannt:
So ſchildre dir dazu ein Weiſer,
Der unſerm Humboldt gleicht, die Menſchen und
das Land.

Noch Andre, die bald Lobpoſaunen-Bläſer,
Bald bittre Tadler ſind, ſchaun durch das Seherohr
Der mehr und minder grell gefärbten Augengläſer,
Und halten dann getroſt dem Leſer
Auch ihre bunten Brillen vor.
Sie läſtern Könige, verläumden Königinnen
Mit jener vielverſuchten Liſt,
Die, wenn ſie ſich wie Muth gebehrdet, ſich vermißt,

Um einen Beifall zu gewinnen,
Der auf dem niedern Markt des Pöbels wohlfeil iſt.

Du kennest jenes Ungeheuer,
Das hier auch das Gebiet der Geiſter nicht verſchont;
Du kennſt das düſtre, wilde Feuer,
Das in den halbgeſchloſſnen Augen wohnt:
Verläumdung heißt die Brut mit Baſiliskenblicke;
Des Vaters werth, hat ſie der Neid gezeugt;
Geboren ward ſie von der Tücke;
Die Lüge hat ſie groß geſäugt.
Aus finſtern Winkeln ſchielt ſie hin nach jedem Frieden,
Nach jedem wohlgeſtimmten Ruf,
Den Unſchuld ſich, den ſich der Fleiß erſchuf;
Sie baut das Neſt den neuen Stymphaliden,
Dem Raubgeflügel, das ſein Weſen rüſtig treibt.
Kein rühmlich Haupt, das nicht ſein Zang erreile!
Die Federn dieſer Thiere — ſchreibt

Ein alter Fabelmann — ſind Pfeile,
Von denen, wo er fällt, ſo mancher hangen bleibt.
Doch laß uns unverhüllt, ſo wie wir es erkennen,
Laß uns die ſchwarze Kunſt dieß Thun und Treiben nennen.
Sie weiß: der niedre Haufe labt
Sich nur zu gern an fremden Flecken;
Und darum eilt ſie, reich mit derbem Schmutz begabt,
Ein klares Bild mit Schwärzen zu bedecken.
Das Volk nun, welches ſich an dieſer Kunſt ergötzt,
Beſteht aus feinen Herr'n und Damen;
Da werden ihnen nun zur Labung gute Namen
In ſchlechte künſtlich umgeſetzt.
Sie ſitzen dort im bunteſten Gemiſche,
Sich freuend ihrer heilen Haut,
Der nichts zu rauben iſt, beim Raube mit zu Tiſche,
Wo minder gähnend ſich die Langeweil' erbaut.

Wahrlich, wunderbare Götter,
Rief ich ſtaunend, walten hier!
Jetzt, mein Kenner, ſage mir,
Welche Menge grauer Blätter,
Häßlich, wie ein Krähenzug,
Rauſcht dahin in vollem Flug?

Die künden, ſprach mein Freund, das gut' und böſe Wetter
Der Völker, ſchnell den Völkern an,
So ſchnell und treu, als Jedes darf und kann.
Die finſtre Macht, die bei den Erdengöttern
Verhüllt das Scepter führt, Politika genannt,
Die geht auch um in dieſen Blättern,
Und fliegt mit ihnen durch das Land.
Erfüllt nun auch, was ſie erzählen,
Uns eben nicht mit gläubigem Vertrau'n:
So mag daran ſich doch der Müſſiggang erbau'n;
Auch darf's der Nachwelt nicht an Fabelſtoffe fehlen,

Die Weltgeſchichte fortzubaun.
Sie ſind bequem gewöhnt, zu preiſen und zu ſchonen
Die Albernheiten und die Frevel auf den Thronen,
Und wohl verziert mit etwas falſchem Licht
Von hohen Thaten, übergeben
Sie, als ein großes, reiches Leben
Der Weltgeſchichte manchen Wicht.

Geſchichte! — Frag' ſie lieber nicht!
Sie zählt die freilich große Summen
Von Thaten vor — von Recht und Wahrheit weit entfernt. —
Von jenen Blättern hat auch ſie die Kunſt gelernt,
Vor hohen Sündern klug und wortreich zu verſtummen.
Dieß iſt die Kunſt, die ſich recht ernſt und ehrbar zeigt,
Indem ſie ſchweigend ſpricht, und wenn ſie ſprechend ſchweigt;
Sie darf erhabne Narr'n und Sünder nicht verklagen,

Die Wahrheit darf's nur leis in's Ohr
Vertraulich dem Vertrauten sagen:
„Dort der erlauchte Mann ist ein erlauchter Thor!“
Sie darf zu laut nicht toll den tollen Schweden nennen,
Den Angstgeschrei nicht rührt, den Waffenlärm entzückt;
Es könnt' in ihm sich leicht ein Mann der Zeit erkennen,
Den Völker morden läßt, und sich mit Lorbeer schmückt.

Wohl weihen, fuhr mein Welt- und Menschenkenner
In seiner ernsten Rede fort,
Wohl weihen hochbegabte Männer
Der Wahrheit noch ihr unbeflecktes Wort.
Der kühne Schlözer hier, der freie Moser dort,
Johannes, Manso, Raumer, Heeren,
Und Hasse, Rotteck, Wilk', ihr Edeln fern und nah,

Ihr bringt den Frevel nicht zu Ehren,
Der ſich im Stolz der Macht, im Glanz der Lüge ſah!
Wie ſteht vor eures Beiſpiels Lehren
Der feile Mann der Lüge da!
Auch er, der Mann mit halbem Muthe, ſchweige!
Von eurem Donnerton betäubt,
Steh' er vernichtet da, der Feige,
Der Unzucht mit der Lüg' und mit der Wahrheit treibt!
Und dann — die Wahrheit ſelbſt erzählt von Blutvergeudern!
Und fragſt du: welcher Sturm blies ſolche Flammen an?
Ein Prieſterwahn, ein Nichts, ein ſchiefes Fenſter kann
In Ludwigs Hirn den Höllenfunken ſchleudern!
O blick' aus trüber Gegenwart
Hinaus, und ſieh! die ganze Zeitgeſchichte —

Ein Blutmeer, das im bleichen Dämmerlichte
Vergangner Tag' uns dort entgegenstarrt!
Die Helden aus den sturmbewegten Tagen,
O, furchtbar treten sie hervor!
Wie finstre, schwarze Felsenhäupter, ragen
Sie aus der rothen Fluth empor!

Was trotzt der Heros neuer Zeiten,
Der über Zwerge ragt, und darum groß sich glaubt?
Frag' ihn, ob er denn reich und glücklich sich geraubt?
Frag', welche Geister ihn begleiten?
Weh ihm! Verfallen den Geweihten
Der Höll' ist sein unsterblich Haupt!

In jenem Blutmeer ruhn noch freundliche Oasen,
Doch dämmernd nur, wie ein verblichner Traum:
Da geht ein Völkerhirt auf blumenvollem Rasen;
Seht! Friedensthaten blühn in seinem stillen Raum!
Und doch — der Nachruf nennt ihn kaum —

Du biſt es, Carl, du edler Lotharinger!
Aus deinem Friedensparadies,
Aus deinem guten Volke ſtieß
Dich Ludewig hinweg, der eitle Weltbezwinger.
Du ſtiegſt, vom Segensruf des Volks umtönt,
Von deinem Thron, doch nicht von deiner Würd' hinunter;
Dein Stern ging hier, doch ging er dort nicht unter,
Wo Gottes Hand die edeln Fürſten krönt.
Rein ſiehſt du da, in jenem ſtillen Lichte,
Das auf dein Bild von der Erinnrung fällt;
Doch der gekrönte Thor — wie ſtolz in der Geſchichte
Sein Nam' auch lärmt — er ſteht vor dem Gerichte,
Das über ihn die Wahrheit hält,
Die ſtille Richterin in der Gedankenwelt;
Sein Leben iſt der Zeuge, der ſich ſtellt,
Den Blutvergeuder zu verdammen!
Schau hin! Wie Peſtilenz, vom Orcus hergeſandt,
Durchzieht er dort ein friedlich deutſches Land;

Es iſt, als fackelten an ſeiner Ferſe Flammen!
Da hinter ihm ſtehn Dorf und Stadt in Brand!

Die Tollheit wagt ein ſolch Beginnen,
Um — wenn geträumt hier iſt des Wahnſinns kurzer Traum —
Dann einen wüſten Inſtraum
In jenem Blutmeer zu gewinnen.

Wohl furchtbar iſt des Krieges Ruhm;
Doch ſoll er gern, und oft gar leicht errungen werden;
So wird er ohne Kampfbeſchwerden
Der Erdengötter Eigenthum,
Die ſich, wie manche Schriftler wollen,
Einander gern befeinden ſollen.
Da laſſen ſie dann, pflegend ihrer Ruh,
Für ihre Zwiſte ſich die armen Völker ſchlagen,
Und ſchau'n behaglich aus den Tagen
Voll Herrlichkeit, von fern dem Blutvergießen zu.

Sieh, hier begegnet uns der große Ludwig wieder!
Er pflegt der Luſt, und ſchlürft den Götterwein
Der ſüßen, feinen Schmeichellieder
Der Hofpoeten lächelnd ein.
Zu träg, zu feig, um ſelbſt zu rauben und zu morden,
Gebeut er nur den Frevel ſeinen Horden,
Und läßt ſich dann für ſo viel Blut,
Das ihm zur Luſt vergoſſen worden,
Den Großen nennen — damit gut!
Gieb einer Unthat Größ' und Glanz: ſie wird vergöttert!
Wär' unſer Harz ein Lorbeerhain,
Er würde längſt ſchon ſo entblättert
Wie Maro's kahles Grabmal ſeyn! —
Gefallen iſt aus ſeinem Strahlenſchein
Der Franken Zeus — ſo nannt' ihn jede Schmeichelgabe

Der Zeit, die ſeine Zeichen trug; —
Und retten konnt' ihn nicht der Hofpoeten Lug;
Der letzte Schmeichelton verſcholl an ſeinem Grabe,
Wo leuchtet noch ſein Wolkenſitz?
Wo ſchimmert noch an ſeinem Herrſcherſtabe
Der, von der feilen Kunſt ihm einſt verliehne Blitz?

Laß uns, rief ich, von den Bildern,
Die das Herz zuſammenziehn,
Von dem Blutmeer dort, zu mildern,
Freundlichern Geſtalten fliehn!
Sag' mir lieber, wie betreiben
Sie die Kunſt hier, iſt ſie frei?

Sie konnte, ſprach mein Freund, hier nicht dahinten bleiben;
Sie dient der Eitelkeit, dem Wahn, der Schmeichelei.
Auch iſt mit ihr und von ihr, zum Betäuben,
Ein gar zu widriges Geſchrei!
Fürwahr! Die neuſten Zeiten treiben

Viel Künſte, wenig Kunſt, und viel Kunſtkennerei.
Die Kunſt, die ſich durch ſich belohnte,
Die Würdige, die feierlich und hehr
In Tempeln, göttlich ſelbſt, bei ihren Göttern wohnte,
Sank tief herab, zu niedrigem Verkehr;
Sie muß, wie einem böſen Fluche
Dahingegeben, ſich entweihn,
Thürſteherin vor jedem ſchlechten Buche
Auf unſerm Schriftenmarkt, zu ſeyn.

Seltſam! — Aber, was für Blätter
Flattern hier umher und dort,
Luftig, leicht, wie Liebesgötter?
Mein Begleiter nahm das Wort:

Hier, ſagt' er, wandeln ſich die deutſchen Muſenhaine
Der Wiſſenſchaft und Kunſt ſchon mehr und mehr in Heine,
Beliebte Zwergbaumgärten um.

Die Musen streifen nun alljährlich weit herum,
Mit Taschenwerkchen uns zu überraschen;
Die guten Mädchen laufen dann,
Um schnell genug zu seyn, dem Lauf der Zeit voran;
Nur bei der Ewigkeit gelangen sie nicht an.
Mit feinem Bilderschmuck wird zierlich in die Taschen
Die Weisheit nun hinein, das Geld herausgeleckt.
So weihn die Musen sich, das Leben zu gewinnen,
Im Bunde mit der Kunst zu Taschenspielerinnen.

Dann treibt sich hier auch noch ein Handel, der nie stockt,
Mit Monatfrüchten, sprach mein Kenner;
Die sind der Neugier, nicht der Wissenschaft geweiht;
Sie werden hier, von Zeit zu Zeit,
Vom Fleiße kunsterfahrner Männer,
Aus allen Gärten weit und breit,
Auf diesem Markt umher getragen,
Wo Ungereiftes sich an reife Früchte reiht!

Dieß ganze Weſen iſt — es kurz heraus zu ſagen —
Ein chroniſch Uebel unſrer Zeit,
Woran wir krank darnieder liegen.
Geſteigert wird dieß Uebel, wie wir ſehn,
Durch jenen Schwarm von Eintagsfliegen,
Die früh und abends friſch entſtehn,
Dann einmal flattern, und vergehn.
So wuchert unſre Zeit mit ihrem Pfunde,
Daß, wenn nicht gänzlich unſer Ahnen irrt,
Bald eine jede Tagesſtunde
Ein eignes Blatt erzeugen wird.

Schon kann die Wiſſenſchaft die tiefre Kunde
ſparen:
Wenn ſie die Zeit vertreibt, ſo thut ſie ihre Pflicht;
Das Volk begehrt nur, Etwas zu erfahren —
Etwas zu wiſſen, aber nicht.
Und darum wird mit fremden Waaren
Der Markt hier reichlich überfahren;

Zu dieſem Handel bieten dann
Sich rüſtige Geſellen an.
Von ihnen wird dem Vaterlande
Mit vielem Leb, wie ſich gebührt,
Und im germaniſchen Gewande
Der Fremdling ſtattlich zugeführt.
Sie ſprechen viel von Britten, Franken, Welſchen,
Von Celtiberiern, vom Indus obendrein.
Mit einem Wort: ſie ſchenken fremden Wein;
Und wenn ſie nur nicht ihn verfälſchen,
Verdünnen, läßt ſich ſchon verzeihn.

Auch wird das Alterthum hier fein
Und neu romantiſch umgegoſſen,
Daß rein daraus hinweg das alte Weſen zieht,
Und es den neuſten Weltgenoſſen
So ähnlich, wie ein Tropf dem andern, ſieht.
Ein alter Heros muß den Rock der Mode tragen,
Wie ſchlecht der Anputz ihm auch ſteht,

Er wird ſo glatt und platt geſchlagen,
Bis er hinein in's neue Büchlein geht.

Als wir endlich weiter ſchritten,
Fragt' ich: Lieber, ſage mir:
Was verhandelt ſich denn hier
In den niedern Budenhütten?

Hier, ſprach mein Kenner, wird die Trägheit abgeſpeiſt;
Ein großer Autor wird den Säften vorgeſchnitten,
Und ſolche Biſſen nennt man nun des Autors Geiſt.

Wie in einem fremden Lande,
Fragt' ich mich nun weiter fort;
Traf dann endlich, fern am Rande
Dieſes Marktes, einen Ort,
Wo die Weisheit ihre Hallen
Aufgeſchloſſen, und die Schaar,
Die um ſie verſammelt war,

Schien mit ihr ſich zu gefallen,
Ihrem Dienſte ſich zu weihn.

Nicht Alle, ſprach mein Freund, umfaſſen treu und rein
Die Gottheit dieſer Tempelhallen;
Der leere Sinn, ſo wie der eitle, naht ſich ihr;
Dem iſt ſie Zeitvertreib und dieſem Prunkgezier.
Die wahre Weisheit, die das Leben
Erhabner faßt und höher ſtellt,
Die hat in dieſer Handelswelt
Sich keinem Preiſe preisgegeben.
Die hohe Geiſtesbraut ergiebt
Sich nur dem Sinn, der ſie, nichts Andres in ihr liebt.
Dort jenen Mann, den ſtattlichſten von Allen,
Quält Ueberfluß an Geld und Zeit,
An Langweil und an Eitelkeit;
Er iſt darob mit ſich und ſeinem Glück zerfallen.

Wenn ſich zu lang ihm eine Stunde dehnt.
Er weiß: die Geiſtesleerheit gähnt
Nicht ohne Ruhm in jenen Hallen.
Ob er auch nicht die Wiſſenſchaften ehrt,
So nennt er ſich doch ihren Gönner,
Giebt ihnen Eſſen, und vermehrt
Um ſich den Kreis gelehrter Männer.
Gedankenlos benagt ſein träger Lebenstrieb
Die Frucht der Stunden fremder Mühe,
Wie dort im Königstraum die ſieben magern Kühe
Die fetten fraßen, und doch jede mager blieb.

Aber, ſagt' ich; es beweiſet
Eben dieſe Heuchelei,
Daß, mit ihrer Ziererei,
Doch die Zeit ſo ſchlecht nicht ſey,
Die ſo manches Werk euch preiſet.
Heuchelei bringt offenbar
Huldigung dem Beſſern dar.

Trug nicht unſre Zeit — entdeckend,
Beſſernd, und den beſſern Sinn
Tiefer, allgemeiner weckend —
Uns ſo mancherlei Gewinn?
Sollt' ihr gar kein Lob gebühren?
Wie bequeme Wege führen
Zu den Wiſſenſchaften hin!

Wahr iſt es, ſprach mein Freund — der Zeitgang iſt nicht träge,
Der Weg zum Wiſſen kurz und leicht, man rühmt es laut;
Wie man denn überhaupt die Wege,
Die durch die Länder ziehn, mehr als die Länder baut.

Man iſt der Wiſſerei gewogen;
Drob hat ein kluger Mann, wohl kennend, was gefällt,
Jetzt eine kleine Kunſt- und Wiſſenſchaftenwelt

Aus jener großen-ausgezogen,
Und leckend ſie dahin geſtellt.
Da mag nun Jeder ſich bequem und leicht ergötzen
An Kunſt und Wiſſenſchaft, nach ſeiner Weiſ' und Art.
Der Schlüſſel ward zu dieſen Schätzen
Im ABC-Buch aufbewahrt.
Man kann nun ohne viel Beſchwerden,
Und mit ein wenig Leſefleiß,
Ein Mann für die Geſellſchaft werden,
Der, was er nicht verſteht, doch zu bereden weiß.

III.

Wir erhoben uns, und wandten
Unſern Weg und unſern Sinn
Nach den Altarſtellen hin,
Wo der Weisheit Opfer brannten;
Leuchtend waltete ſie da,
Sammt den herrlichen Genoſſen,
Die den Lichtkreis um ſie ſchloſſen,
Den ich mit Entzücken ſah;
Da begegnete zur Feier
An der Weisheit Hochaltar,
Seliger und innig-freier,
Sich der Weiſen edle Schaar.

Die Freiheit, ſprach mein Freund, mit ihrem ſüßen Frieden
Entfloh dem Niederdruck, und ihre Huldgeſtalt
Schien gänzlich aus der Welt geſchieden,
Wo Wahnſinn herrſchet und Gewalt.
Doch ſie verließ uns nicht, ſie hat ſich hingeflüchtet
In's Heiligthum der Wiſſenſchaft;
Da hat ſie ſtill ſich einen Thron errichtet;
Da herrſcht ſie nun; ihr Königthum heißt Kraft.
Sie wandelt nicht im Glanz, ihr ſchöner Schmuck iſt Klarheit.
Sie zündete der Wahrheit Fackel an,
Und heiligte das Reich der Wahrheit,
Die der gefürchtete Tyrann
Nur fürchten, nicht zerſtören kann.
Die Wiſſenſchaft, in ihrem reinſten Streben,
Iſt dem Beruf geweiht, die Menſchheit zu erheben,
Wohin geheimnißvoll ein leiſes Ahnen zieht;
Ihr Seyn iſt ein verklärtes Leben,

Und das Reich Gottes ihr Gebiet.
Wer sie verstößt zum Dienst der niedern Sinne,
Auf daß sie einen Sitz, geschmückt, bequem und reich,
Im Erdendaseyn ihm gewinne,
Verstößt sich selbst aus ihrem Himmelreich.

Hier wandeln wir auf weihevollen Spuren;
Hier schimmert in die junge Zeit
Herüber die Vergangenheit,
Mit ihren hohen Lichtnaturen;
Hier strahlte Leibniz hell und weit
Hin über unsre deutschen Fluren,
Und Funken der Begeistrung fuhren
Durch das Gebiet der Dunkelheit.

Wolf leitete den Strahl der Zeit
In junge Seelen, die — was auch der Wahnsinn
dräut —
Sein unerschreckner Muth entzündet.
Die Morgenröthe stieg, und schon

War tief des Lichtes Thron gegründet;
Die dunkelsten der Nachtgestalten flohn;
Unsterblichkeit und Gott verkündet
Der sanfte, klare Mendelssohn.
Unsterblichkeit hat jenen Kranz gewunden,
Der seines Phädon Weihaltar umflicht;
Und ewig blüht um seine Morgenstunden
Das milde, frische Morgenlicht.

Mit ihm war Lessing, dieser Streiter
Für Recht und Licht; vor dieses Zweiflers Macht
Erschrak und floh der Wahn, der blinde Sohn der Nacht.
Vom Anbeginn hat uns der edle Zweifel weiter,
Als träger Glaube je', gebracht.

Noch war der Nebeltag nicht fern, und nur gemildert
Durch manchen schönen, heitern Strahl:

Da kam der Mann, der uns Nothankers Noth geschildert,
Und sammelte die Strahlen allzumal;
Er faßte die zerstreuten Flammen
Des jungen Lichts in einen Kreis zusammen,
Der den ergrimmten Widerstand
Von dunkeln Mächten überwand. —
Schon will es wieder Abend werden;
Es nachtet hier und dort; wir sind getrost, wir sehn —
Wie sieghaft auch die Nächtler sich gebehrden —
Noch Funken jener Zeit um heitre Stirnen wehn.

Was ist, fragt' ich, mit dem Greise,
Der, in neu-gebahntem Gleise,
Dort, wie Einer, der verneint,
Mit dem Kopfe schüttelnd, leise
Zu sich selbst zu sprechen, scheint?

Der, sprach mein Führer, ist der Königsberger Weise,
Den wir schon auf dem Markt des Goldes, vor dem Kreise
Der hohen Erdengötter sahn.
Dort, bei den Mächtigen und Großen,
Dort ward er ausgelacht und kalt zurückgestoßen
Mit seinem schönen Friedensplan.
Das muß uns sehr begreiflich scheinen;
Er wollt' als Philosoph und Christ,
Das, was so selten nur und schwer vereinbar ist,
Er wollte Recht und Macht vereinen;
Und darum ward er dort verlacht;
Sie ließen ihm das Recht, und hielten sich zur Macht.
Er glaubt' es gut mit aller Welt zu meinen;
Nur bei der Weltweisheit, trotz ihrem hellen Blick
Wohnt selten, selten! Weltgeschick.
Auch konnte hier und da sein störendes Erscheinen

Nicht sonderlich willkommen seyn:
Unschonend riß er Altes ein;
Weil er sich gänzlich ab von alten Göttern neigte,
So zürnte drob der Weisen Zunft;
Er, ruhig wie ein Gott, er zeigte
Die Grenzen irdischer Vernunft.
Da kamen freilich ganze Schaaren,
Sich und das Alte zu bewahren,
Und ihn, wo möglich, todt zu schrein;
Da solches nicht gelang: so riß man selbst mit ein.

Um bei dem neuen Bau nicht müßig zuzuschauen,
Fing Jeder selber an zu bauen;
Was wir noch an den Trümmern sehn,
Um welche, bleich und stumm, die Schatten
Verstorbener Philosophieen gehn,
Die kurze Zeit gewaltet hatten.
Ihn rühret das Geschrei der Freund' und Feinde nicht
In seinem heiligen Gedankenkreise;

Ganz unbefangen ſtellt der Weiſe
Dahin ſein Ideal von Recht und Pflicht,
Zwar etwas kalt; er wehrt ſogar die ſüße Wonne
Der Tugend ab vom Tugendideal.

Jetzt aber folge mir zu einer mildern Sonne!
Da blüht das Göttliche hell auf im wärmern Strahl.
Begleite mich zu jenem ſanften Hügel!
Melodiſch tönen dort die Flügel
Der Lüfte, wie durch einen Liederhain;
Da ſtrahlt ein Heiligthum, da zogen Götter ein.
Jacobi waltet dort; er hob aus kaltem Lande,
Wo minder freudiglich die Himmelsblume blüht,
Das Göttliche vom grübelnden Verſtande
Hinüber in's prophetiſche Gemüth.
Hinweg gewandt vom lärmenden Gewühle
Der Afterweisheit, die den großen Markt durchtönt,
Hat dieſer Mann mit dem Gefühle
Den ſcharfen, hellen Geiſt verſöhnt. —

Ein Lichtpunkt iſt im tiefſten, innern Leben,
Woraus das Gottgefühl, Gefühl der Tugend ſprießt,
Und ihr, der Tugend, iſt ein Himmel mitgegeben,
Der um ihr Daſeyn ſich ergießt.

Verweilen laß uns noch in dieſes Tempels Weihe.
Begeiſtert lehrt hier Cajetan
Den Jugendſinn, den er für Licht und Kraft gewann;
Das iſt der von dem Wahn verfolgte, freie,
Der furchtlos-helle Gottesmann.

Hoch befriedigt ging ich weiter;
Und mir zeigte mein Begleiter
Einen ernſten Mann, der ſaß
Einſam in der Fern', und las.

Dort, ſagt' er, iſt der Raum, wo dunkle Träume ſchweben,
Wo in verhüllten Sinngeweben,
Wie eine Sphinx, die Weisheit Hamanns ſitzt.
Der alte Magus hat ſein tiefes, frommes Leben

Mit einer ſchimmernden Gedankennacht umgeben,
Worin es ſommernächtig blizt.
Er liebt, im myſtiſch-dunkeln Elemente
Geheimnißvoller Weisheit ſich zu drehn;
Da lieſt er nun ſich ſelbſt, er könnte
Serſt bald ſich ſelber nicht verſtehn.

Aber, fragt' ich, iſt der freie,
Heitre Mann nicht ein Prophet,
Der im Tiefſinn ſeiner Weihe,
Dort, wo jene Ceder ſteht,
Durch die Tempelſtille geht?

Iſt Herder, ſprach mein Freund, vor welchem die Geſichte
Der Urwelt klar vorüberziehn;
Auf ihm ruht Hamanns Kraft, jedoch in hellerm Lichte;
Prophetiſch zu ihm ſprach der Gott in der Geſchichte,
Der, Strahlen werfend, ihm erſchien.

Wir ſehn an ſeiner Stirn das Gotteszeichen glühen,
Wenn er das Buch der Menſchheit überblickt;
Wir ſehn's, wenn er mit Hellas ſanften Kränzen
Des Morgenlands erhabne Cedern ſchmückt.
Er wandte, vom Getös der Schwätzer hart gedrückt,
Sich zürnend weg, und hin zur Feier ſeiner Muſen:
Da warf verſöhnt ſein freier Geiſt
Der heil'gen Nacht ſich an den Buſen,
Der Sternenmutter; die ſein hoher Hymnus preiſt.

Wer iſt endlich jener Weiſe,
Der mit ſeinem Jüngerkreiſe
Da durch die Platanen geht?
Iſt es doch, als ob den Zweigen,
Die auf ihn herab ſich neigen,
Hauch des Genius entweht?

Der, hört' ich nun, iſt einer von den Söhnen
Der ächten Weisheit; Licht iſt ſein Gedankenkreis.
O, dieſen Mann der Wahrheit ſoll ein Reis

Aus Kants geweihtem Lorbeer krönen!
Er trug in jenen Götterhain
Des Tiefſten unſrer Weiſen — Klarheit,
Die Tiefen zu erſpähn, hinein:
Das iſt der Held im Kampfgebiet der Wahrheit.
Mit unerſchrecknem Muthe ficht
Die Waffenſchärfe ſeiner Rede
Für Heiliges, für Recht und Licht;
Er liebt das Recht, und haßt die Fehde;
Die Wahrheit kämpft, ſie hadert nicht.
Und ob ein hoher Blick ihn achtet,
Ob er ihm droht — ihn irrt es nicht;
Er leuchtet, wie das Sonnenlicht,
Nach Höh'n und Tiefen, wo es nachtet,
Und zieht den Heuchler vor Gericht.
Und kann er auch die dunkeln Stellen,
So ihn umlagern, nicht erhellen:
Doch Raum gewinnt vor ihm der Nächtler Streben
nicht.

Wir blicken gern nach jenem Pleißathale,
Da ſtellt ein heitres Bild ſich dar;
Ihn feiert die, von ſeinem Strahle
Erleuchtet' und erwärmte Jüngerſchaar.
Auch Albion wird ihn erkennen,
So lang' es hellen Geiſt und freie Rede ſchätzt;
Mit ſeinem Canning wird es auch den Deutſchen nennen,
Der jenem Ehrenmann ein Ehrenmal geſetzt.

Weiter zogen wir, da kamen
Uns entgegen hier und dort
Viel, noch viel verehrte Namen.
Wieder nahm mein Freund das Wort:

Hier laß uns noch an einer Urne weilen,
Die Garve's Namen trägt! Fürwahr, ein theures Haupt!
Der Tod mit ſeinen fürchterlichſten Pfeilen
Hat dieſes Edeln uns beraubt.

Ihm, seinem opfervollen Streben,
Verlieh die Weisheit ihre ganze Huld:
So lehrt' er uns durch Wort und Leben
Die Kraft und Hoheit der Geduld.
Frei stand er da, in seines Wortes Klarheit,
Vor Friedrichs Geist, der, siegreich wie sein Schwert,
In's Reich der Wahrheit drang, und Wahrheit
Zu hören fähig war und werth;
Er führt' im würdigsten teutonischen Gewande
Den weisen Tullius, wie er von Recht und Pflicht
Zu seinem Volke sprach, und noch zur Nachwelt
spricht,
Verherrlicht führt' er ihn dem deutschen Vaterlande
Des minder deutschen Fürsten zu.
Kein Gnadenblick der Huld konnt' ihn hinunter drücken
Zur Schmeichelkunst. — O, laß die Stelle seiner
Ruh,
Mit Veilchen laß uns sie und Eichenlaube schmücken.

Sanfter rausche hier die Luft!
Sagt' ich leis', und der mit Cypich
Reich durchwebte Veilchenteppich
Decke leicht des Weisen Gruft! —
Als ich nun, nach meiner Weise,
Still und sinnend weiter schlich,
Nahr' ich unerwartet mich
Einem großen Männerkreise.
Lengstig war es hier; die Luft
Schien von Schmeichelopferungen,
Nicht mit leisem Weihrauchduft,
Nein! mit Weihrauchdampf durchdrungen.

Dieß Wesen, sprach mein Freund, befremdet dich!
So höre denn, begann er feierlich:
Die alte Nacht hat einen Stern geboren,
Für den ist noch kein Nam' erkoren.
Da sitzen nun die hochgelahrten Herr'n,
Solch einen Namen zu erwählen;

Um dann den neugebornen Stern
Damit recht feſtlich zu vermählen.

Aus dem feierlichen Chor
Trat ein kleiner Mann hervor,
Den die Andern hören ſollten.
Dieſer kleine Mann erſchien
Mit von ſelbſt gebognen Knie'n,
Die nur immer knieen wollten.
Im erhabnen Rednerflug
Schaut' er nach den Himmelsfernen,
Und erhob, beredt genug,
Einen Namen zu den Sternen,
Der den Fluch der Erde trug.

O ſchweiget! rief er aus, ihr Redner und ihr Sänger!
Die hohen Sterne ſprechen länger,
Als ein vergänglich Blatt! Napoleon, den Mann,
Den Unausſprechlichen, den Gott der Zeit, den kann

Den darf allein die Sternenwelt vergöttern!
Du, nenn' ihn, jüngſter Stern, den fernſten Zeitenteih'n!
O du, den wir mit ſeinem Namen weih'n!
So führen wir ihn jetzt aus unſern Zeitungsblättern
Geraden Weg's zum Himmel ein.
Zwar hat er hier und da die Welt mit Blut gedünget;
Allein, bedurfte ſie wohl dieſes Düngers nicht?
Seht, wie, von ſeines Geiſtes Licht
Erleuchtet und erwärmt, die Alte ſich verjünget!
Wie Alles raſch hervor aus friſcher Knospe bricht!

Da entbrannt' in mir die Rüge
Flammenhell, und ich begann:
Welch ein Grau'l! Wer zog der Lüge
Solche Feierkleider an!
Vor der offnen Sonnenklarheit
Scheut ſich die Verworfne nicht:

So verſpottet ſie das Licht
In dem Feuerblick der Wahrheit!
Welch Geſchlecht! — Ich wollte fort;
Doch mein Führer nahm das Wort:

Sey nicht zu laut mit deines Zornes Blitzen!
Die Schmeichellüge, Freund, iſt von Geſchlecht
Ein Hoffräulein, und hat bei Höfen immer Recht.
Ich weiß von hundert Fürſtenſitzen
Nur Einen, dem ſie ſich zu nahen nicht erfrecht.
Sie miſcht am Thron in jeden Becher,
Mit ſchlauem Witz und fein gewandt,
Ein Gift, wovon in dem gekrönten Zecher
Nichts weiter ſtirbt, als der Verſtand.

Trauernd irrt' ich auf und nieder;
Aber wo ich ging und ſtand
Auf dem tollen Markt, ich fand
Die verruchte Buhlin wieder,
Die, mit Sacrilegenhand

Und verläumderiſchen Tücken,
Seinen Kranz dem Edeln raubt,
Um damit das Sünderhaupt
Des Verworfenen zu ſchmücken.
Künſte, die auf Hellas Flur,
Wo ſie Paradieſe pflanzten,
Unter Einem Lorbeer tanzten,
Rein und wahr, wie die Natur,
Traten ſelbſt in ihre Spur,
Brachten die Vergötterungen
Ihrer höchſten Huldigungen
Einem eiteln Wüthrich dar;
Und der prächtige Barbar,
Der in Weihrauchdampf ſich hüllte,
Stellte ſich den Muſen hold,
Die er frech und kalt mit Gold
Und Verachtung überfüllte.
Das war toll! Ich wollte gehn,
Nichts mehr ſehn, und Nichts mehr hören;

Dennoch ließ ich mich bethören,
Mich noch Einmal umzuſehn.
Aus dem nahen Pallaſt klangen
Hymnentöne, die da ſangen:
Verjünge dich, du abgelebte Welt!
Ein Glanzgeſtirn iſt aufgegangen!
Ein Sultanſohn, ein kleiner Held,
Begnadigt' unſre Zeit, und kam in ihr zur Welt!
Gieb, Siegesgöttin, gieb dem zarten Arme Schlangen!
Ein junger Hercules, erdrücken wird er ſie;
Die helle Götterſpur umblüht ihm Mund und Wangen;
Dem Blick, der ſchen dich ſucht, dem widerſtehſt du nie;
Der Augenſtrahl iſt ſchwanger von Gewittern,
Vor denen einſt die Zeit erſchrecken wird und zittern!
Der, ein Halbgott? fragt' ich, wie? —
Doch man winkte, daß ich ſchwiege;

Und der kleine Halbgott ſchrie
Seine Antwort aus der Wiege.

Welch göttliches Geſchrei, rief fernher ein Poet,
Kommt aus der kleinen Majeſtät!
Dieß göttliche Geſchrei, o mög' es fortgedeihen!
Es will zum Mars den hohen Knaben ſchreien!
So werden wir in ihm dann nie
Den großen Kriegesgott vermiſſen,
Der, wie wir vom Homer es wiſſen,
Als er verwundet ward, wie Zehnmaltauſend ſchrie.

Dem Sultan, ſprach mein Freund, geſtel die Schmeichelgabe,
Sie leuchtet ihm als Wahrheit ein;
Denn iſt ein Halbgott ſchon der ihm geborne Knabe,
So muß wohl Er ein Ganzer ſeyn.

Nein! ich konnt' in meinen Blicken
Nicht den Zorn mehr unterdrücken,

Der aus meinem Herzen brach!
Aber mein Begleiter ſprach:

Was zürnſt du, Freund? Das Menſchenleben kreiſet
Durch Nacht und Licht, durch Licht und Nacht;
Doch haben es, wie die Geſchichte weiſet,
Jahrtauſende nicht klug gemacht.
Es konnte nimmer ſich vereinen
Um Freiheit und Genuß; die Menſchen häuften dann,
Was Allen eigen war, auf Einen;
Und der vertheilt davon, was ihm beliebt, fortan.
Er — unter andern Wunderſachen —
Kann, was er nicht kann; denn er kann
Aus niedern Seelen, hohe Menſchen machen. —
Mir fällt dabei die Welt der Thiere wieder ein;
Ob nun die Thierwelt ſich, in ihrem Thun und Seyn,
Die Menſchenwelt zum Muſterbild erwählet?
Ob umgekehrt? ich weiß es nicht; allein
Mein altes Fabelbuch erzählet:

Der große Thiersultan hielt Landestag; das ist
Ein gutes Ding, das man nicht gern im Staat ver-
mißt;
Da müssen sich dem Thron die Landesstände nahen,
Um, was der Herrscher will, verstummend zu bejahen.
Ein Jeder fühlt, wohin ihn seine Pflicht versetzt;
Nur, wer vor dem Gebot sultanischer Entwürfe,
Dem Range nach, zuerst, zuletzt und ganz zuletzt
Sich neigen und verstummen dürfe:
Darüber sprach man ziemlich dreist,
Mit freiem Untersuchungsgeist.
In Ueberlegung wird sogleich der Rang genommen;
Da zankten sich nun Ja und Nein.
So war man endlich dann zu dem Beschluß gekommen:
Das schönste Thier soll auch fortan das erste seyn.
Der Affe stellt sich dar, und alle Thiere lachen!
Erschüttert hatt' er oft des hohen Sultans Leib;
Ein Affe weiß viel Spaß zu machen;
Und Sultans Majestät, wenn sie bequemlich wachen,

Das heißt: regieren will, verbraucht viel Zeitvertreib;
Da brummt ein ernster Bär: Fort mit dem grauen Affen!
Hat die Natur nicht selbst für häßlich ihn erklärt?
Solch Mittelding von Mensch und Vieh! was ist es werth?
Doch plötzlich schweigt er still, wie vor gezückten Waffen,
Als der Monarch empor von seinem Sitze fährt:
Was — spricht die Majestät — hat hier Natur zu schaffen?
Wer hat den Einfluß ihr in unserm Reich gewährt?
Zum schönsten Thier erklären Wir den Affen!
Die Schönheit sey fortan ein eignes Recht, das Wir
Als Vorrecht jedem Affenthier,
Kraft unsres Machtworts, anverleiben!
Und dabei hat es sein Verbleiben!

Der Bär geht fort, und brummt, jedoch ganz heimlich nur:

Das Vorrecht giebt die Macht, den Vorzug die Natur.

Was meinst du, schloß mein Führer, da wir schieden,
Wer dieser Bär wohl sey, dem Solches widerfuhr?
Der Bär bist du! Von unsern Adamiden
Empört dich Alles: Ruhm und Reichthum, Ehr' und Glück!
Geh' du in deinen Wald zurück!
Geh' hin, mein Freund, und leb' in Frieden! —
Doch willst du bleiben: gut! so laß die Dinge gehn,
So, wie sie eben gehen sollen!
Laß ruhig, was du doch nicht ändern kannst, geschehn!
Was man nicht ändern kann, muß man nicht ändern wollen!

Doch — ob die Menſchheit ſich auch tauſendfach
verirrt —
Der Menſch ſoll nimmer ſich verzweiflungvoll gebehr-
den;
Zum Lichte geht's durch Nacht, zur Ruhe durch Be-
ſchwerden.
Kein Paradies, nur was der Menſchheit Noth thut,
wird —
Das ſpricht in uns ein Gott — es wird und muß
ihr werden!
Gedenke jenes Stroms, der mit den Stürmen ringt,
Die rückwärts ſeine Wellen zwingen,
Er wird — was auch dem Sturm gelingt —
Im tiefern Grunde ſtill zu ſeinem Ziele dringen;
Nur ziemt es wohl, von Zeit zu Zeit,
Den thörig-ſtrebenden, verworrenen Geſtalten,
Von Trug und Lug und Eitelkeit,
Doch einen Spiegel vorzuhalten.

So mein Freund! Ich ſtand nun da,
Unmuthvoll und voll Gedanken,
Daß ich ſo getäuſcht mich ſah;
Doch, mit wem nun ſollt' ich zanken?
Wahrheit ſucht' ich und Gehalt
Bei Gepräng und Schimmerthaten,
Recht und Milde bei Gewalt;
Glaubts Dingen, die doch bald
Ihre Lügen ſelbſt verrathen.
Heil erwartet' ich vom Glück. —
Ein Gebrannter ſcheut das Feuer:
Und ſo kauft' ich — freilich theuer —
Von dem Markte mich zurück.
Hier, wo endlich nun die Ruhe
Gern die ſanfte Hand mir beut,
Die auf Alles, was ich thue,
Ihre Abendblumen ſtreut;
Hier, wo Alles von mir ſcheidet,
Was den raſchen Sinn empört:

O, hier leb' ich ungestört,
Ungekränkt und unbeneidet,
Nicht mehr fern von meiner Gruft,
Athme leicht, so wie die Luft,
Die da unter Rosen weidet.
Wie ein Hirt der kleinsten Flur,
Wo ich nichts vom Glück begehre,
Bet' ich, daß mein Alter nur
Nicht des Saitenspiels entbehre.
Hier wo Alles, was ich litt,
Wie ein rauher Ton verklinget,
Naht die Freundschaft sich, und bringet
Ihren stillen Himmel mit.
Wie ein Licht in dunkeln Fernen,
Gingst, Elisa, du mir auf:
Unter deinen heil'gen Sternen
Wandelt meine Nacht herauf.

Halle,
gedruckt bei Friedrich Ruff.